CALILA UND DIMNA,

eine

Reihe moralischer und politischer Fabeln,

des

PHILOSOPHEN BIDPAI.

aus dem Arabischen übersetzt

von

C. A. SALMBDE,
Professor der morgenländischen Sprachen an der königlich Norwegischen Friederichs Universität, und Mitglied der Asiatischen Gesellschaft in Paris.

GEDRUCKT IN DER LUNDHISCHEN BUCHDRUCKEREI
von C. L. Rosenow.
1832.

Dem Herrn Baron

SILVESTRE DE SACY,

MITGLIED DES INSTITUTES UND DES KÖNIGLICHEN RATHES FÜR DEN ÖFFENTLICHEN UNTERRICHT IN FRANKREICH, OFFIZIER DER EHRENLEGION, RITTER DES KAISERLICH RUSSISCHEN St. ANNEN-ORDENS ZWEITER CLASSE, u. s. w.

Europas berühmtestem Orientalisten

WIDMET DIESE UEBERSETZUNG

MIT DANKBARKEIT, HOCHACHTUNG UND FREUNDSCHAFT

!

sein ewiger Schuldner

C. A. HOLMBOE.

Vorrede.

Der Entschluss, vorliegendes Werk zu übersetzen, ist nicht blos eine Folge des Interesses, mit welchem ich es selbst gelesen habe; sondern die allgemeine Zustimmung, deren es sich in dem gröfsten Theile Asiens und Europas zu erfreuen gehabt hat und noch erfreut *), brachte mich auf die Vermuthung, dafs es auch in Norwegen günstig würde aufgenommen werden. Als indessen die Arbeit fertig war, fand ich keinen Verleger zu einer norwegischen Uebersetzung, und nahm daher gern das Anerbieten des Hrn. Professors Lundh an, den Verlag zu übernehmen, wenn ich es ins Deutsche übersetzen liefse, eine Sprache, welche auch in Norwegen in den gebildeten Ständen ziemlich allgemein gelesen wird.

Zwar weifs ich gar wohl, dafs das Buch schon zuvor, vielleicht gar mehr als Ein Mal, ins Deutsche übersetzt worden ist; solches ist aber, so viel ich habe in Erfahrung bringen können, so lange her, dafs diese Uebersetzungen jetzt wahrscheinlich aufser dem Buchhandel sind. Ueberdies gleichen sie wol kaum dem arabischen Texte mehr, als Urenkel ihren Urgrofseltern; denn sie haben sich, wie die meisten andern europäischen Uebersetzungen, theils nach einer oder der andern der verschiedenen persischen und türkischen, theils nach einer lateinischen des Johannes de Capua, betitelt: Directorium humane vite, alias parabole antiquorum sapientum, gestaltet, welche ihrerseits aus einer Hebräischen, einem Rabbi Joel zugeschriebenen entstanden ist.

Die älteste arabische hat dagegen den Vorzug, dafs sie der Quelle näher und vielleicht die einzige ist, welche der Gegenstand einer kritischen Behandlung gewesen, nämlich in der Ausgabe derselben, welche der gegenwärtigen zum Grunde liegt, und welche in Paris im Jahre 1816 unter dem Titel: Calila et Dimna, ou Fables de Bidpai, en arabe &c. par M. Silvestre de Sacy herauskam.

*) Es ist nämlich in das Pehlwi, in die hebräische, syrische, arabische, persische, hindustanische, malayische, türkische, griechische und die meisten europäischen Sprachen übersetzt.

Die Uebersetzung, welche hiemit dem Publicum vorgelegt wird, ist nach meiner Handschrift von Hrn. P. Treschow Hanson, Lehrer an der hiesigen Kriegsschule u. s. w., einem sowol in der deutschen, als norwegischen Literatur vortheilhaft bekannten Manne, verfafst und zwar dermafsen, dafs ich jeden Bogen seiner Uebersetzung durchgesehen und häufig mit dem arabischen Texte verglichen habe, damit sich die Uebersetzung einer Uebersetzung, wie so oft geschieht, nicht gar zu sehr vom Originale entfernen möchte. Sonach kann dieselbe als geradezu aus der arabischen in die deutsche Sprache übertragen betrachtet werden.

Schliefslich mufs ich noch den Lesern von etlichen Auslassungen und Veränderungen, welche ich mir erlaubt habe, Rechenschaft ablegen. Da die Weiber in einem grofsen Theile Asiens, zumal in den muhamedanischen Ländern, von dem geselligen Verkehre der Männer ausgeschlossen sind, dreht sich die Unterhaltung dieser nicht selten um Materien, welche ein gebildeter Europäer für höchst unanständig halten würde in einer Gesellschaft von gutem Tone zur Sprache zu bringen. Daher kommt es denn auch, dafs man in ihren Werken bisweilen auf Stellen stöfst, welche der europäische Geschmack als schmutzig verdammt, und welche ein Uebersetzer einem gebildeten Publicum nicht ohne Bedenken vorlegen kann. Einige dergleichen Stellen im Bidpai habe ich abgeändert, nämlich S. 15, wo ich statt anus Nase und statt petere niesen, imgleichen S. 5 statt testiculi Schwanz setzte. Wo Schakale als handelnde Personen auftreten, habe ich Füchse, als ein bekannteres Thier, eingeführt, welches mit jenen mehrere gemein und sich in Europa in demselben Grade, wie das Schakal im Morgenlande, durch List und Schlauigkeit bemerklich gemacht hat.

Aus obigem Grunde habe ich S. 58 in der Uebersetzung die Erzählung von einem Soldaten und seinen Gefangenen, welche im arabischen Texte S. 148 und 149 zu lesen ist, sonst aber nur an einigen Stellen einzelne Sätze weggelassen.

Mancher Leser möchte sich vielleicht an diesem und jenem stofsen, welches ich habe stehen lassen; allein die Grenzlinie läfst sich mit keiner mathematischen Sicherheit ziehen, und ich fürchtete, durch zu vieles Abändern und Wegschneiden dem Buche zu viel von seinem eigenthümlichen Gepräge zu rauben.

Inhalt.

		Seite
Einleitung		1
Erstes Capitel.	Der Löwe und der Ochse	1
	Der Zimmermann und der Affe	5
	Der Fuchs und die Trommel	11
	Der Mönch	14
	Der Rabe und die Schlange	19
	Der Schwan und der Krebs	19
	Der Löwe und der Hase	22
	Die drei Fische	25
	Der Floh und die Bremse	28
	Der Wolf, der Rabe und das Kamel	35
	Der Vogel Titevi und der Meergeist	39
	Die Schildkröte, die nicht gutem Rathe folgte	39
	Die Affen und der Vogel	42
	Der Betrüger und der Einfältige	43
	Bestrafter Betrug	45
Zweites Capitel.	Untersuchung der Sache Dimnas	48
	Das untreue Weib	51
	Der selbstgemachte Arzt	57
	Der Falkenier, welcher falsche Beschuldigungen gegen die Frau seines Herrn vorbrachte	63
Drittes Capitel.	Die Ringeltaube	68
	Das Weib, welches Scham feilbot	71
	Der Wolf	71
Viertes Capitel.	Die Eulen und die Raben	81

Seite

Die Elephanten und die Hasen . . 88
Die Katze als Schiedsrichterin zwischen dem Hasen und der Nachtigall . 90
Die Bande, welche den Mönch antrat und ihm den Bock nahm 93
Der Kaufmann, der dem Diebe um seiner Frau willen verzieh 96
Der Mönch, der von dem Räuber und Teufel errettet wurde, als sie uneins wurden 96
Der Zimmermann, der seinen Ohren mehr glaubte als seinen Augen . . 98
Die Maus, welche die Ratze zum Manne wählte 100
Die Schlange, welche den König der Frösche auf ihrem Rücken trug . 103

Fünftes Capitel. Der Affe und die Schildkröte . . . 107
Der Esel ohne Herz und Ohren . . . 110

Sechstes Capitel. Der Mönch und das Hermelin . . . 113
Der Mönch, welcher Oel und Honig über sein Haupt schüttete 114

Siebentes Capitel. Die Ratze und die Katze 117

Achtes Capitel. Der König und der Vogel Fenzeh . . 124

Neuntes Capitel. Der Löwe und der fromme Fuchs . . 131

Zehntes Capitel. Haz, Belaz und Iracht 139

Eilftes Capitel. Die Löwin, der Reiter und das Schuhar 151

Zwölftes Capitel. Der Mönch und der Gast 157

Dreizehntes Capitel. Der Reisende und der Goldschmied 159

Vierzehntes Capitel. Der Prinz und seine Gefährten . 164

Einleitung.

In welcher Sprache die Fabeln Bidpais ursprünglich verfafst sind, weifs man zwar nicht mit völliger Gewifsheit; allein es ist höchst wahrscheinlich dafs der Verfasser ein Indier war, und sie in der alten indischen Sprache, Sanscrit genannt, geschrieben hat. Denn, wiewol Einige sie für ein Werk des Persers Abd-Allah Ben-Almokaffa erklären, sind doch weit mehr und zuverlässigere Zeugnisse dafür, dafs sie einen indischen Ursprung haben, und dafs der Letztgenannte blos ein Uebersetzer ist. Aufser den mehreren arabischen und persischen Verfassern nämlich, welche ausdrücklich erklären, dafs Bidpai ein Indier war, und sein Werk in seiner Muttersprache geschrieben hat, findet man auch einige von den Fabeln in den sanscritischen Werken *Pantschatantra* und *Hitupadesa* *). Auch lassen sich die im Buche vorkommenden Namen leichter aus der Sanscrit-Sprache, als aus der arabischen herleiten, wie auch mehrere von den Thieren, die als handelnde Personen auftreten, eigentlich in Indien zu Hause gehören, z. B. Affen, Schildkröten und andre.

Nach einer sehr verbreiteten Sage, schickte der persische König *Nuschirwan*, welcher von 531 bis 579 nach Christo regierte, einen Arzt, *Barzuieh*, nach Indien, um die Fabeln Bidpais zu holen, von welchen er hatte reden hören. Barzuieh übersetzte sie ins Pehlwi, Persiens damalige Sprache, und scheint derjenige zu seyn, welcher zu kalila und Dimna verschiedene andre indische Fabeln hinzugefugt hat, welche in Be-

*) Man vergleiche die Vorrede zu *Hitupadesa*, herausgegeben von *Colebrooke*, Calcutta 1810. Le Pantcha-Tantra, ou les cinq ruses, fables du brahme Vichnou-Sarma, trad. par l'abbé Dubois, Paris 1826. 8vo. Hitupadesas, ed. Schlegel et Lassen, Bonnæ 1829. 4to; und Journal asiatique. Tome II. p. 150. mit Seite 103 in dieser Uebersetzung.

treff des Inhaltes eigentlich damit in keiner Verbindung stehen, allein doch in allen jetzt vorhandenen Uebersetzungen, sowol Manuscripten als Ausgaben, damit vereinigt sind. Diese Uebersetzung war eins der wenigen Werke in der Pehlwi-Sprache, welche dem Bücherbrande der Araber entgingen, als sie etwa sechzig Jahre später Persien eroberten; und nach demselben war es, dafs Abd Allah Ben-Almokalla, (welcher zuvor Feueranbeter war und Rusbeh hiefs), nach seiner Bekehrung zum Islam das Werk um das Jahr 750 nach Chr., während der Regierung eines der ersten abbasidischen Chalifen, des Salla oder Manzur, ins Arabische übersetzte.

Sowol die indische Urschrift, als die Pehlwi-Uebersetzung sind wahrscheinlich sehr frühzeitig verloren gegangen; denn die ganze Stammtafel der zahlreichen asiatischen und europäischen Uebersetzungen des Buches hat die arabische an der Spitze. Hieraus kann man sich auch leicht die Vermuthung erklären, welche mehrere sogar morgenländische Verfasser geäufsert haben, dafs diese Uebersetzung das Original sey.

Aufser den vierzehn Capiteln, welche die gegenwärtige Uebersetzung enthält, findet man in der arabischen noch vier Vorreden, welche in der Ausgabe *Silvestre de Sacys* ungefähr zehn Bogen einnehmen; da sie aber keinen integrirenden Theil des Werkes ausmachen, habe ich, um das Buch nicht zu voluminös zu machen, es blos für dienlich gehalten, eine kurze Analyse derselben, besonders nach *de Sacys mémoire historique sur le livre, intitulé Calila et Dimna*, zu geben.

Die erste Vorrede ist von *Behaud Ben Sahwan*, einem Perser, welcher in derselben den Anlafs der Verfassung des Buches also erzählt:

"Nachdem Alexander (der Grofse) die Könige im Westen bezwungen hatte, wandte er seine Waffen gen Osten. Er siegte über alle Könige in Persien und den andern Landen, welche es wagten, sich ihm zu widersetzen. Auf seinem Zuge nach China forderte er den Fürsten, welcher damals über Indien regierte, Namens *Fur*, oder nach Andern *Furek* auf, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen und ihm zu huldigen. Anstatt zu gehorchen, bereitete sich *Fur* zum Kriege, und ergriff alle nöthigen Mafsregeln, um sich seine Unabhängigkeit zu sichern. Da Alexander, welcher bisher nur schwachen Widerstand gefunden hatte, von den furchtbaren Vertheidigungsanstalten des indischen Königes benachrichtigt wurde, fürchtete er, bei dieser Gelegenheit einen Widerstand zu finden, welcher den Glanz seiner Waffen verdunkeln könnte; besonders fürchtete er sich vor den Elephanten der Indier. Er beschlofs daher, seine Zuflucht zur List zu nehmen. Und nachdem er die Sterndeuter wegen des zur Ausführung seiner Plane günstigsten Tages um Rath gefragt hatte, liefs er aus Erz hohle Gebilde von Reitern und Pferden verfertigen und diese mit Naphta und Schwefel füllen, und befahl, dafs man sie mit Reitzeug und Kleidern versehe, wie auch im Augenblicke, wann die Schlacht begänne, die brennbaren Materialien, die sich darin fänden, anzündete.

Als der zur Ausführung angesetzte Tag gekommen war, liefs Alexander den indischen König von neuem zur Unterwerfung auffordern. Dieser leistete eben so wenig jetzt, wie zuvor, Folge und die Schlacht begann. Fur hatte seine Elephanten in das erste Glied gestellt. Die Leute Alexanders liefsen nun die ehernen Gebilde, welche sie heifs gemacht hatten, vorrücken; und sobald die Elephanten sie mit den Rüsseln erfafsten und sich an ihnen brannten, warfen sie die auf ihren Rücken Sitzenden ab, ergriffen die Flucht, traten sie nieder und zermalmten alle diejenigen, auf welche sie stiefsen. Nachdem das ganze indische Heer auf diese Weise in Unordnung und Verwirrung gebracht worden war, forderte Alexander mit lautem Geschrei den Fur zum Zweikampfe heraus. Dieser nahm die Aufforderung an und fand sich alsbald auf dem Kampfplatze ein. Sie kämpften mehrere Stunden, ohne dafs sich der Sieg für Einen von ihnen erklärte. Alexander fing an, zu zweifeln, als seine Armee auf seinen Befehl ein lautes Geschrei erhub. Der indische König, welcher glaubte, seine Truppen würden unversehens von einer feindlichen Abtheilung angegriffen, welche vielleicht aus einem Hinterhalte hervorbräche, wandte sich, um zu sehen, was vorfiele, und Alexander, diesen Augenblick benutzend, versetzte ihm einen Hieb, der ihn vom Pferde warf, und tödtete ihn mit einem einzigen Streiche. Die Armee der Indier fing sodann die Schlacht von neuem an mit dem Entschlusse, lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Sie wurden indessen abermals besiegt und gaben den Verheifsungen Alexanders Gehör. Nachdem er nun die Angelegenheiten des Landes geordnet und Einen seiner Hauptleute an die Stelle Furs zum Könige eingesetzt hatte, verliefs er Indien, um die Ausführung seiner Plane fortzusetzen. Kaum war er hinweg, als die Indier das Joch abschuttelten, welches er ihnen auferlegt hatte, und einen Mann von königlichem Geblüte, Namens *Dabschelim*, zum könige erwählten.

Als Dabschelim sich auf dem Throne befestigt sah, inmafsen das Glück alle seine Unternehmungen begunstigt hatte, liefs er seinen Leidenschaften den Zugel und übte eine grenzenlose Zwingherrschaft über seine Unterthanen aus. Es befand sich gerade damals in seinen Staaten ein Brahme, Namens *Bidpai*, welcher im Rufe grofser Weisheit stand und von jedem in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt wurde. Da dieser Philosoph den durch Uebermuth irregeleiteten Fursten zu einer gerechten und menschlichen Denkweise zurückzuführen wünschte, versammelte er seine Schüler, um sich mit ihnen wegen der Mafsregeln zu berathen, welche man zur Erreichung dieses Zweckes ergreifen müsse. Er stellte ihnen vor, dafs es sowol ihre Pflicht, als auch ihr Vortheil sey, dem Könige die Augen über die Fehler seiner Verwaltung zu öffnen; und um sie zu überzeugen, dafs sogar Schwäche, wenn sie von listiger Gewandtheit unterstützt wurde, das Ziel erreichen könnte, wo Macht und Gewalt nichts ausrichteten, erzählte er ihnen die Fabel von den Fröschen, welchen es gelang,

mit Hülfe der Vögel sich an dem Elephanten zu rächen, welcher sie niedertrat.

Die Schüler Bidpais machten Entschuldigungen, dafs sie über diese Sache keine Meinung äufsern könnten; und stellten dem Philosophen die Gefahren vor, denen er sich durch die Ausführung eines so kühnen Vorhabens aussetzen würde. Bidpai erklärte ihnen, dafs er sich durch nichts bewegen lassen würde, von seinem Vorhaben abzustehen; er werde sich zum Könige begeben und ihm Vorstellungen machen. Und er bat sie, sich wieder bei ihm zu versammeln, wenn sie erfahren, dafs er vom Hofe zurückgekommen sey. Darauf entliefs er sie.

Bidpai begab sich nunmehr zum Könige. Als er Audienz erhielt, grüfste er ihn, sagte aber nichts. Dabschelim, verwundert über dieses Stillschweigen, zweifelte nicht, dafs er ihm nicht eine wichtige Sache mitzutheilen hätte; er redete ihn daher zuerst an und bat ihn, ihm anzugeben, weswegen er gekommen sey, fügte aber hinzu, dafs, wenn er sich mit Dingen bemengte, welche sich die Könige selber vorzubehalten pflegten, er der Strafe seiner Kühnheit gewärtig seyn müfste. Als der Philosoph sich Erlaubnifs ausgebeten und erhalten hatte, mit Freimüthigkeit zu reden, fing er an, ihm die Eigenschaften zu entwickeln, welche den Menschen von andern Thieren unterscheiden, nämlich Weisheit, Mäfsigung, Vernunft und Gerechtigkeit: Eigenschaften, welche alle Tugenden in sich schlössen und welche denjenigen, bei dem sie vereinigt wären, über allen Wechsel des Glückes und alle Unfälle erhöben. Er sagte darauf, wenn Zeno im Reden sey eine Wirkung der Ehrfurcht, welche ihm die Gegenwart des Königes einflöfst; die Weisen empfählen nichts so sehr an, als Schweigen; allein nichts desto weniger wolle er sich der Freiheit bedienen, welche ihm der König zugestehe. Er ging darauf zur Sache über und tadelte den Dabschelim, dafs er nicht die Tugenden seiner Altvordern nachahme, deren Macht er geerbt, sondern seinen Unterthanen das schwere Joch der Zwingherrschaft auferlege; und ermahnte ihn, seine Aufführung zu ändern. Dabschelim, aufser sich vor Ingrimm, machte ihm lebhafte Vorwürfe wegen seiner Tollkühnheit und gab Befehl, ihn zu kreuzigen; allein man hatte sich nicht sobald des Philosophen bemächtigt, um den Befehl des Königes zu vollziehen, als er seinen Sinn änderte und sich damit begnügte, ihn ins Gefängnifs zu werfen. Als dieses bekannt wurde, zerstreuten sich die Schüler des Braminen und suchten ihre Sicherheit in fernen Landen. Es verfloss nun eine lange Zeit, ohne dafs Dabschelim an Bidpai dachte, und ohne dafs jemand wagte, dem Könige seinen Namen zu nennen. Allein in einer Nacht, da der König nicht schlafen konnte, dachte er nach über die Bewegung der himmlischen Körper und das Weltsystem. Als er sich vergebens bemühte, eine Aufgabe über den Umlauf der Sterne zu lösen, fiel ihm Bidpai in den Sinn, und ihn reuete die Ungerechtigkeit, welche er gegen ihn begangen hatte. Er liefs ihn sogleich ho-

len, und befahl ihm, alles zu wiederholen, was er das erste Mal gesagt hatte. Bidpai gehorchte, nachdem er versichert hatte, dafs seine Absichten rein seyen; und Dabschelim, welcher ihn mit Aufmerksamkeit und Zeichen der Reue anhörte, liefs ihm die Fesseln abnehmen und erklärte ihm, er wolle ihm die Verwaltung des Reiches anvertrauen. Bidpai willigte nur mit Mühe darein, diesen Posten anzunehmen. Sobald seine Erhöhung bekannt wurde, kamen seine Schüler eiligst aus ihrer freiwilligen Verbannung zurück in die Staaten Dabschelims; und sie stifteten hier auf immer ein Fest zum Andenken der glücklichen Veränderung des Verhaltens des Königes.

Bidpais Verwaltung hatte für das Reich und den König die glücklichsten Folgen, und Dabschelims Tugenden brachten alle Könige Indiens unter seine Botmäfsigkeit; denn sie wetteiferten, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Bidpai versammelte nun seine Schüler und legte ihnen Rechenschaft ab von den Beweggründen, die ihn vermocht hatten, sein Leben und seinen eigenen guten Namen und Ruf für das Wohl des Reiches zu wagen, und unterrichtete sie, dafs der König ihm aufgetragen hätte, ein Buch zu verfassen, welches die wichtigsten Vorschriften der Weisheit enthalten sollte. Er forderte sie auf, einzeln über den Gegenstand zu schreiben, welchen jeder selbst wählen möchte, und ihm ihre Arbeiten vorzulegen, welches sie ihm auch versprachen *).

Als sich nämlich Dabschelim auf dem Throne befestigt sah und sein gutes Verhalten ihm alle seine Feinde unterwürfig gemacht hatte, erstrebte er eine andre Art Ehre. Seine Vorgänger in der Regierung hatten alle ihren Namen an irgend ein Werk, verfafst von den Weisen und Philosophen ihres Zeitalters, geheftet. Da er nun ein ähnliches Denkmal seiner Regierung wünschte, fand er keinen Andern, als Bidpai im Stande, seinen Plan auszuführen. Er rief ihn daher zu sich, unterrichtete ihn von seiner Absicht und bat ihn, ohne Verzug anzufangen, ein Werk abzufassen, welches blos dazu bestimmt zu seyn scheinen sollte, die Sitten des Privatmannes zu bilden, dessen wahre Moral aber wäre, den Königen beizubringen, wie sie regieren müfsten, um sich den Gehorsam und die Treue ihrer Unterthanen zu sichern. Er gab ihm auch den Wunsch zu erkennen, dafs in diesem Werke die ernsten Gebote der Moral und die strengen Vorschriften der Weisheit mit erheiternden Erzählungen und anziehenden Anekdoten vermischt würden. Auf Verlangen des Brahmanen verwilligte ihm der König ein Jahr zur Ausarbeitung dieses Werkes und wies ihm die dazu nöthigen Gelder an.

Bidpai glaubte anfänglich, er müsse seine Schüler zusammenberufen und sich mit ihnen über das Verfahren berathen, welches am zweckmäfsigsten seyn könnte, den Plan des Koni-

*) Dies widerspricht dem, was so gleich angeführt werden wird; ich habe aber nicht geglaubt, es auslassen zu dürfen.

ges zu seiner Zufriedenheit auszuführen. Er sah aber bald ein, dafs er auf alle fremde Hülfe verzichten, selber diese Arbeit übernehmen, und blos einen seiner Schüler als Schreiber brauchen müsse. Er versah sich sofort mit Papier und den für sich und seinen Schreiber auf ein Jahr nöthigen Lebensmitteln, und schlofs sich mit ihm in einem Zimmer ein, wozu jedem Andern der Zutritt verboten war. Hier beschäftigte sich der Philosoph ohne Aufhören mit der übernommenen Arbeit, dictirte seinem Schüler und sah in der Folge durch, was dieser geschrieben hatte. Solchergestalt wurde das Werk vollendet, und gedieh zu vierzehn Capiteln, deren jedes eine Frage und eine Antwort auf diese Frage enthielt. Diese Capitel wurden darauf in ein Buch zusammengethan, welches Bidpai *das Buch von Kalila und Dimna* nannte. Bidpai liefs in diesem Werke Hausthiere, wilde Thiere und Vögel auftreten, damit gewöhnliche Leser darin Kurzweil und einen angenehmen Zeitvertreib finden, während sinnige Menschen daraus Stoff zu ernsten Betrachtungen schöpfen könnten. Er wollte auch, d[illegible] alles dasjenige, was dem Menschen in der Einrichtung [illegible]s Lebenswandels, der Anordnung seiner Angelegenheiten, [illegible] Regierung seiner Familie, kurz in Bezug auf sein ganzes Glück in diesem und dem künftigen Leben nützlich wäre, darin vereinigt gefunden würde, wie auch, dafs er daraus lernete, den Fürsten zu gehorchen, und sich vor allem dem zu hüten, was keine Bedingung seiner Glückseligkeit ist.

Bidpai bestimmte das erste Capitel zu einer Darstellung, wie es zwei Freunden geht, wenn sich ein lugenhafter Betrüger in ihre Gesellschaft drängt. Er wollte, dafs ihn sein Schüler, nach dem vom Könige gefafsten Plane, in diesem Capitel dermafsen redend einführe, dafs die Vorschriften der Weisheit darin mit angenehmen Erzählungen abwechselten. Bidpai bedachte indessen, dafs die Weisheit ihren ganzen Werth verliert, wenn sie mit eitelm Geschwätze vermengt wird. Es däuchte daher sowol ihm, als seinem Schüler äufserst schwierig, in dieser Hinsicht den Wunsch des Königs zu erfüllen, da es ihnen plötzlich einfiel, zwei Thiere das Gespräch führen zu lassen. Während dadurch die Wahl der Personen Stoff zur Belustigung gäbe, könnte Weisheit in die Unterredungen eingeflochten werden, welche man ihnen in den Mund legte. Dieser Plan verband sonach sowol, was den wenigen Geschmack der Unkundigen und des grofsen Haufens befriedigen, als auch die Aufmerksamkeit der Weisen erregen konnte.

Ein Jahr verfloss auf diese Weise, ohne dafs Bidpai und sein Schüler ihre Arbeit unterbrachen oder ihren Aufenthaltsort verliefsen. Zu der festgesetzten Zeit liefs der König den Bidpai fragen, ob er sein Versprechen gehalten hätte. Auf die bejahende Antwort des Examinen, berief der König eine zahlreiche Versammlung der Grofsen des Reiches und der Gelehrten. Bidpai begab sich dahin, begleitet von seinem Schüler; und in der Anwesenheit des Königes und seines Hofes las er allda sein ganzes Buch vor, und erläuterte dem Könige den

fahalt jedes Capitels. Dabschelim war damit überaus zufrieden und bat den Bidpai, jede Belohnung zu verlangen, welche er wünschte. Der Philosoph begnügte sich, zu begehren, dafs das Buch abgeschrieben werden möchte, gleichwie die Bücher, welche die Altvordern des Königes hätten verfassen lassen, und dafs es mit grofser Sorgfalt aufbewahrt würde, um nicht den Persern in die Hände zu fallen *). Die Schüler Bidpais erhielten darauf vom Könige grofse Geschenke.

Die zweite Vorrede handelt von der Sendung Barzuiehs nach Indien, welche ungefähr folgender Mafsen berichtet wird:

Der König Persiens, Nuschirwan der Gerechte, ein Kenner und Gönner der Wissenschaften, erhielt zufällig die Nachricht, dafs es in Indien ein Buch gäbe, welches die Grundlage jeder Wissenschaft sey, von welchem man unendlichen Nutzen ernten, Kenntnifs des zukünftigen Lebens erlangen und lernen könne, wie man sich der Fesseln aller Leidenschaften zu entledigen habe. Er befahl daher sofort seinem Wezier, Busurdschemihr, ihm einen verständigen Mann zu verschaffen, welcher sowol seiner Muttersprache, als auch des Indischen kundig, im Besitze grofser Kenntnisse und voll Eifers für die Gelehrsamkeit sey. Busurdschemihr stellte ihm als einen solchen Mann den kenntnifsreichen Arzt *Barzuieh* vor. Ihm ertheilte nun der König den Auftrag, nach Indien zu reisen, um jenes Buches habhaft zu werden. Nachdem die Sterndeuter einen günstigen Tag zur Abreise bestimmt hatten, zog er von hinnen, wohlversehen mit Geld. Am Hofe des indischen Königes verschaffte er sich sogleich durch seine Freigebigkeit viele Freunde und unter diesen einen sehr vertrauten, welcher ihm heimlich Gelegenheit verschaffte, eine Uebersetzung des verlangten Buches zu verfassen, wie auch einige andere abzuschreiben, welche er zur Freude Nuschirwans und seiner Hofleute mit sich zurück nach Persien brachte. Zum Lohne dafür befahl der König seinem Schatzmeister dem Barzuieh alle seine Schätze zu öffnen und ihm zu erlauben, zu nehmen, was er wollte. Barzuieh wählte sich ein Kleid, und da Nuschirwan in ihn drang, dafs er etwas mehr verlangen möchte, erbat er sich, dafs der Wezier Busurdschemihr beauftragt würde, eine Vorrede zum Buche Kalila und Dimna zu verfassen, worin er Bericht gäbe von dem Leben und den Begebenheiten Barzuiehs, da er dieses für einen weit gröfsern und dauerhaftern Ruhm ansähe, als alle Schätze. Der König gewährte seinen Wunsch, und befahl seinem Wezier, allen ersinnlichen

---

*) Dies bezieht sich auf den Nationalhafs, welcher immer zwischen den Persern und Indiern obgewaltet hat und von Seiten der letztern um so heftiger gewesen, da ihr Land oftmals von persischen Eroberern überschwemmt worden ist.

Fleifs an die Verfassung des Lebens Barzuiehs zu wenden. Busurdschemihr unterzog sich sogleich der Arbeit und beschrieb das Leben Barzuiehs gerade von der Zeit an, dafs ihn seine Eltern in die Schule thaten, sowol seine erste Reise nach Indien, um heilende Kräuter zu suchen, als auch die zweite nach dem Buche, und pries seine Kenntnisse, Talente und Verdienste. Als er dem Könige gemeldet hatte, dafs er fertig sey, versammelte dieser die vornehmsten Männer seines Königreiches und befahl dem Wezier, vorzulesen, was er verfafst hätte, während Barzuieh neben ihm stand. Der König und alle Anwesenden waren über die Mafsen vergnügt mit dem Werke und dankten dem Busurdschemihr, welcher ein Gewand zum Ehrengeschenk erhielt.

Die dritte Vorrede ist von dem arabischen Uebersetzer, Abd-Allah Ben Almokaffa, welcher eine Reihe Ermahnungen über die rechte Art ertheilt, wie das Buch zu lesen sey. Er ermahnt zuerst, sich nicht mit der äufsern Form der Erzählungen zu begnügen, sondern gegentheils den unter der Einkleidung der Fabeln verborgenen moralischen Sinn zu suchen. Nächstdem empfiehlt er, im Leben die weisen Lehren anzuwenden, welche das Buch enthält, inmafsen die Kenntnifs nichts nützt, wenn man sie nicht auf sein Leben anwendet, sondern denjenigen, bei welchem sie unfruchtbar liegt, noch lasterhafter und strafbarer macht. Der Weise, sagt er, mufs sich ein nützliches Ziel in allem stecken, was er sich vornimmt. Er mufs nicht zürnen, wenn Gott zuläfst, dafs ihn ein Zufall trifft, der unangenehm scheint, der aber nach dem Plane der Vorsehung einen glücklichen Ausgang für ihn bekommen wird. Er mufs auch nicht aus mifsverstandenem Vertrauen auf die Vorsehung unterlassen, zu arbeiten und seine Fähigkeiten anzuwenden, um sich zu verschaffen, was er bedarf; sondern seine Muhwaltungen mussen immer sichre und dauerhafte Güter zum Hauptzwecke haben. Der verständige Mann mufs ferner auf seiner Hut seyn vor seinen Leidenschaften, nicht glauben, was ihm jeder sagt, auch nicht eigensinnig bei unrechten Mafsregeln beharren, wozu ihn der Irrthum verleitet haben kann, an die unausbleibliche Wirkung der Beschlüsse des Himmels glauben, mit Muth und Standhaftigkeit handeln, Andern nichts thun, als was man will, dafs sie ihm thun sollen, und niemals seinen Vortheil auf Kosten Anderer suchen. Den Lesern wird ferner angerathen, sich nicht damit zu begnügen, das Buch oberflächlich durchzublättern, um dessen Bilder zu bewundern, sondern es mit aufmerksamem Ernste ganz durchzulesen.

Er schliefst mit der Erklärung, dafs die Verfasser des Buches während der Ausarbeitung vier Zwecke vor Augen gehabt haben: erstens, es anziehend für junge Leute zu machen, deren Geist unreif ist, indem sie verschiedenerlei Thiere reden und handeln lassen; zweitens, die Aufmerksamkeit der Fürsten durch die verschiedenen Thiere zu fesseln, welche darin geschildert

sind; drittens, dafs es, wegen des Vergnügens, welches alle Stände beim Lesen desselben finden würden, häufig abgeschrieben werde und auf die Weise zur spätesten Nachwelt gelange. Der vierte Zweck, sagt er, welcher die eigentliche Absicht des Buches ist, betrifft blos die Philosophen. Hiemit zielt er auf die tiefe Bedeutung, welche sich unter dem Gewande der Fabeln verhüllt.

Das vierte Capitel hat zur Ueberschrift: "*Das Capitel von Barzuieh, verfafst von Busurdschemihr Ben Baktegan.*" Der Inhalt ist kürzlich folgender:

"Barzuieh, der oberste unter den Aerzten Persiens, wird selbst redend und seinen Lebenswandel erzählend eingeführt. Er war der Sohn einer der vornehmsten und reichsten Familien unter den Magiern, und das liebste Kind seiner Eltern. Schon früh fafste er Vorliebe für die Arzeneikunde und widmete sich ihr bald ganz, nicht um damit Geld zu verdienen, sondern allein, um Gott zu gefallen, weswegen er keine Bezahlung von den Kranken nahm, welche er behandelte. Er hegte keinen Groll gegen die Aerzte, welche ihm an Geschicklichkeit nachstanden, ihn aber an Reichthum und Ansehen übertrafen; und wenn je zuweilen ihn die Lust anwandelte, ihr Ansehen zu untergraben, machte er sich selbst lebhafte Vorwürfe und erwog, wie werthlos alles Eitele sey. Er ermahnte sich selbst, sich nicht von dem schlechten Rathe und den gefährlichen Beispielen der Genossen und Freunde verführen zu lassen. Hiemit verband er Betrachtungen über die verschiedenen Religionen, welche unter den Menschen gefunden werden. Er wandte sich aus diesem Anlasse mit Fragen an mehrere; da aber keiner seine Zweifel zu heben vermochte, beschlofs er, der Religion seiner Väter treu zu bleiben. Doch war sein Entschlufs nicht von Dauer; denn nach neuen Betrachtungen über die Kürze des Lebens und die Ungewifsheit der Todesstunde, auf welche man jeden Augenblick bereitet seyn müsse, hielt er es für das vernünftigste, dergleichen Untersuchungen aufzugeben, welche seine Ungewifsheit nicht zu heben vermochten, und sich auf die Uebung solcher Handlungen einzuschränken, welchen sein Gewissen zustimmete und allen Religionen gemäfs seyen. Mit diesem Verhalten verband er einen unerschütterlichen Glauben an ein Leben nach diesem und an Belohnungen und Strafen in dem zukünftigen. Nichts schien ihm geeigneter, den Menschen glücklich zu machen, als die Uebung der Tugend und das Leben des Mönches, und er vermeinte, es sey ein hoher Grad der Thorheit, leichtsinnige und eitle Freuden jenem dauerhaften Glücke vorzuziehen, dessen uns nichts berauben kann. Je mehr er aber die weltlichen Freuden nachdachte, desto gröfsern Ekel fühlte er vor ihnen. Die Betrachtungen, welche er über ein religiöses und enthaltsames Leben anstellte, trugen dagegen nur dazu bei, seine Achtung gegen ein solches

zu vermehren. Er faſste daher den Entſchluſs, in eine ſolche Lage zu treten, wurde aber durch die Furcht abgehalten, nicht in derſelben verharren zu können und der Vortheile der Uebung ſeines Berufsfaches verluſtig zu gehen, in welchem er eine noch gröſsere Vollkommenheit zu erlangen wünſchte. Worin beſteht wol, ſagte er zu ſich ſelbſt, die Entbehrung und die Strenge des religiöſen Lebens, welche mir ſolchen Schrecken einflöſst, und welche ich fürchte, nicht aushalten zu können, im Vergleiche mit den Uebeln, welche ich die Freuden dieſes Lebens begleiten ſehe? Und welchen Vergnügen kann man übrigens in Genüſſen finden, welche ſo ſchnell durch den Tod vernichtet werden, und auf welche eine Ewigkeit von Marter und Pein folgt? Was ſind auf der andern Seite einige Jahre der Prüfung und Kaſteiung, wenn ſie zu einer Glückſeligkeit ohne Ende führen? — Hier macht Barzuich eine ſehr anziehende Schilderung von allerlei Widerſprüchen und Leiden, denen der Menſch gleich von ſeiner Bildung im Mutterleibe an bis zum letzten Seufzer ausgeſetzt iſt. Er ſchlieſst daraus, daſs der Verſtändige jederzeit die Ewigkeit vor Augen haben müſſe, und daſs, wer anders handelt, ein Thor ſey, der entweder Mitleid oder Verachtung verdient. Es ſcheint ihm daher nothwendig, ſich der weltlichen Luſt zu entreiſſen, um ſich allein mit ſeinem Schickſale im künftigen Leben zu beſchäftigen, zumal in einem Zeitalter, wie das ſeinige, in welchem trotz der Talente und Tugenden eines weiſen und kraftvollen Monarchen doch Alles ſich zu verſchlechtern und zu verfallen ſcheine, indem das Laſter triumphire und die Tugend hintangeſetzt, die Wahrheit verachtet und die Lüge in Ehren gehalten werde, die Böſen des Glückes ſich erfreueten und die Rechtſchaffenen unglücklich und unterdrückt wären. Barzuich wundert ſich darüber, daſs die Menſchen, begabt mit Vernunft, und die vorzüglichſten aller erſchaffenen Weſen, ihrer Würde uneingedenk wären und ſich nur mit weltlichen Dingen abgäben, während ſie ihren wahren Vortheil vernachläſſigten. Einige ſinnliche und augenblickliche Genüſſe beſchäftigten alle ihre Geiſteskräfte und hielten ſie von dem ab, was weit erheblicher ſey. Barzuich ſtellt darauf das Menſchenleben in einem Gleichniſſe dar. Das menſchliche Geſchlecht, ſagt er, gleicht einem Manne, der die Flucht ergreift vor einem wüthenden Elephanten und in einen Brunnen hinabſteigt, wo er ſich an zwei Aeſten hält, welche über der Oeffnung liegen, indem er die Füſse auf irgend eine Hervorragung unten im Brunnen ſetzt; allein dies ſind vier Schlangen, welche die Köpfe aus ihren Löchern emporſtrecken; am Boden ſieht er einen Drachen, welcher mit offenem Rachen auf den Augenblick wartet, wo er hinabfallen wird, um ihn zu zerreiſſen. Er richtet darauf den Blick auf die beiden Aeſte, an denen er ſich hält, und ſieht, wo ſie aus dem Baume herausſchieſſen, zwei Ratzen, eine ſchwarze und eine weiſse, welche unaufhörlich an ihnen nagen. Zugleich fällt ſein Auge auf einen Bienenſtock dicht neben ſich, und er macht ſich daran, Honig zu eſſen; und der Genuſs, welchen

er darin findet, läfst ihn die Schlangen vergessen, auf welcher er steht, die Ratzen, welche an den Aesten nagen, an denen er hängt, und die Gefahr, welche jeden Augenblick droht, die Beute des Drachen zu werden, der auf den Augenblick lauert, wann er hinabstürzt, um ihn zu verzehren. Seine Unbesonnenheit und Selbsttäuschung hört nur mit seinem Leben auf. Der Brunnen ist die Welt, voller Gefahren und Elendes. Die vier Schlangen sind die vier Säfte, deren Mischung unsern Körper bildet, welche aber, wenn ihr Gleichgewicht gestört wird, eben so viele tödtliche Gifte sind. Die beiden Ratzen, die schwarze und die weifse, sind der Tag und die Nacht, deren Abwechselung unser Leben aufzehrt. Der Drache ist das unvermeidliche Ziel, das unser aller harrt; der Honig endlich sind die sinnlichen Vergnügungen, deren falsche Süfsigkeit uns verführt und von dem Wege ablenkt, auf welchem wir wandern müssen.

Er beschlofs endlich, in demjenigen Stande zu bleiben, in welchem er war, und sein Thun und Handeln so viel wie möglich zu bessern, in der Hoffnung, doch endlich einen tüchtigen Wegweiser zu finden. Er beschäftigte sich zugleich mit dem Abschreiben von Büchern, machte die Reise nach Indien und kam von da zurück, nachdem er das Buch Kalila und Dimna abgeschrieben hatte.

Diese Vorrede ist besonders dadurch merkwürdig, dafs die Betrachtungen Barzuiehs ohne Zweifel eine Schilderung der allgemeinen Denkart der persischen Philosophen damaliger Zeit (des sechsten Jahrhunderts nach Christo) enthalten.

Erstes Capitel.

Der Löwe und der Ochse.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai, den obersten der Braminen: "Erzähle mir eine Fabel von zwei Freunden, zwischen welchen ein listiger Lügner Zwiespalt anfacht, so dass er sogar Feindschaft und Hass zwischen ihnen stiftet." — Bidpai antwortete: "Wenn zwei Freunde so unglücklich sind, dass sich ein listiger Lugner zwischen ihnen einschleicht, kann es nicht lange dauern, ehe sie sich trennen und einander meiden. Folgendes ist ein Beispiel davon. Es war im Lande Destavend ein alter Mann, der drei Söhne hatte, welche, als sie erwachsen waren, das Vermogen ihres Vaters vergeudeten, und kein Gewerbe erlernt hatten, wodurch sie sich etwas verdienen konnten. Ihr Vater tadelte und schalt sie wegen ihres schlechten Verhaltens; unter andern sagte er: "Oh! meine Sohne! der Weltbürger trachtet nach drei Dingen, welche er nicht anders, als durch vier andere erlangen kann; was die drei Dinge betrifft, nach denen er trachtet, so sind es: Vermögen, Ansehen unter den Menschen und Vorrath für das andere Leben *) Anlangend die viere, welche nothwendig sind, um diese dreie zu erlangen, so sind es: Erwerb vom Vermogen auf die möglichst beste Weise; darnach dasjenige wohl zu verwalten, was man erworben hat; ferner dessen Vermehrung; und endlich die Anwendung desselben zum Nutzen im Leben.

*) So nennen die Mahammedaner alle guten Handlungen, wie Almosen, Beobachtung religiöser Ceremonien u. s. w.

zum Vergnügen der Familie und der Freuden, und dermaßen, daß man Nutzen davon im andern Leben hat. Derjenige, welcher irgend eins dieser Dinge versäumt, erlangt nicht, wornach er trachtet; denn erwirbt er nicht, so erhält er auch kein Vermögen, wovon er leben kann; hat er auch Vermögen und Wohlstand, geht aber nicht wohl damit zu Rathe, so wird das Vermögen bald ein Ende nehmen und er arm werden; und wenn er es hinlegt und keinen Vortheil davon zu ernten sucht, mögen keine noch so geringe Ausgaben vorhergehen, daß es nicht schnell verschwindet, gleich der Augenschminke, wovon man blos ein wenig Staub auf das Hölzchen *) nimmt, und dennoch hat sie schnell ein Ende. Und wofern er es auf eine unrechte Weise ausgibt, es an einen unrechten Ort hinlegt und es an der gehörigen Anwendung desselben fehlen läßt, alsdann wird er wie der Arme, der nichts besitzt, und sein Vermögen ist dann nicht sicherer vor Vernichtung durch allerlei Mißgeschick und Widerwärtigkeit, die ihm zustoßen kann, als das Wasser an einem Damme, wo es unaufhörlich zuströmt; hat er keinen Auslauf, Rinne oder Canal, wodurch es in hinreichender Menge ausströmen kann, dann verliert es sich, fließt weg und strömt nach vielen Seiten aus, und oftmals bricht es durch eine große Oeffnung und läuft über die Fluren."

Die Söhne des Greises nahmen die Rede ihres Vaters zu Herzen, dachten darüber nach, sahen ein, daß sie gut war, und richteten sich darnach. Der älteste zog nun von hinnen in ein Land, Meiun genannt, und k m auf seinem Wege an eine sehr morastige Stelle. Er hatte mit sich einen Wagen, gezogen von zwei Ochsen, deren einer Schenschch und der andere Beudchch hieß. Schenschch versank im Sumpfe. Der Mann und seine Leute gaben sich alle mögliche Mühe, ihn herauf zu bringen, vermochten es aber nicht, wornach der Kaufmann **) seines Weges zog und einen Mann zurückließ,

*) Dies bezieht sich auf den Gebrauch morgenländischer Damen, die Schönheit ihrer Augen durch Bestreichen der Augenlider mit einer schwarzen Masse zu erhöhen, deren Hauptbestandtheil Spießglanz ist.

**) D. i. der älteste der obgenannten Brüder.

welcher auf ihn Acht geben, und wenn der Sumpf vielleicht trocken würde, mit ihm nachkommen sollte. Als der Mann all da die Nacht verbracht hatte, ward er dessen müde und unmuthig; worauf er den Ochsen verliefs und sich zum Kaufmanne begab, welchem er erzählte, der Ochse sey todt, und sagte: "Wann des Menschen Mafs voll ist und seine Stunde geschlagen hat, und er gibt sich noch noch so viele Mühe, um sich vor den Dingen zu hüten, von denen er seinen Untergang fürchtet, kommt es ihm gar nichts; oft gereicht sogar seine Anstrengung im Vorsehen und Hüten ihm selber zum Schaden, wie man denn erzählt, dafs ein Mann durch eine Wüste reiste, welche durch wilde Thiere gefährdet war, was er wufste, ingleichen, dafs der Boden sandig war. Er war nicht weit gekommen, als ihm einer der wildesten Wölfe begegnete und sich gegen ihn kehrte. Sobald der Mann merkte, dafs der Wolf seinen Lauf gegen ihn nahm, sah er sich um rechts und links, um einen Ort zu finden, wo er Schutz vor dem Wolfe suchen möchte; allein er sah nichts als eine Stadt jenseits eines Stromes; er eilte daher hin nach der Stadt; als er aber an den Strom kam, sah er keine Brücke darüber, und merkte, dafs ihm der Wolf schon in den Fersen war, weswegen er sich ins Wasser stürzte, wiewol er nicht schwimmen konnte; und er wäre wol kaum dem Ertrinken entgangen, wenn ihn nicht einige Einwohner der Stadt zu Gesichte bekommen hätten; diese stürzten herbei, um ihn herauszuziehen; und sie brachten ihn herauf, als er nahe daran war umzukommen. Als nun der Mann zu ihnen gekommen und in Sicherheit vor den Klauen des Wolfes war, sah er am Ufer des Flusses ein abseits gelegenes Haus, und sagte: "Ich will in dieses Haus gehen und ausruhen." Als er hineingekommen war, traf er auf eine Räuberbande, welche einen Kaufmann angehalten hatte, im Begriff war, seine Güter zu theilen und ihn tödten wollte. Als der Mann dieses merkte, war er wegen seines eigenen Lebens besorgt und ging in die Stadt, wo er sich mit dem Rücken gegen eine Mauer setzte, um nach den schrecklichen Auftritten, die er erlebt, und von der darauf folgenden Erschöpfung auszuruhen. Siehe! da fiel die Mauer über ihn,

und er kam um." — "Du hast Recht," sagte der Kaufmann, "gerade dies ist mir begegnet".

Anlangend nun den Ochsen, so ging er, als er aus dem Schlamme heraufgekommen, von dannen und weilte lange auf einem fruchtbaren Gefilde, das reich an Wasser und grünen Kräutern war. Als er fett und unbekümmert geworden, begann er zu brüllen und erhob laut seine Stimme, indem ihn nach Kühen verlangte. In der Nähe war ein Wald, worin ein großer Löwe hauste, welcher der König dieser Gegenden war, und bei ihm waren viele wilde Thiere, Wölfe, Schakale, Füchse, Parder und Leoparden. Dieser Löwe war dunkelhaft und nahm niemals Rath von irgend einem seiner Genossen an. Als er nun das Gebrüll des Ochsen hörte und da er nimmer einen Ochsen gesehen noch dessen Gebrüll gehört hatte, blieb er auf seinem Flecke, ohne ihn zu verlassen noch hinauszugehen, und ließ sich seine Nahrung täglich von seinen Untergebenen bringen. Nun waren unter den wilden Thieren, welche ihn umgaben, zwei Füchse, deren einer Kalila und der andre Dimna hieß. Diese waren schlau, kundig und wohlgelehrt. — Dimna sagte zu seinem Bruder Kalila: "Mein Bruder, wie geht es mit dem Löwen zu, daß er immer auf seinem Flecke bleibt, ohne ihn zu verlassen noch auszugehen?" Kalila entgegnete: "Wie geht es denn mit dir zu, daß du nach solchem frägst; wir stehen an der Thür unsers Königes, um das zu greifen, wozu er Lust hat und das fahren zu lassen, um welches er sich nicht kümmert. Wir sind nicht solche Vertraute, die Könige des Gespräches würdigen und die in ihre Angelegenheiten hineinschauen. Schlage dir das aus dem Sinne und wisse, daß es *demjenigen, der sich mit einer Rede oder Handlung befaßt, die ihn nichts angeht, so ergeht, wie es der Zimmermann mit dem Affen machte.*" — Dimna sagte: "Wie ging es damit zu?" — Kalila antwortete:

Der Zimmermann und der Affe.

"Man erzählt, dafs ein Affe einen Zimmermann über einem Klotze sitzen und ihn mit zwei Keilen spalten sah. Dies setzte den Affen in Verwunderung. Als der Zimmermann in andern Verrichtungen weggegangen war, kam der Affe zum Vorschein und beschäftigte sich mit Dingen, die ihn nichts angingen. Er setzte sich auf den Klotz, so dafs er das Gesicht gegen den Keil und den Rücken gegen den Block kehrte, der Schwanz ihm aber in die Spalte hinabhing. Darauf riss er den Keil heraus, worauf denn die Spalte seinen Schwanz zusammenpresste und der Affe in Ohnmacht fiel. Nun kam der Zimmermann herzu, und, als er ihn auf seinem Platze sah, ging er hinzu und prügelte ihn; und was er von dem Knittel des Zimmermannes litt, war noch schlimmer, als was er von dem Klotze gelitten hatte."

Dimna sagte: "Ich habe gehört was du erzählt hast; aber wisse, dafs nicht jeder, welcher sich den Königen nähert, dies um seines Vorteiles willen thut; einige thun es, um ihre Freunde zu erfreuen und ihre Feinde zu beschämen; und es gibt Leute ohne Ehrgefühl, die sich über wenigen freuen und sich an einer Kleinigkeit genügen lassen, gleichwie der Hund, der einen abgenagten Knochen findet und sich darüber freut; allein Männer von Verdienst und Ehrgefühl begnügen sich nicht mit wenigem und sind nicht zufrieden, bis sie auf den Posten erhoben worden, den sie verdienen und der ihnen angemessen ist, gleichwie der Löwe, der nach einem Hasen jagt, allein eines Kameles ansichtig wird; er verlässt jenen und sucht das Kamel. Siehst du nicht, dafs der Hund mit dem Schwanze wedelt, bis du ihm etwas hinwirfst, dafs aber der wegen seiner Trefflichkeit und Stärke bekannte Elephant, wenn ihm sein Futter vorgelegt wird, nichts davon genießt, bis man ihn streichelt und schön mit ihm thut. Wer im Wohlstande lebt, Verdienste hat und seiner Familie und seinen Brüdern wohlthut, dessen Leben ist lang, währete es auch noch so kurz; allein wer habsüchtig, filzig ist und sich und den Seinigen das Nöthige versagt — der Begrabene ist mehr lebendig als

er, wer für seinen Bauch arbeitet, damit zufrieden ist und alles andere versäumt, der muſs unter das Vieh gerechnet werden."

Kalila sagte: "Ich habe gefaſst, was du gesagt hast; allein bedenke und wisse, daſs jeder Mensch eine gewisse Würde und Verdienst hat, wenn er nun in einer Lage ist, welche seinem Werthe entspricht, muſs er zufrieden seyn. Wir haben kein Verdienst, das uns mit der Lage mifsvergnügt machen kann, worin wir sind."

Dimna sagte: "Würden werden in Gemäſsheit der Talente vergeben und ertheilt. Das Talent erhebt den Mann aus Niedrigkeit zur Hoheit; allein derjenige, der ohne Talent ist, stöſst sich selbst von seiner Höhe zur Niedrigkeit hinab. Sich zur Würde erheben ist schwer, sich aber hinabstürzen leicht, gleichwie es schwer ist, einen groſsen Stein von der Erde auf die Schulter zu heben; ihn aber niederzulegen ist leicht. Wir müssen darum nach den höheren Würden trachten und sie durch unsere Talente zu erreichen suchen. Warum sollten wir mit unsrer Lage zufrieden seyn, wenn wir sie verändern könnten?"

Kalila sagte: "Was sind es denn für Pläne, mit denen du umgehst?"

Dimna sagte: "Ich wünsche, mich dem Löwen bei dieser Gelegenheit vorzustellen; denn der Löwe hat eine schwache Beurtheilungskraft; vielleicht könnte ich ihm aus diesem Anlasse näher kommen und einen Posten und eine Würde bei ihm erhalten."

Kalila sagte: "Woher weifst du, daſs der Löwe in Verlegenheit ist?"

Dimna sagte: "Durch Spürkraft und Scharfsinn habe ich es erfahren. Der scharfsinnige Mann kennt seinen nächsten Zustand und geheime Angelegenheiten aus seinem Aeussern, seinen Mienen und seinem Wesen."

Kalila sagte: "Wie kannst du einen Posten beim Löwen erwarten, du, der keinen Umgang mit dem Fürsten gehabt hat und nicht den Dienst bei Hofe kennt?"

Dimna sagte: "Der starke, kraftvolle Mann ermüdet nicht

bei einer schweren Last, ist er auch nicht des Tragens gewohnt; allein der Schwächling wird sie nicht tragen können, wäre dies auch sein Gewerb."

Kalila sagte: "Der Fürst nimmt mit seiner Gnade keine Rücksicht auf die Talentvollen, die sich ihm darstellen, sondern er bevorzugt diejenigen, die ihm am nächsten sind und ihn umgeben. Man sagt, der Fürst gleiche darin dem edeln Baume, der nichts licht als edle Bäume. Wie kannst du denn einen Posten beim Löwen hoffen, du, der nicht zu seinen Umgebungen gehört?"

Dimna sagte: "Ich habe alles gefaßt, was du gesagt und genannt hast, und du hast Recht; aber wisse, daß diejenigen, welche den Fürsten umgeben, nicht immer diesen Posten und diese Würde gehabt haben, sondern, nachdem sie zuvor in der Entfernung von ihm gelebt haben, sie dieselben erlangt, weil sie redlich und würdig waren. Auch ich will mir alle ersinnliche Mühe geben, um in eine ähnliche Lage, wie sie, zu kommen. Man sagt, daß am Hofe der Fürsten nur diejenigen einen dauernden Aufenthalt haben, welche der Blödigkeit die Thüre gewiesen, sich in Beeinträchtigungen fügen, ihren Zorn zügeln und freundlich gegen alle und jeden sind. Wenn man sich diese Eigenschaften erworben, hat man das Ziel errungen."

Kalila sagte: "Gesetzt, du bekommst Zutritt zum Löwen, was kannst du ihm dann nutzen, wodurch du hoffen könntest, einen Posten oder eine Würde bei ihm zu erhalten?"

Dimna sagte: "Wenn ich ihm erst nahe stünde und seinen Charakter kennete, wollte ich ihm mit Heiterkeit gehorchen, ihm selten widersprechen; und, wenn er etwas wünschte, das ihm gefiele, wollte ich es vor ihm rühmen, ihm Geduld beibringen, ihn unterrichten, was darin nützlich und gut ist, und ihn in dem Entschlusse bestärken, es zu erreichen, so daß seine Freude darüber groß werden könnte. Wenn er aber etwas wünschte, wovon man Schande und Schaden für ihn befürchten könnte, wollte ich ihm bemerklich machen, was für Schaden und Schande es nach sich ziehen könnte, und ihn vermögen, zu erwägen, wie heilsam und ehrenvoll es seyn würde, darauf zu verzichten. Vorausgesetzt nun, ich finde

Zutritt zu ihm, hoffe ich auf diese Weise beim Löwen in Würden zu steigen, und er soll an mir zu sehen bekommen, was er an keinem Andern sieht; denn der ausgelernte, schlaue Mann handelt, wenn er die Wahrheit verfälschen und die Lüge beschönigen will, wie der geschickte Maler, der an der Wand Figuren malt, die sich zu heben scheinen, ohne es zu thun, und andere, die vertieft zu seyn scheinen, ohne es zu seyn.

Kalila sagte: "Ob du nun so oder so redest, fürchte ich doch, es werde dir nicht gut beim Fürsten ergehen; denn seine Gesellschaft ist gefährlich. Es haben die Weisen gesagt: drei Dinge sind es, deren sich nur der Thor erkühnt, und die nur wenigen gedeihen, nämlich mit Fürsten umgehen, Weibern Geheimnisse anvertrauen und zum Versuche Gift trinken. Die Weisen haben den Fürsten einem hohen, unzugänglichen Felsengebirge verglichen, wo herrliche Früchte, köstliche Edelsteine und nützliche Heilpflanzen sind, welches aber zugleich ein Aufenthalt von Löwen, Leoparden, Wölfen und andern furchterlichen Ungeheuern, überdies schwierig zu ersteigen und noch schwieriger zum Aufenthalt ist."

Dimna sagte: "Du hast zwar Recht in dem, was du sagst; aber wer nichts wagt, gewinnt nichts, und wer etwas fahren läßt, wodurch er vielleicht seinen Wunsch erreichen könnte, aus Furcht vor etwas, dessen er vielleicht ganz Herr werden möchte, aus einem solchen wird nimmer etwas Großes. Man sagt es seyen drei Dinge, deren niemand andern als vermittelst eines ausgezeichneten Verstandes und großer Kraft theilhaftig wird, nämlich: Fürsten dienen, auf dem Meere segeln und gegen den Feind streiten. Die Weisen haben von dem edeln und rechtschaffenen Manne gesagt, daß er nur an zwei Orten gesehen wird, und daß ihm auch keine andern anstehen, nämlich entweder gesehen unter Königen oder gottergeben unter Frommen, gleichwie der Elephant, der sich nur an zwei Orten mit Würde und Anstand zeigt, nämlich entweder wild oder mit Königen auf dem Rücken."

Kalila sagte: "Gott stehe dir gnädig bei in deinem Entschlusse!"

Nunmehr ging Dimna hinweg, stellte sich dem Löwen

dar und begrüfste ihn. Der Löwe sagte zu einem der Anwesenden: "Wer ist der?" Er antwortete: "Es ist der und der, Sohn desa und desa." Der Löwe sagte: "Ich habe seinen Vater gekannt," und fragte darauf: "wo hältst du dich auf?"

Er antwortete: "Ich habe mich immer an der Pforte (am Hofe) des Königs aufgehalten in der Hoffnung, es möchte sich eine Gelegenheit darbieten, dem Könige mit meiner Person und meinem Rathe zu dienen; denn an den Höfen der Könige ergeben sich oft Umstände, wo man dessen bedarf, den man nicht achtet, und niemands Stand ist so niedrig, dafs nicht verhältnifsmäfsig einiger Nutzen und Vortheil durch ihn beschafft werden möchte, gleichwie ein Stück Holz, das auf den Boden hingeworfen ist, oftmals zu Nutze kommt, wenn es ein Mann nimmt und hinlegt, bis er es braucht.

Als der Löwe Dimnas Rede gehört hatte, fand er Gefallen an ihm und glaubte, er sey verständig und klug. Er ging daher hin zu den Anwesenden und sagte: "Siehe! dieser kluge und geschickte Mann ist niedrig und unansehnlich; er wird steigen und sich emporheben gleichwie die Flamme des Feuers; je mehr man in sie schlägt, desto mehr hebt sie sich empor."

Als Dimna wahrnahm, dafs der Löwe Gefallen an ihm fand, sagte er: "Des Reiches Unterthanen stellen sich dar an der Pforte des Königes, in der Hoffnung, dafs er den Umfang ihrer Kenntnisse kennen lerne. Man sagt, es seyen zwei Arten von Vorzug, des Kriegers vor dem Krieger und des Weisen vor dem Weisen; ja, sind der Gehülfen auch noch so viele und sie sind nicht geschickt, verderben sie oft das Unternehmen; denn die Hoffnung des glücklichen Erfolges beruht nicht auf der Menge der Gehülfen, sondern auf ihrer Tüchtigkeit. Es geht damit, wie es dem Manne geht, der schwere Steine trägt; er tödtet sich selbst damit und bekommt keine Bezahlung; und wie es dem Manne geht, welcher Masthäume braucht und sich nicht mit Schilfrohr begnügt, obgleich dessen viel ist. Du mufst daher nicht, o König, die Geschicklichkeit geringschätzen, welche du bei einem unansehnlichen Manne findest; denn der Niedrige wird oftmals grofs, gleichwie der Darmstrang; er wird von einem Aase genommen; wenn er aber an einen Bogen

gethan wird, kommt er sehr zu Ehren, so daſs selbst Könige ihn in die Hand nehmen und ihn sowol im Kriege, als auch zur Kurzweil brauchen."

Nun wünschte Dimna, den Leuten zu zeigen, daſs die Ehre, deren er beim Könige genoſs, sich auf seine Klugheit, Geschicklichkeit und Verstand gründe; denn zuvor wuſste man, daſs es war, weil der Löwe seinen Vater gekannt hatte. Darum sagte er: "Der Fürst nimmt keine Leute an, weil ihm ihre Väter nahe standen, und stöſst sie nicht weg, weil jene in der Entfernung standen; er muſs vielmehr bei jedermann auf dasjenige sehen, was in ihm wohnt; denn nichts ist dem Manne näher als der Leib; wenn aber etwas vom Leibe krank ist, so daſs es schmerzt, wird der Schmerz nur durch Heilmittel vertrieben, welche weit hergeholt werden."

Als Dimna diese seine Rede geendigt, bewunderte ihn höchlich der Löwe, antwortete ihm freundlich und zog ihn noch mehr hervor. Darnach sagte er zu seinen Hofleuten: "Es steht den Fürsten nicht an, die Rede der Wahrhaftigen gering zu achten. Es gibt in dieser Rücksicht zwei Arten von Menschen, nämlich eine Art, deren Character Bosheit ist; diese ist wie die Schlange; wenn jemand auf sie tritt und sie doch nicht beiſst, muſs er sich dadurch nicht von ihr täuschen lassen, daſs er abermals auf sie tritt; denn dann wird sie ihn beiſsen; darnach eine Art, deren Hauptcharakter Güte ist, diese ist wie der kalte Sandelbaum, der durch starkes Reiben heiſs wird und brennt."

Als nun Dimna in die Gesellschaft des Löwen aufgenommen und allein bei ihm war, sagte er eines Tages zu ihm: "Ich sehe, daſs sich der König immer an einem Orte aufhält, ohne ihn zu verlassen; was ist die Ursache dessen?" Während sie davon redeten, brüllte Schenzebeh sehr stark, wodurch der Löwe in heftige Bewegung gerieth, aber doch dem Dimna nicht mittheilen wollte, wie ihm zu Muthe sey; allein Dimna ward inne, daſs es dieser Laut sey, der den Löwen verlegen und bange machte, und fragte ihn: "Vielleicht setzt dieser Laut den König in Verlegenheit?" Jener antwortete: "Nichts als dieses hat mich verlegen gemacht." "Der König" sagte Dimna,

muſs nicht eines Lautes wegen immer an einem Orte bleiben; denn die Weisen haben gesagt: "Es ist kein Laut, vor dem man bange zu werden braucht." Der Löwe bat ihn, dieses in einem Beispiele zu erläutern. Dimna hub nun folgender Maſsen an:

Der Fuchs und die Trommel

"Man erzählt, daſs ein Fuchs in einen Wald kam, wo eine Trommel an einem Baume aufgehängt war; und jedes Mal, daſs der Wind in die Zweige dieses Baumes wehte, setzte er sie in Bewegung, daſs sie auf die Trommel schlugen, und es ward ein überaus starker Laut gehört. Der Fuchs ging dahin um des starken Lautes willen, den er hörte. Als er dahin gekommen war, bemerkte er, daſs die Trommel dick war, und glaubte als gewiſs, daſs viel Fett und Fleisch darin seyn muſste. Er machte sich über sie her, bis er ein Loch darin gewann. Als er nun sah, daſs sie hohl und leer war, sagte er: "Das verstehe ich nicht; je erbärmlicher ein Ding, desto stärker ist sein Laut und desto gröſser seine Masse." — Ich habe dir diese Fabel erzählt, damit du wissest, daſs, was diesen Laut anlangt, der uns schreckt, so werden wir ihn, wenn wir dahin kommen, weit unbedeutender finden, als wir uns vorstellen. Wenn es dem Könige beliebt, sende er mich dahin und bleibe an seinem Orte, bis ich ihm Bericht von diesem Laute bringe."

Der Löwe billigte seine Rede und erlaubte ihm, hin nach dem Laute zu gehen; worauf Dimna von hinnen nach dem Orte ging, wo sich Schenschek aufhielt. Sobald Dimna vom Löwen weggegangen war, dachte dieser über seine Lage, und es reuete ihn, daſs er den Dimna dahin gesendet hatte, und er sagte bei sich selber: "Ich habe nicht wohl daran gethan, daſs ich mich dem Dimna anvertraut, der schon vorher an meinem Hofe in niedrigen Diensten gewesen ist; denn, wenn sich ein Mann am Hofe des Königs aufgehalten hat, und seine Verdienste sind ohne seine Schuld verkannt worden, oder er ward bei seinem Fürsten ungerecht behandelt, oder er war ihm al begehrlich und gierig bekannt, oder es hat ihn ein Schein

und Unfall betroffen, und er hat ihm nicht geholfen, oder er hat etwas verbrochen und fürchtet Strafe von jenem, oder er hofft, dem könige durch irgend etwas schaden zu können, wovon er selber Vortheil ernten kann, oder er fürchtet vor Schaden in irgend etwas, wovon jener Vortheil haben kann, oder er ist ein Freund des Feindes des Königs und ein Feind seines Freundes: dann thut der König nicht wohl daran, übereilt solche in seinen Aufträgen zu senden, auf sie zu bauen und sich ihnen anzuvertrauen. Nun ist Dimna verschlagen und schlau, und hat sich schon zuvor an meinem Hofe aufgehalten in einer niedrigen Bedienung und ihm ist hart begegnet worden. Vielleicht hegt er schon deswegen einen heimlichen Groll gegen mich; vielleicht kann dies ihn dazu bringen, mich zu betrügen, meinem Feinde zu helfen und mich bei ihm zu verleumden; vielleicht findet er jenes brüllende Thier mächtiger als mich, und er macht sich mehr aus ihm als aus mir, und fasst deshalb Zuneigung gegen dasselbe mir zum Schaden." Darauf erhob er sich von seinem Orte und ging ein wenigen; als er aber den Dimna ansichtig ward, welcher kam und den Weg auf ihn zu nahm, wurde er froh und kehrte an seinen Ort zurück. Dimna kam nun zum Löwen herein, welcher sagte: "Was hast du ausgerichtet und was hast du gesehen?"

Er antwortete: "Ich habe einen Ochsen gesehen; der ist es, welcher Ursache des Brüllens und Lärmens ist, was du gehört hast." Der Löwe sagte: "Wie stark mag er wol seyn?"

Dimna sagte: "Er hat keine Kraft; ich ging nahe hin zu ihm und redete mit ihm so viel ich wollte, ohne dass er mir etwas thun konnte."

Der Löwe sagte: "Lasse dich dadurch nicht betrügen, noch sehe ihn für gar zu gering an; denn der starke Wind kümmert sich nicht um den schwachen Halm, sondern zerschmettert die hohe Palme und andre grosse Bäume."

Dimna sagte: "Sey nicht im Geringsten bange vor ihm, o König! und mache dir keine zu hohe Vorstellungen von ihm; ich werde ihn hieher zu dir führen und ihn zu deinem gehorsamen und unterthänigen Diener machen."

Der Löwe sagte: "Thue denn, wie dir gefällt."

Nun ging Dimna hinweg zum Ochsen und sagte ohne Furcht und Verlegenheit zu ihm: "Der Löwe hat mich zu dir gesendet, damit ich dich zu ihm führe, und er hat mir befohlen, dafern du gehorsam zu ihm eilest, dir Verzeihung wegen der Verschuldung zuzusichern, welche du auf dich geladen hast, daſs du dich nicht bei ihm eingefunden, um deine Aufwartung zu machen; allein, wofern du ferner wegbleibst und dich weigerst, werde ich zu ihm zurück eilen und es berichten."

Schenzebeh sagte zu ihm: "Was ist das für ein Löwe, der dich zu mir gesendet, wo ist er, und in welcher Lage?"

Dimna sagte: "Er ist der wilden Thiere König, hält sich da und da auf und hat bei sich ein grofses Heer seines Geschlechtes."

Schenzebeh erschrak, als er reden hörte von dem Löwen und den wilden Thieren, und sagte: "Dafern du mir Sicherheit meines Lebens gelobest, werde ich dir zu ihm folgen."

Dimna gab ihm eine solche Sicherheit, daſs er darauf baute, und ging nun von hinnen nebst dem Ochsen, bis sie zum Löwen hereinkamen. Der Löwe nahm den Ochsen wohl auf, liefs ihn nahe zu sich heantreten und sagte zu ihm: "Wann hist du in diese Gegenden gekommen, und was hat dich hieher gebracht?"

Schenzebeh erzählte ihm nun sein Abenteuer, worauf der Löwe sagte: "Sey mein Freund und bleibe bei mir, so werde ich dich ehren!" Der Ochse segnete ihn und dankte ihm.

Der Löwe erhob darauf den Schenzebeh, bevorzugte ihn, ging vertraulich um mit ihm, vertraute ihm seine Geheimnisse an und fragte ihn um Rath in seinen Angelegenheiten. Je länger er bei ihm war, desto mehr Gefallen fand er an ihm, desto mehr liebte er ihn und desto mehr erhobete er ihn, so daſs er an Würden der vornehmste seiner Hofleute wurde. — Als nun Dimna sah, daſs der Ochse vom Löwen mehr geachtet wurde, als er selber und die übrigen Hofleute, daſs er nicht nur seiner Plane, sondern auch seiner Gesellschaft theilhaftig war, wenn er der Geschäfte ledig war und sich erlustigte; faſste er einen starken Haſs gegen ihn, und seine Erbitterung überstieg alle Grenzen. Er beschwerte sich darüber gegen seinen

Er sprach Kalila und sagte: "Wunderst du dich nicht, mein Freund, über meinen thörichten Plan und mein Verhalten gegen mich selbst, indem ich nur darauf gesehen, was dem Löwen frommen könnte, und meinen eigenen Vortheil dermaßen vernachlässigt habe, daß ich zum Löwen einen Ochsen führte, der höher in Würden gestiegen ist, als ich selber?"

Kalila sagte: "Es ist dir gegangen, wie es dem Mönche ging."

Dimna sagte: "Wie ging es ihm?"

Der Mönch.

Kalila sagte: "Man erzählt, daß ein Mönch von einem Könige ein prächtiges Gewand erhielt. Ein Dieb sah es, und ihn gelüstete nach dem Gewand. Er ging daher zu dem Mönche und sagte zu ihm: 'Ich wünsche bei dir zu leben und von dir unterrichtet zu werden und Beispiel an dir zu nehmen.' Der Mönch nahm ihn in seine Gesellschaft auf; und jener nahm ein Beispiel an ihm in seinem Wandel und diente ihm mit Willfährigkeit, bis er einmal einen günstigen Augenblick ersah, jenes Gewand nahm und mit demselben von dannen ging. Als nun der Mönch sein Gewand vermißte, merkte er, daß sein Gewand angenommen, und begab sich auf den Weg nach einer gewissen Stadt, um ihn aufzusuchen. Unterwegs kam er zweien Böcken vorbei, die sich stießen, daß ihr Blut strömte; ein Fuchs kam herzu und leckte das Blut auf: allein während er beschäftigt war, das Blut aufzulecken, trafen ihn die Böcke, indem sie sich stießen, und tödteten ihn. Der Mönch ging fürbaß, bis er in jene Stadt kam; aber er fand da keine andere Herberge, als das Haus eines Weibes. Er kehrte ein und bat um Herberge. Bei dem Weibe war ein Mädchen, welches sie auszuleihen pflegte. Dieses Mädchen liebte einen Mann und sah viel auf ihn. Das behagte der Wirthin nicht, und sie hatte beschlossen, den Mann gerade in der Nacht zu tödten, als der Mönch Herberge bei ihr begehrte. Als der Mann kam, gab sie ihm

so viel Wein zu trinken, dafs er berauscht wurde und einschlief, und das Mädchen schlief an seiner Seite. Als sie nun in Schlaf gefallen waren, holte sie etwas Gift, welches sie in einem Rohr bereitet hatte, um es dem Manne in die Nase zu blasen; allein gerade, als sie im Begriffe stand, dies zu thun, begegnete es dem Manne, dafs er niesete, wodurch das Gift zurück in die Gurgel des Weibes hineingetrieben wurde; und sie fiel todt zu Boden. Alles dieses sah und hörte der Mönch. Als er dieses geschen hatte, ging er weg, um sich nach einer andern Herberge umzuthun. Er bat nun einen Schuster um Obdach; dieser führte ihn zu seiner Frau, und sagte zu ihr: "Lasse diesen Mönch gewähren; bereite ihm ein gutes Zimmer und befleissige dich, ihm aufzuwarten; denn einer meiner Freunde hat mich zu einem Trinkgelage bei sich eingeladen." Darauf ging er seiner Wege. — Nun hatte die Frau einen Liebhaber, und ihre Helferin war die Gattin eines Wundarztes. Die Frau des Schusters schickte einen Boten zu der Frau des Wundarztes, und bat sie, zu ihr zu kommen, wie auch ihrem Liebhaber zu hinterbringen, dafs sie allein sey, indem sie sagen liefs: "Mein Mann ist zu einem Trinkgelage gegangen bei einem seiner Freunde, und wird betrunken nach Hause kommen. Sage daher, er mufs eiligst kommen." Nun kam der Liebhaber der Frau, und stand an der Thüre, erwartend, eingelassen zu werden, während der Schuster voll Weines nach Hause kam; er ward des Mannes ansichtig und schöpfte Verdacht gegen ihn, ging entrüstet hinein zu seiner Frau und setzte ihr mit Schlagen zu; darauf band er sie an einen Pfosten im Hause und ging hin und legte sich ohne weiteres nieder, um zu schlafen. Nun kam die Frau des Wundarztes und unterrichtete sie, dafs der Mann lange draussen gestanden. "Was," sagte sie, "sind das für Aufträge, die du ertheilst?" Diese antwortete: "Wenn du willst, kannst du mir einen grofsen Dienst thun; mache mich los und binde dich an meiner Statt, während ich zu meinem Liebhaber gehe; ich werde bald wieder hier seyn." Die Frau des Wundarztes willigte ein und band sie los. Diese ging nun zu ihrem Liebhaber, und jene band sich selbst an ihrer Statt. Nun erwachte der Schuster, ehe seine Frau zurückgekommen war,

und rief ihr; aber die Frau des Wundarztes antwortete nicht aus Furcht vor der Schande, wenn er ihre Stimme erkennete. Er rief ihr noch einmal, aber sie antwortete nicht; entbrannt von Zorn und Wuth lief er auf sie zu mit einem Messer und schnitt ihr die Nase ab, sagend: "Nimm die und schenke sie deinem Freunde!" Er zweifelte nämlich nicht daran, dafs sie nicht seine Frau war. Darnach kam die Frau des Schusters, und sah, was ihr Mann der Frau des Wundarztes gethan. Sie löste nun ihre Bande, und diese ging nach Hause ohne Nase. Alles dies sah und hörte der Mönch. Darauf verrichtete die Frau des Schusters ihr Gebet, und verfluchte ihren Mann, der ihr Unrecht gethan; alsdann erhob sie ihre Stimme und redete ihren Mann an: "O Frevler, Ungerechter! steh' auf, und siehe was du mir gethan und was Gott an mir gethan, wie er mir Gnade erwiesen und meine Nase wieder ganz gemacht hat wie sie war." Er stand auf, zündete die Lampe und sah, und siehe! die Nase seiner Frau war ganz. Er bat sie nun um Verzeihung, bekehrte sich von seiner Sünde und bat seinen Herrn um Gnade.

Als nun die Frau des Wundarztes in ihr Haus gekommen, sann sie, wie sie eine Entschuldigung vor ihrem Mann und ihren Leuten fände, dafs sie die Nase verloren, und wie sie aus ihrer Verlegenheit herauskäme. Der Wundarzt erwachte früh des Morgens und sagte zu seiner Frau: "Bringe mir alle meine Instrumente! ich soll zu einigen vornehmen Leuten." Sie brachte ihm das Rasiermesser. Er sagte zu ihr: "Bringe mir alle meine Instrumente." Aber sie brachte ihm nichts, als das Rasiermesser. Nun ward er erzürnt, als er lange sein Begehren wiederholt hatte, und warf ihr das Messer nach; worauf sie sich zu Boden warf und brüllte und schrie: "Meine Nase! meine Nase!" und fuhr fort zu rufen, bis ihre Leute und Nachbarn kamen und sie in diesem Zustande sahen. Sie ergriffen nun den Wundarzt und führten ihn vor den Richter. Der Richter sagte zu ihm: "Was hat dich bewogen, deiner Frau die Nase abzuschneiden?" Er hatte keinen Grund anzuführen. Weshalb der Richter befahl, dafs er gestraft werden sollte. Als er weggeführt wurde, um bestraft zu werden, kam

der Mönch, stellte sich vor den Richter und sagte: "O Richter! nimm nicht fehl in dieser Sache; denn es war nicht der Dieb, der mich bestahl; es war nicht der Bock, welcher den Fuchs tödtete, es war nicht das Gift, welches die Kupferin tödtete, und es war nicht der Wundarzt, welcher seiner Frau die Nase abschnitt; sondern wir haben dieses selbst gethan." Der Richter bat ihn um eine Erklärung; und er erzählte ihm die Geschichte; worauf der Richter befahl, dafs man den Wundarzt loslassen sollte."

Dimna sagte: "Ich habe nun diese Fabel gehört, und sie gleicht meinem Begegnisse, und vielleicht hat niemand mir geschadet als ich selber; allein was ist nun zu rathen?"

Kalila sagte: "Erzähle mir deinen Plan, und was du im Sinne hast, bei dieser Sache zu thun."

Dimna sagte: "Was mich betrifft, so glaube ich, nun nicht mehr in Würden beim Löwen zu steigen; ich will jedoch streben, in die Lage zurück zu kommen, worin ich war. Denn es sind drei Dinge, auf welche der Verständige sein Augenmerk richten und die er aus allen Kräften erstreben mufs, nämlich: Aufmerksamkeit auf dasjenige, was ihm geschadet und gefrommt hat, damit er sich vor dem Schaden hüten möge, der ihn in der Vergangenheit betroffen, dafs er ihm nicht wieder ausgesetzt sey, und dagegen nach demjenigen strebe, was ihm vorher gefrommt hat, und sich Mühe gebe, es dauerhaft zu machen; nächstdem Aufmerksamkeit darauf, was für Vortheile und Mängel in der Lage sind, worin er ist, wie auch das Bestreben, festzuhalten an demjenigen, was da frommt, und zu meiden, was da schadet; und endlich Aufmerksamkeit auf das Zukünftige, was für Vortheil er zu hoffen und was für Schaden er zu befürchten haben möge, damit er mit Kraft streben könne, zu erlangen, was er hofft, und sich vor dem zu hüten, was er fürchtet. Wenn ich nun über die Mittel nachsinne, wodurch ich hoffen kann, wieder zu meiner Würde und auf den Posten zu gelangen, auf welchen ich empor von demjenigen gehoben worden, auf welchem ich war, so finde ich keinen andern Ausweg noch Mittel, als mit List zu versuchen, diesem Grasfresser das Leben zu nehmen; denn, wenn ihm das Leben genommen ist, erhalte ich meine Würde wieder, und dies wird

vielleicht dem Löwen gut seyn; denn die überschwängliche Vertraulichkeit, welche er dem Ochsen erzeigt, gereicht ihm nur zu Schande und Schaden."

Kalila sagte: "Ich sehe weder irgend eine Schande noch Schaden für den Löwen in seiner Meinung über den Ochsen und dessen Lage und Würde bei ihm."

Dimna sagte: "Ein Fürst kann gestürzt und seine Angelegenheiten verderbt werden durch sechs Dinge, nämlich: Eingezogenheit, Aufruhr, Sinnlichkeit, Jähzorn, Zeitumstände und Rohheit. *Eingezogenheit* besteht darin, dafs man tüchtigen Gehülfen, Rathgebern und Geschäftsmännern, die zugleich verständig, kühn und getreu sind, den Zutritt zu sich versagt, und versäumt, solche aufzusuchen. *Aufruhr* besteht darin, dafs Leute das Schwert gegen einander zücken und Krieg unter ihnen wird. *Sinnlichkeit* besteht in der Lust an Weibern, Mährchen, Spielen, Trinken, Jagd und anderen dergleichen. *Jähzorn* besteht in einer überschwänglichen Heftigkeit, so dafs er die Zunge in Schmähungen und die Hand in Gewaltthätigkeit am unrechten Orte sich ergehen läfst. *Zeitumstände* sind, was die Zeit den Menschen von gefährlichen Krankheiten, Hungersnoth, Krieg und anderen dergleichen bringt. *Rohheit* besteht darin, dafs man Härte anwendet, wo Milde, und Milde, wo Härte angewendet werden mufs. — Nun hat der Löwe eine heftige Liebe gegen den Ochsen gefafst, und die ist es, von der ich sagte, dafs sie ihm nur zu Schande und Schaden gereicht."

Kalila sagte: "Wie wirst du den Ochsen Herr werden können? er ist stärker als du, angesehener beim Löwen und hat mehr Gehülfen."

Dimna sagte: "Du mufst nicht auf meine Kleinheit und Schwäche sehen; denn Unternehmungen werden nicht durch Schwäche oder Stärke, nicht durch Kleinheit oder Gröfse, inwiefern sie den Körper betrifft, vollführt. Oftmals hat ein kleiner Schwacher durch seine List, Schlauigkeit und Klugheit ausgerichtet, was ein Starker nicht vermocht hat. Hast du nicht gehört, dafs *der schwache Rabe der Schlange nachstellte, bis er sie tödtete?*"

Kalila sagte: "Wie ging das zu?"

Der Rabe und die Schlange.

Dimna sagte: "Man erzählt, dafs ein Rabe sein Nest in einem Baume auf einem Berge und dafs nahe dabei eine grofse schwarze Schlange ihre Höhle hatte. Wenn nun der Rabe Jungen bekam, kroch die Schlange zu ihnen hinauf und frafs sie. Der Rabe wurde darüber betrübt und beklagte sich gegen einen Freund, welchen er unter den Füchsen hatte, hinzufügend: "Ich will dir einen Entschlufs mittheilen, den ich gefafst habe." — Auf die Frage des Ersteren, worin dieser bestehe, fuhr er also fort: "Ich will hin zur Schlange gehen, wenn sie schläft, und ihr die Augen aushacken; vielleicht bekomme ich dann Ruhe vor ihr." "Das war ein thörichter Plan, den du ausgedacht," sagte der Fuchs; "ich werde schon ein Mittel ausfindig machen, wodurch du deinen Zweck erreichen kannst, ohne dein Leben zu gefährden. Nimm dich in Acht dafs es dir nicht wie dem *Schwane geht, der den Krebs todten wollte, aber sich selbst tödtete.*

Auf die Frage des Raben, wie das zuging, antwortete der Fuchs:

Der Schwan und der Krebs.

Man erzählt, dafs ein Schwan sein Nest an einem Weiher gebaut hatte, worin eine Menge Fische war, von welchen er hinreichend Nahrung hatte. Als er aber alt wurde und sie nicht mehr fangen konnte, ward er von Hunger und vieler Sorge heimgesucht. Er safs nun trübsinnig und sann über einen Ausweg zur Verbesserung seiner Lage, als grade ein Krebs vorbeiging. Dieser sah seine Umstände und wie traurig und trübsinnig er war, ging hin zu ihm und sagte: "Warum sehe ich dich, o Vogel, so trübsinnig und betrübt?" Der Schwan sagte: "Sollte ich nicht trauern? Ich habe bisher davon gelebt, die Fische zu fangen, welche hier sind; aber heute sah ich zwei Fischer, welche hier vorbeigingen, von denen der eine zu dem andern sagte: "Hier sind viele Fische; sollen wir sie nicht zu allererst fangen?' Der andre sagte: "Ich habe an

dem und dem Orte mehr Fische gesehen, als hier sind; lasset uns mit denen anfangen; und wenn wir damit fertig sind, kommen wir herkommen und diese mitnehmen." Nun weifs ich also, dafs wenn sie mit jenem Teiche fertig sind, werden sie zu diesem kommen, um zu fangen, was hier ist; und, wenn das geschieht, wird es mein Untergang und das Ende meines Lebens." Der Krebs ging zugleich zur Versammlung der Fische und brachte ihnen diese Kunde, worauf sie sich zum Schwane begaben, um ihn um Rath zu fragen, und sagten zu ihm: "Wir sind zu dir gekommen, damit du uns Rath ertheilest; denn der Verständige unterlafst nicht, sich sogar mit seinem Feinde zu berathen." Der Schwan sagte: "Was das Vorhaben der beiden Fischer betrifft, so kann ich es nicht abwenden, und weifs keinen andern Rath, als dafs ihr in einen Teich ausziehet, der unfern ist, wo es Fische und Wasser in Menge und zugleich Schilf gibt. Wenn ihr dahin kommen könnet, so wird es euer Heil seyn, und ihr werdet allda Ueberflufs finden." Sie sagten: "Niemand kann uns diesen Dienst erweisen, als du." Der Schwan nahm sich nun vor, täglich zwei Fische wegzuführen, bis er auf einen Hügel kam, wo er sie verzehrte. Als er aber eines Tages kam, um die zwei Fische zu holen, kam der Krebs und sagte zu ihm: "Auch ich bin bange worden, hier zu bleiben, und bin ganz bekümmert; bringe auch mich nach jenem Teiche." Er nahm ihn und flog mit ihm von hinnen; als er aber nahe an den Hügel gekommen war, wo er die Fische verzehrt hatte, sah der Krebs sich um, und sah die Gräten der Fische daselbst aufgehäuft. Er begriff gleich, dafs der Schwan derjenige war, der das gethan, und dieselbe Absicht mit ihm hatte. Er sagte nun bei sich selbst: "Wenn ein Mann seinem Freund an Orter trifft, wo er weifs, dafs er umkommen mufs, er kämpfe nun oder nicht, mufs er doch für sein Leben kämpfen, wie es einem Manne ansteht, und sich vertheidigen." Darauf griff er mit seinen Scheeren dem Schwane um den Hals, und drückte ihn, dafs er starb; und der Krebs entkam zur Versammlung der Fische und brachte ihnen Kunde davon. — Ich habe dir diese Fabel erzählt, damit du wissest, dafs es List gibt, welche Unglück über den

jenigen bringt, welcher sie anwendet. Allein ich will dir einen Ausweg zeigen; wenn du ihn benutzen kannst, wird er der Schlange Verderben bringen, ohne dafs du dein Leben einer Gefahr aussetzest; du wirst im Gegentheil darin deine Rettung finden."

Der Rabe fragte, wie dies wol zugehen möchte, und der Fuchs fuhr fort: "Ziehe von dannen und siehe während deines Fluges zu, dafs du irgend eines weiblichen Schmuckes habhaft werdest. Ergreife ihn und fahre fort zu fliegen und dich da zu halten, wo man dich nicht aus dem Gesichte verliert, bis du an die Höhle der Schlange kommst. Wirf dann den Schmuck zu ihr hinab. Wenn das die Leute sehen, nehmen sie ihren Schmuck und befreien dich von der Schlange." — Der Rabe zog aus, indem er sich empor unter den Himmel schwang. Hier fielen seine Augen auf eine vornehme Dame auf einem Dache, welche sich wusch und ihre Kleider und Geschmeide zur Seite gelegt hatte *). Er flog hinab und erhaschte unter ihrem Geschmeide eine Perlenschnur, und flog damit seiner Wege. Die Leute verfolgten ihn, und er fuhr fort zu fliegen und sich da zu halten, wo männiglich ihn sehen konnte, bis er an die Höhle der Schlange kam. Hier liefs er vor den Blicken der Leute die Perlenschnur zu ihr hinab fallen; und als sie dahin kamen, nahmen sie die Perlenschnur und tödteten die Schlange.

Ich habe dir diese Fabel erzählt, damit du wissest, dafs List ausrichten kann, was Macht nicht auszurichten vermag."

Kalila sagte: "Ja, wenn nicht der Ochse mit seiner Stärke Klugheit vereinigte, da möchte es wol so gehen, wie du sagst; allein mit seiner Kraft und Stärke vereinigt er auch Klugheit und Verstand. Wie wirst du denn etwas gegen ihn ausrichten?"

Dimna sagte: "Mag immerhin der Ochse so stark und klug seyn, wie du sagst, so erkennt er doch meinen Vorzug,

*) Die Dächer der Morgenländer sind flach und dienen in mancher Rücksicht zu Stuben.

und ich muſs ihn zu Falle bringen können, wie *der Hase den Löwen zu Falle brachte.*"

Kalila sagte: "Wie ging das zu?"

Der Löwe und der Hase.

Dimna sagte: "Man erzählt, daſs sich ein Löwe in einer Gegend aufhielt, wo ein Ueberfluſs an Wasser und Gras war; und es waren in derselben Gegend wegen der Menge Wassers und des guten Wiesenwuchses viele wilde Thiere. Allein sie hatten kein Gut davon aus Furcht vor dem Löwen. Sie versammelten sich daher, gingen zum Löwen und sagten: "Du raubst nun unter uns ein Thier nach vieler Mühe und Anstrengung; wir haben einen Plan für dich ausfindig gemacht, womit dir gedient seyn kann und wodurch wir sicher seyn können. Dafern du uns Sicherheit schenken und keinen Schrecken einjagen willst, wollen wir dir täglich ein Thier verwilligen, welches wir dir zur Zeit des Frühstückens senden werden." Dieses gefiel dem Löwen, und er kam deſsfalls mit den Thieren überein, welche auch die Bedingungen erfüllten. Als nun das Loos den Hasen traf, daſs er dem Löwen zum Imbiſs dienen sollte, sagte er zu den Thieren: "Wenn ihr mir einen Dienst erzeigen wollet in etwas, so euch nichts schadet, so hoffe ich, euch den Löwen entbehrlich zu machen." Die Thiere sagten: "Was verlangst du denn von uns?" Er antwortete: "Befehlet demjenigen, der mich zum Löwen bringen soll, daſs er mir Zeit läſst, den Löwen eine Weile auf mich warten zu lassen." Sie sagten zu ihm: "Es sey dir gewährt." Nun ging der Hase hinweg, und wartete, bis die Zeit vorbei war, da der Löwe sein Frühstück zu verzehren pflegte. Darauf ging er allein ganz leise zu ihm hin. Der Löwe war schon hungrig, verlieſs entrüstet seinen Ort, lief hin zu ihm und sagte: "Wie kommst du her?" Er antwortete: "Ich bin der Abgesandte der Thiere an dich; sie sandten mich und einen andern Hasen an dich; aber ein Löwe verfolgte mich an einer Stelle auf dem Wege und nahm ihn von mir weg, indem er sagte: "Ich bin

Herr über diese Gegend, und alle die Thiere, welche hier sind.' Ich antwortete: "Dies ist der Imbiss für den König, welchen die Thiere ihm durch mich senden; nimm ihn daher nicht weg von mir." Allein er fluchte und schalt auf dich; weswegen ich mich beeilt habe, um dir davon Kunde zu geben." Der Löwe sagte: "Gehe mit mir und zeige mir die Stätte jenes Löwen!" — Der Hase ging zu einem Brunnen, worin vieles und klares Wasser war, blickte hinab und sagte: "Hier ist der Ort." Der Löwe blickte auch hinein und gewahrte sein und des Hasen Bild; und ohne Argwohn gegen dessen Rede zu schöpfen, stürzte er sich hinab, um mit jenem zu streiten, ertrank aber in dem Brunnen. Nun ging der Hase zu den Thieren und erzählte ihnen, was er dem Löwen gethan."

Kalila sagte: "Wenn du dem Ochsen den Untergang bereiten kannst durch etwas, so dem Löwen nichts schadet, so thue es; denn der hat sowol mir als dir und andern von den Hofleuten geschadet; kannst du es aber nicht anders, als durch den Untergang des Löwen, so befasse dich nicht damit; denn der ist listiger als unser einer."

Nun unterliefs Dimna viele Tage lang zum Löwen zu gehen. Darauf ging er zu ihm, als er allein war. Der Löwe sagte zu ihm: "Was hat dich verhindert, zu mir zu kommen, da ich dich eine Zeitlang nicht gesehen habe. Ist es im Guten gewesen, dafs du dich fern gehalten hast?" Dimna sagte: "Ja, das war es doch gleichwol, o König!"

Der Löwe sagte: "Hat sich denn etwas Neues ereignet?" Dimna sagte: "Es hat sich ereignet, was weder der König noch irgend jemand von seinem Heere wünschen möchte." Der Löwe sagte: "Was denn?" Dimna sagte: "Es ist entsetzlich zu nennen." Der Löwe sagte: "Erzähle mir es nur." Dimna sagte: "Es ist entsetzlich zu hören und schmerzlich zu erzählen; und du, o König, der so gut ist, dein Herz mufs dir sagen, dafs es mich schmerzt, nur etwas zu nennen, was dich betrüben könnte, da ich mich darauf verlasse, dafs du von meiner Redlichkeit überzeugt bist, und dafs ich dich höher schätze als mein Leben. Der Gedanke ist mir wol eingefallen, dafs du mir vielleicht nicht glauben werdest, was ich dir zu erzählen

habe; allein, wenn ich erwogen und darüber nachgedacht habe, daſs das Leben aller Thiere auf dich beruht, so habe ich kein Bedenken getragen, die Wahrhaftigkeit an den Tag zu legen, welche mir angehoren ist; doch, wenn du mich nicht gefragt, hatte ich gefurchtet, du möchtest mich nicht hören wollen. Allein man sagt: "Derjenige, der seinen guten Rath dem Fürsten verhehlt, und seinem Freunde seinen Plan, betrügt sich selbst."

Der Löwe sagte: "Was ist das?"

Dimna sagte: "Ein zuverläſsiger Freund hat mir erzählt, Schenseheh habe eine geheime Zusammenkunft mit den Obersten deines Heeres gehabt und gesagt: "Nun kenne ich den Löwen und habe seinen Verstand, Klugheit und Kraft geprüft, so daſs ich überzeugt worden bin, daſs er in Schwäche und Kraftlosigkeit versunken ist; nun werden wir die Stellung vertauschen." — Sobald ich dieses erfuhr, begriff ich, daſs Schenseheh ein schändlicher Betrüger war. Du hast ihn auf jede Art emporgehoben, ja ihn sogar neben dich gestellt; und er glaubt, er sey deines Gleichen, und, wenn du aus dem Wege geräumt worden, werde er dein Reich erhalten; er wird keine Anstrengung zu schwer finden, um seinen Zweck zu erreichen. Man hat von Alters her gesagt: "Wenn der König von einem Manne weiſs, daſs er sich für seines Gleichen ansieht, an Stand und Würden, muſs er ihn stürzen; denn, thut er dies nicht an ihm, wird er selbst gestürzt. Nun ist Schenseheh wohl bekannt mit den Geschäften und darin wohl geübt; und klug ist der, welcher mit Listen einem Unternehmen vorzubauen sucht, ehe es zur Ausführung kommt und vollzogen wird. Sey daher nicht sicher, daſs es nicht geschehen könne, und warte es nicht ab. Der Leute gibt es nämlich dreierlei: verständige, noch verständigere und Thoren. Ein verständiger Mann ist ein solcher, welcher, wenn ihn ein Zufall trifft, nicht die Fassung verliert und das Herz nicht von Angst eingenommen werden lässet, sondern List und Schlauheit anzuwenden weiſs, wodurch er hoffen kann, sich aus der Verlegenheit herauszuwickeln. Allein verständiger als der hier genannte ist der vorbereitete, welcher das Unglück voraussieht,

ehe es trifft, es nach seiner wahren Größe würdigt, Mittel dagegen anwendet, als wäre es ihm bereits zugestoßen, und Rettung sucht, ehe er in Noth gerathen ist, ingleichen dem Zufalle vorbaut, ehe er eintrifft. Anlangend den Thoren, so ist er unentschlossen, hofft und ist sicher, bis er stürzt. Ein Beispiel dessen ist *die Fabel von den drei Fischen.*

Der Löwe sagte: "Wie ging es denen?"

Die drei Fische.

Dimna sagte: "Man erzählt, daſs in einem Teiche drei Fische waren, ein kluger, ein noch klügerer und ein thörichter. Dieser Teich war in einer Gegend, in deren Nähe niemand wohnte, und nahe dabei war ein strömendes Wasser. Nun begab es sich, daſs an diesen Fluſs zwei Fischer kamen; diese wurden des Teiches ansichtig, und kamen überein, daſs sie wiederkommen wollten mit Zugnetzen und die Fische fangen, welche darin waren. Die Fische hörten ihre Unterredung. Sobald der klügste von ihnen dies gehört hatte, schöpfte er Argwohn gegen sie und fürchtete sich vor ihnen; weswegen er sich keine Ruhe in irgend einem Stücke liefs, bis er durch die Rinne entwischt war, wodurch das Wasser aus dem Flusse in den Teich hineinlief. Der andre kluge blieb an seinem Orte, bis die beiden Fischer kamen; und als er sie sah und ihre Absicht merkte, lief er weg, um durch die Oeffnung zu entkommen, wo das Wasser hineinlief; aber siehe, sie hatten dieselbe schon gesperrt. Da sagte er: 'Ich habe gezaudert; dies ist die Folge des Zauderns; was bleibt in dieser Lage zu thun? Selten schlägt das Mittel fehl, zu eilen und sich zu sputen; doch der Kluge zweifelt nicht an dem Nutzen seiner Klugheit, wird in keiner Lage verzweifelt, und versäumt nicht, Klugheit und Anstrengung anzuwenden.' Darauf stellte er sich todt und trieb auf der Oberfläche des Wassers, liegend auf dem Rücken, nur dann und wann auf dem Bauche; worauf ihn die Fischer nahmen und auf das Land zwischen dem Flusse und dem Teiche legten; von da sprang er in den Fluſs hin-

aus, und entkam. Der thörichte fuhr fort, hin und her zu laufen, bis er gefangen wurde."

Der Löwe sagte: "Ich habe den Sinn gefaßt; aber ich glaube nicht, daß mich der Ochse betrugt und hofft, mich zu stürzen; wie sollte er das wol thun können? er hat nimmer etwas Uebeles von mir erlitten; ich habe nie unterlassen, ihm Wohlthaten zu erzeigen; ja, er hat nicht einmal einen Wunsch gehabt, den ich ihm nicht erfüllt hätte."

Dimna sagte: "Der Niederträchtige hört nicht auf, zu nutzen und guten Rath zu ertheilen, bis er zu der Würde erhoben worden, die er nicht verdient: und sogar wenn er sie erlangt hat, strebt er noch höher empor, zumal wenn er ein Betrüger und Frevler ist; denn der niedrige Frevler dient nur aus Furcht dem Fürsten und ertheilt ihm Rath. Wenn er aber übermüthig geworden ist und die Furcht ihn verlassen hat, kehrt er zurück zu seiner Natur, gleichwie der Schwanz des Hundes, der gebunden wird, um gerade zu werden, und nicht aufhört, gerade zu seyn, solange er gebunden ist; sobald er aber gelöset wird, biegt er sich und wird krumm, wie er war. Wisse, o König! daß derjenige, der von seinen Rathgebern nicht die Rathschläge annimmt, die ihm unangenehm sind, seinen Verstand von keiner vortheilhaften Seite zeigt, gleichwie der Kranke, der hintansetzt, was ihm der Arzt vorschreibt, und genießt, wornach ihn gelüstet. Es liegt den Rathgebern des Fürsten ob, sich alle mögliche Mühe zu geben, ihn zu demjenigen zu überreden, wodurch er die Macht und Ehre seines Fürsten vermehren kann, und ihn von demjenigen abzuhalten, was ihm schaden und ihn verunglimpfen mag. Der beste Bruder und Helfer ist derjenige, welcher in seinen Rathschlägen die wenigste Verstellung anwendet; die beste Handlung ist diejenige, deren Erfolg der angenehmste ist; die beste Frau ist diejenige, die ihrem Manne anhängt; der beste Glückwunsch ist derjenige, welcher aus dem Mund der Guten herausgeht; die beste Macht ist diejenige, welche nicht mit Uebermuth vereinigt ist, und das vorzüglichste Geschöpf ist dasjenige, was am meisten zur Gottesfurcht beiträgt. Es ist vor Alters gesagt worden: "Wenn sich ein Mann

im Feuer zur Ruhe legt und sich mit Schlangen bettet, ist es billig, dafs ihm die Leute Glück wünschen, wenn er von seinem Schlafgenossen die Feindschaft erfährt, welche er sich selber wünscht, und dafs man sich ruhig hält. Der thörichtste König ist derjenige, der sich am meisten dem Leichtsinn überläfst, und am wenigsten aufmerksam auf dasjenige ist, was sich in der Zukunft begeben kann, ingleichen am meisten dem gefräfsigen Elephanten gleicht, der sich nicht darum bekümmert, was er geniefst, und der, wenn ihm der Umstand, den er gering geachtet, Betrübnifs bringt und seine Angelegenheiten verderbt, die Schuld auf diejenigen wirft, die ihn umgeben."

Der Löwe sagte zu ihm: "Du bist hart in deiner Rede; aber eines Rathgebers Rede mufs gehört und ertragen werden. Wofern Schenseheh feindselig gegen mich gesinnt ist, wie du sagst, wird er mir doch nichts Uebeles zufügen können, wie könnte er wol das? Da er Gras ifst und ich Fleisch esse, könnte er mir zur Speise dienen; allein ich habe nichts von ihm zu fürchten. Er kann sonach keinen Grund zur Treulosigkeit nach dem Sicherheitsgelöbnisse haben, welches ich ihm gegeben, und nachdem ich ihn erhoben und bevorzugt habe; und falls ich nun mein Benehmen umtauschte und es verändere, würde ich nur geringe Begriffe von meinem Verstande geben, mich als einen Thörichten erweisen und meine Unterthanen täuschen."

Dimna sagte: "Lasse dich nicht hinters Licht führen durch die Worte: 'Er kann mir zur Speise dienen, und ich habe nichts von ihm zu befürchten;' denn, wenn auch Schenseheh selber nichts gegen dich ausrichten kann, legt er dir doch Schlingen durch andre. Man sagt: Wenn ein Gast in deinem Hause eine Stunde jeden Tag gewesen ist, und du kennest nicht seinen Charakter, so vertraue ihm nicht dein Leben an, und sey nicht sicher, dafs dir nicht durch ihn oder um seinet willen begegnen kann, was *der Floh der Bremse that.*"

Der Löwe sagte: "Wie ging es ihr?"

Der Floh und die Bremse.

Dimna sagte: "Man erzählt, dafs eine Bremse in einiger Zeit Platz in dem Bette eines reichen Mannes genommen, und ihm das Blut aussaugte, während er schlief und nichts davon wufste. Sie fuhr damit eine Zeit lang fort, bis einmal in der Nacht ein Floh kam und sie besuchte. Jene sagte: "Verbringe nun die Nacht mit uns bei gutem Blute und auf weichem Lager. Der Floh blieb da bei ihr; als aber der Mann zu Bette gegangen war, hupfte der Floh an ihm hinauf und bifs ihn so heftig, dafs er davon erwachte und der Schlaf entwich. Der Mann stand nun auf und befahl, dafs man sein Bett durchsuchen sollte. Man sah nach und fand nichts als die Bremse, welche ergriffen und getodtet wurde; der Floh dagegen ergriff die Flucht. Ich habe diese Fabel blos erzählt, damit du wissest, niemand sey sicher vor der Bosheit des Bosen; wenn er auch zu schwach ist, selbst zu schaden, kommt doch Unglück durch seine Verkehrung. Wenn du also nichts von Schenseheh furchtest, so fürchte von anderen in deinem Heere, welche er gegen dich aufgebracht und welchen er Feindschaft gegen dich eingeflofst hat."

Dimnas Rede drang dem Löwen zu Herzen, und er sagte: "Was ist denn deine Meinung und welchen Rath gibst du?"

Dimna sagte: "Derjenige, welcher einen wurmstichigen Zahn hat, hört nicht auf, Schmerz und Weh zu leiden, bis er ihn herausgerissen hat; vor der Speise, welche im Magen faul geworden ist, bekommt man Ruhe, wenn man sie ausspeit, und das Heilmittel gegen einen gefürchteten Feind ist, dafs man ihn todtet."

Der Löwe sagte: "Nun magst du gehen. Ich habe Abscheu gefafst vor Schenseheh Umgang mit mir, und will ihm Botschaft senden und sagen lassen, was für Gedanken mir über ihn geworden sind, und ihm befehlen, sich zu begeben, wohin ihm gefallt."

Dieses mifsfiel dem Dimna; er wufste nämlich, dafs, wenn der Löwe davon mit Schenseheh zu sprechen bekäme und die Wahrheit von ihm hörte, wurde er die Falschheit dessen er-

fahren, was er geäufsert, und hinter seinen Verrath und sei ne Lüge kommen; und welches Schicksals er dann gewärtig seyn könnte, war ihm nicht unbekannt. Er sagte daher zum Löwen: "Dafs du Botschaft an Schenseheh sendest, finde ich nicht räthlich noch klug (doch der König erwäge dies selber); denn, wenn Schenseheh dieses erfährt, fürchte ich, dafs der König aus Uebereilung ihn anpacken wird; und wenn er dich angreift, so thut er es vorbereitet, und verläfst er dich, so thut er es dermafsen, dafs du Schaden davon erwarten kannst, und der Schande wirst du dann nicht entgehen. Ueberdies thun kluge Könige die Strafe derer nicht Kund, deren Verbrechen nicht offenkundig ist; aber jedes Verbrechen hat bei ihnen seine Strafe, so dafs das öffentliche Verbrechen öffentlich und das geheime Verbrechen heimlich bestraft wird."

Der Löwe sagte: "Wenn der König jemanden auf einen Argwohn hin straft, welchen er geschöpft hat, ohne der Verschuldung des Betheiligten vergewissert zu seyn, straft und beeinträchtigt er sich selbst."

Dimna sagte: "Ist dies die Meinung des Königes, so lasse doch nicht Schenseheh zu dir hereinkommen, ohne dafs du vorbereitet bist, ihn zu empfangen, und hüte dich, dafs er dich nicht täuscht und berückt. Wenn er zu dem Könige hereinkommt, glaube ich nicht, du werdest umhin können, zu bemerken, dafs er etwas Grofses im Schilde führt. Zum Zeichen dessen wirst du seine Gebärden ganz verändert sehen; du wirst seine Gliedmafsen zittern sehen; du wirst sehen, dafs er den Kopf zur Rechten und Linken dreht; du wirst ihn die Hörner schütteln sehen, wie einer, der im Sinne hat, zu stofsen und zu streiten."

Der Löwe sagte: "Ich werde auf meiner Hut gegen ihn seyn, und, falls ich irgend ein Zeichen von ihm sehe, welches auf dasjenige hindeuten könnte, was du erzählt hast, so weifs ich, dafs seine Absicht unzweifelhaft ist."

Als Dimna solcher Gestalt vollendet hatte, den Löwen gegen den Ochsen zu reizen, und merkte, dafs ihm solche Gedanken geworden, wie er wünschte, und dafs sich der Löwe vor dem Ochsen in Acht nehmen und auf seiner Hut gegen

ihn seyn wurde, beschloss er, zum Ochsen zu gehen, um ihn gegen den Löwen aufzureizen, und wünschte zu ihm zu kommen vor dem Löwen aus Furcht, dies möchte ihm hinterbracht werden und er selbst dadurch in Schaden gerathen. Er sagte daher: "O König, willst du nicht, dass ich zu Scheuscheh gehe und seine Umstände und seine Lage beobachte, wie auch auf seine Rede höre, ob ich vielleicht hinter sein Geheimniss kommen und dem Könige davon, wie auch was ich sonst an ihm bemerken möchte, Bericht ertheilen könne?"

Der Löwe erlaubte ihm das, und er ging weg und kam hinein zu Scheuscheh mit betrübter und trauriger Gebärde. Sobald ihn der Ochse sah, empfing er ihn höflich und sagte: "Warum ist es so lange her, dass du bei mir warst; ich habe dich ja seit vielen Tagen nicht gesehen. Ist das Recht?"

Dimna sagte: "Kann der sich wohl befinden, der nicht sein eigener Herr, dessen Schicksal in eines Andern Hand ist, auf den er nicht bauen kann, welcher stets in dem Maße in Gefahr und Furcht schwebt, dass keine Stunde verstreicht, worin er seines Lebens sicher seyn kann?"

Scheuscheh sagte: "Was hat sich begeben?"

Dimna sagte: "Das hat sich begeben, was vom Schicksale bestimmt gewesen ist, das ist nun so; und wer ist es, der das Schicksal meistert; wer ist es, der zu etwas Grossem hier in der Welt kommt und nicht übermüthig geworden ist; wer ist es, der seinen Wunsch erreicht hat und nicht in seinen Erwartungen getäuscht worden ist; wer ist er, der seiner Lust gefolgt und nicht zu Grunde gegangen ist; wer ist es, der sich mit Weibern unterhalten hat und nicht verliebt worden ist; wer ist es, der bei Geizigen gebettelt und nicht eine Fehlbitte gethan hat; wer ist, der Umgang mit dem Bösen gehabt und mit heiler Haut davon gekommen ist; wer ist, der Umgang mit dem Fürsten gehabt und sein Vertrauen und seine Gunst behalten hat. Der Mann hat Recht, der da sagte: "Die Fürsten bei ihrem Mangel an Treue gegen diejenigen, die mit ihnen umgehen, und bei der Leichtigkeit, mit welcher sie sich von den Freunden trennen, die sie nicht sehen, gleichen der Buhlerin; sobald sie den einen nicht mehr sieht, kommt der andre."

Schenseheh sagte: "Ich höre von dir eine Rede, welche darauf hindeutet, dafs du Argwohn gegen den Löwen geschöpft, und dafs dir etwas an ihm Schrecken eingejagt hat."

Dimna sagte: "Ja, ich habe Argwohn gegen ihn geschöpft, allein es ist nicht in Betreff meiner eigenen Angelegenheiten.

Schenseheh sagte: "Um wen bist du denn bekümmert?"

Dimna sagte: "Du kennst unser Verhältnifs zu einander, meine Verpflichtung gegen dich und welches Versprechen und welche Versicherung ich dir gab, als mich der Löwe zu dir sandte. Ich habe daher kein Bedenken getragen, dich zu warnen und dich von dem zu unterrichten, was ich in Ansehung des Unglückes bemerkt habe, was ich für dich von Seiten des Löwen befürchte."

Schenseheh sagte: "Was hast du denn erfahren?"

Dimna sagte: "Ein wohlunterrichteter und wahrhafter Mann, dessen Rede keinem Zweifel Raum gibt, hat mir erzählt, der Löwe habe zu einigen seiner Freunde und Genossen gesagt: "Das Ochsen Fette entzückt mich; ich habe nun dessen keinen Nutzen, dafs er lebt; ich will ihn darum fressen und meinen Freunden von seinem Fleische mitgeben." Sobald mir diese Rede zu Ohren kam, und ich seinen Trug und seine Treulosigkeit erfuhr, ging ich zu dir, um meine Pflicht zu erfüllen, und damit du auf irgend einen Rath in deiner Lage denken möchtest."

Als Schenseheh Dimnas Rede gehört hatte, und sich des Versprechens und der Versicherung erinnerte, welche ihm Dimna ertheilt, und über die Natur des Löwen nachdachte, glaubte er, Dimna halte ihm sein Wort und warne ihn; und was Dimna sagte, däuchte ihm wahrscheinlich und machte ihn bekümmert. Er sagte: "Was für einen Grund kann der Löwe haben, von mir abzustehen; ich habe mich weder gegen ihn noch irgend jemanden von seinem Heere versehen, gerade seit ich in seine Gesellschaft kam, und ich glaube nicht, dafs der Löwe anders als durch Lüge und Verleumdung gegen mich aufgereizt worden ist; denn schlechte Leute gehen mit dem Löwen um, und von denen hat er Lügen und Dinge erfahren, welche ihn vermocht haben, zu glauben was er von andern

gehört hat. Umgang mit Bösen bringt nämlich oftmals demjenigen, der darein geräth, schlechte Gedanken von den Guten bei, und, was er erfährt, verleitet ihn zu demselben Fehler, wie die *Ente*, von welcher man erzählt, dafs sie im Wasser das Bild eines Sternes sah und ihn für einen Fisch hielt, weswegen sie suchte, ihn zu fangen; als sie es aber mehrere Male versucht hatte, begriff sie, dafs sie nach nichts jagte und verliefs ihn. Tages darauf sah sie einen Fisch, glaubte aber, es sey derselbe, den sie am vorigen Tage gesehen, und liefs ihn fahren, ohne zu suchen, ihn zu fangen. Wofern nun dem Löwen eine Lüge meinethalben zu Ohren gekommen ist, und er hat ihr geglaubt und ihr ein Ohr geliehen, so geht es mir, wie es so manchem andern gegangen ist; hat er aber keine gehört und will mir etwas Böses ohne Grund zufügen, so ist es wahrlich höchst sonderbar. Man hat vor Altera gesagt: 'Sonderbar ist es, wie ein Mann, wiewol er sich bemüht, den Beifall seines Freundes zu gewinnen, ihn doch nicht erlangt; allein noch sonderbarer ist es, wenn er sich Mühe gibt, ihm zu gefallen, und dieser wird erbittert. Wenn der Zorn eine Ursache hat, alsdann kann man wieder Gunst gewinnen und Verzeihung hoffen; wenn er aber ohne Ursache ist, dann ist alle Hoffnung vorbei. Denn wenn der Zorn Statt findet, während Ursache dazu vorhanden ist, so kann man wieder Gunst hoffen, wenn die Ursache aufgehört hat. Ich habe nachgedacht, finde aber zwischen mir und dem Löwen kein Verseben noch Verschuldung, weder eine geringe noch grofse. Bei meinem Leben! niemand kann es länger in der Gesellschaft eines Freundes aushalten, wenn er sich bei jedem noch so unbedeutenden Vornehmen hüten mufs, und er kann bei der gröfsten Behutsamkeit nicht vermeiden, dafs nicht seinerseits etwas geschehe, sey es nun klein oder grofs, was seinem Freunde nicht zu Sinne will. Allein der verständige und treue Mann, stellt, wenn sich sein Freund in etwas gegen ihn versieht, eine Untersuchung an und legt ein Gewicht auf die Ursache, welche das Versehen erzeugt hat, ob es mit Vorsatz oder aus Irrthum begangen ist. Darnach untersucht er, ob er, wenn er ihm verziehen, einigen Schaden oder Schande befürchten möge; und

er straft nicht seinen Freund für etwas, wenn er einen Grund finden kann, ihm zu verzeihen. Wenn mir nun der Löwe irgend etwas Frevelhaftes zutraute, so wüßte ich nicht, was es wäre, es müßte denn seyn, daß ich ihm unbesonnener Weise in einem oder dem andern seiner Plane widersprochen, in der Absicht, ihm guten Rath zu ertheilen. Vielleicht ist mein Benehmen bisweilen in Kühnheit und Widerspruch übergegangen; allein ich finde hierin keine Schuld; denn ich habe ihm nur selten und zwar aus Eifer für das Gute widersprochen, um ihm zu nutzen, und aus Gottesfurcht, und nimmer that ich das in Gegenwart der Obersten des Heeres oder unter seinen Freunden; sondern ich bin allein bei ihm gewesen und habe insgeheim mit ihm gesprochen mit Ehrfurcht und Ehrerbietung. Ich weiß, daß wer guten Kauf verlangt von seinen Brüdern bei einer Berathschlagung, von den Aerzten in einer Krankheit und von den Gesetzkundigen in einer schwierigen Sache, nicht den rechten Begriff von den Vortheilen der Klugheit hat und noch tiefer sich in den Begegnissen verwickelt, und daß diese noch lästiger für ihn werden. Ist es nicht so zugegangen, so muß der Fürst außer sich selbst gewesen seyn; denn die Gesellschaft des Fürsten ist gefährlich, wenn man sich ihm auch mit Redlichkeit, Treue, Liebe und sanftmüthigem Benehmen anschließt. Ist dieses nicht der Fall, so muß etwas von dem Guten, das ich gewirkt, meinen Fall verursacht haben. Ist weder das Eine noch das Andre der Fall, so muß es eine der Schickungen des Verhängnisses seyn, deren man sich nicht erwehren kann; das Verhängniß ist es aber auch, welches dem Löwen seine Kraft und Stärke raubt und ihn ins Grab führt; das ist es, was den schwachen Mann auf den Rücken des wüthenden Elephanten erhebt; das ist es, was den Menschen in Stand setzt, das Gift von der giftigen Schlange zu nehmen und mit ihr zu spielen; das ist es, was den Schwachen stärkt, den Rüstigen hemmt und den Armen bereichert, was den Furchtsamen kühn und den Kühnen furchtsam macht unter den mannigfachen Umständen, die ihn treffen, welche vom Schicksal bestimmt sind."

Dimna sagte: "Des Löwen Begehren nach dir hat nicht seinen Grund weder in der Anreizung der Bösen, noch darin, daſs der Fürst aufser sich selbst gewesen, noch in irgend etwas Anderem, sondern es ist Trug und Bosheit; denn er ist ein boshafter Betrüger und Verräther. Der Geschmack ist wol süſs, aber die Wirkung wie tödtlichen Giftes."

Schenzebeh sagte: "Das hat er mir erwiesen; ich habe mich bereits an der Süſsigkeit ergötzt und die geschmeckt; und nun bin ich an die Wirkung gekommen, welche ist der Tod; und wäre es auch nicht so, würde ich doch, da er Fleisch frifst und ich Gras fresse, solange ich mich bei ihm aufhalte, am Rande eines Abgrundes wandern wie die Biene, die auf der Blüte einer Lotuspflanze sitzt; wenn sie sich ihres Geruches und Geschmackes freut, fesselt diese Wollust sie dermaſsen, daſs, wenn die Nacht kommt, die Blume sich über ihr schlieſst; nun brummt sie drinnen und stirbt. Derjenige, der sich nicht an so vielen Gütern der Welt begnügen läſst, als für ihn genug sind, sondern seine Augen auf noch mehrere wirft, ohne sich vor der Folge zu hüten, gleicht der Fliege, die sich nicht mit den Bäumen und Blumen begnügt und damit zufrieden ist, sondern nach dem Wasser trachtet, welches aus dem Ohre des Elephanten fliefst; der Elephant schlägt sie mit seinen Ohren und tödtet sie. Und derjenige, der seine Liebe und seine guten Rathschläge an einen Undankbaren verschwendet, gleicht demjenigen, der in Salzboden säet; derjenige, der einem Selbstsüchtigen Rath ertheilt, gleicht demjenigen, der sich mit dem Todten berathet oder dem Tauben zuflustert."

Dimna sagte: "Lasse nun solche Rede fahren und denke daran, dein Leben zu retten."

Schenzebeh sagte: "Wodurch werde ich mein Leben retten können, wenn der Löwe mich fressen will, wiewol du mich von seiner Absicht und schlechtem Gemüthe unterrichtet hast; ich weifs, daſs, wenn mir auch der Löwe nichts als alles Gute wünschte, seine Freunde aber mich durch ihre List und Bosheit stürzen wollten, sie dazu im Stande seyn würden; denn, wenn boshafte Betrüger einen Bund gegen einen unschuldigen Rechtschaffenen schliefsen, so ist es natürlich, daſs sie ihn

stürzen müssen, wären sie auch schwach und er stark, gleichwie *der Wolf, der Rabe und der Fuchs das Kamel stürzten* durch List, Tücke und Betrug, als sie sich gegen dasselbe vereinigten."

Dimna sagte: "Wie ging das zu?"

Der Wolf, der Rabe und das Kamel.

Schemsched sagte: "Man erzählt, dafs ein Löwe sich in einem Walde nahe an einem Wege aufhielt, welcher von Menschen besucht wurde, und er hatte drei Freunde, einen Wolf, einen Raben und einen Fuchs. Nun zogen einige Hirten auf diesem Wege vorbei, und hatten Kamele mit sich. Aber ein Kamel war dahinten geblieben, ging in den Wald und kam zum Löwen. Der Löwe sagte zu ihm: "Wo kommst du her?" Es antwortete: "Von dem und dem Orte." Der Löwe sagte: "Was willst du?" Es sagte: "Was mir der König befiehlt." Er sagte: "Bleibe bei uns in Wohlstand, Sicherheit und Ueberflufs." Nun lebten der Löwe und das Kamel lange Zeit zusammen. Darauf ging der Löwe eines Tages aus auf die Jagd und stiefs auf einen grofsen Elephanten, mit welchem er sich gewaltig herumschlug, kam aber erschöpft und voller Wunden davon, während das Blut von ihm flofs; denn der Elephant hatte ihn mit seinen Zähnen geschunden. Als er nun nach Hause kam, fiel er nieder, ohne sich rühren zu können, und vermochte daher nicht auf die Jagd zu gehen. Es währte nun einige Tage, dafs der Wolf, der Rabe und der Fuchs keine Nahrung erhielten (sie hatten nämlich von der Güte des Löwen und von seiner Nahrung gelebt); sie wurden aber über die Maafsen hungrig und mager. Der Löwe merkte das an ihnen und sagte: "Ihr leidet Uebel und bedürfet einiger Speise." Sie sagten: "Wir sind nicht um uns selbst besorgt, wir sehen aber den König in dieser Verlegenheit; möchten wir doch etwas finden, was er speisen und was ihm dienlich seyn könnte." Der Löwe sagte: "Ich zweifle nicht an eurer Aufrichtigkeit; laufet aber hinaus nach verschiedenen Seiten; vielleicht treffet ihr etwas Wildpret, wovon ich sowol euch als mir selbst zu

essen gehen kann." Nun gingen der Wolf, der Rabe und der Fuchs von dem Löwen hinweg, traten an einem abgelegenen Orte zusammen und hielten Rath über ihre Lage. Sie sagten: "Was haben wir mit diesem Grasfresser zu thun, der von ganz anderer Natur und Beschaffenheit ist als wir? Sollen wir nicht den Löwen überreden, ihn zu fressen und uns mit von seinem Fleische zu geben?" Der Fuchs sagte: "Dies dürfen wir nicht dem Löwen vortragen; denn er hat dem Kamel Sicherheit gelobt und es in seinen Schutz genommen." Der Rabe sagte: "Ich will euch Nachricht von den Gedanken des Löwen verschaffen." Darauf zog er von dannen und ging hinein zum Löwen. Dieser sagte zu ihm: "Hast du etwas bekommen?" Der Rabe sagte: "Nur der bekommt, der sich Mühe gibt und späht; was aber uns anlangt, so haben wir weder Kräfte noch Scharfblick wegen des Hungers, den wir leiden; uns ist jedoch ein Plan eingefallen, und wir sind darin einig geworden: wenn der König uns seine Genehmigung dazu ertheilt, so gehorchen wir ihm." Der Löwe sagte: "Was ist das?" Der Rabe sagte: "Dieses grasfressende Kamel, das unter uns herumgeht, ohne dafs wir einigen Nutzen von ihm haben, und ohne dafs es uns hilft oder etwas rechtes leistet" .... Sobald der Löwe dieses hörte, ward er zornig und sagte: "Welch ein fehlerhafter Plan! welch eine thörichte Rede! wie fern ist sie nicht von Treue und Barmherzigkeit! Es war nicht geziemend, dafs du wagtest, eine solche Sprache vor mir zu führen und mit einer solchen Rede vor mich zu kommen, da du weifs, dafs ich dem Kamel Sicherheit gelobt und es in meinen Schutz genommen habe. Hast du nicht gehört, dafs ein Almosenspender kein Almosen gibt, die grofseren Lohn nach sich ziehen, als derjenige, der einer furchtsamen Seele Sicherheit gewährt und Vergiefsung unnützen Blutes verhindert. Nun habe ich ihm Sicherheit gelobt und verrathe es nicht." Der Rabe sagte: "Ich verstehe was der König sagt: allein durch Ein Leben kann eine ganze Familie gerettet werden, durch einen Stamm kann ein Volk gerettet werden und ein Volk kann den König retten. Nun ist der König in Nöthen; und ich will ihm eine Ausflucht vorschlagen, um seinem Sicherheitsgelöbnisse auszuweichen,

dafs er nicht sich darum zu bekümmern, daran zu denken, noch jemandem einen Befehl zu ertheilen braucht. Wir wollen aber einen listigen Plan ausführen, wodurch wir Rettung und Sieg sowol für uns als für ihn erlangen werden." Nun schwieg der Löwe, ohne dem Raben auf das, was er gesagt, zu antworten. Und da der Rabe merkte, dafs der Löwe sich gelassen benahm, ging er zu seinen Freunden und sagte zu ihnen: "Ich habe nun mit dem Löwen davon geredet, dafs er das Kamel fresse; wenn daher nun wir und das Kamel beim Löwen versammelt sind, wollen wir von dem reden, was ihm zugestofsen ist, und ihn bedauern, indem wir unsern Kummer über seinen Zustand und unser Verlangen, ihm zu helfen, bezeugen. Lasset uns denn ein jeder insbesondere ihm uns selbst zur Speise anbieten, worauf die Uebrigen Einwendungen machen und das Thörichte seiner Absicht darstellen, dürfen und erklären, welcher Schade aus solchem Entsetze erwachsen werde; wenn wir dieses thun, retten wir uns alle, und der Löwe wird uns gut werden." Dieses thaten sie; sie stellten sich dem Löwen dar, und der Rabe sagte: "Du bedarfst, o König! etwas, das dich stärken kann. Es ist höchst billig, dafs wir dir uns selbst geben; denn wir leben durch dich; wenn du umkommst, wird unser keiner dich überleben können, noch einige Freude am Leben finden. Der König fresse mich! das wird mich freuen." Der Wolf und der Fuchs antworteten ihm: "Schweige! es frommt dem Könige nicht, dich zu fressen; du bist eine lose Speise." Der Fuchs sagte: "Ich aber werde den König sättigen können; er fresse mich! das wird mich freuen und beseligen." Der Wolf und der Rabe machten Einwendungen und sagten: "Du bist stinkend und unrein." Der Wolf sagte: "Also bin ich nicht; der König fresse mich! das wird mir Wonne und Freude seyn." Der Rabe und der Fuchs setzten sich dagegen und sagten: "Die Aerzte haben vor Alters gesagt: "Wer sich selbst tödten will, der esse Wolfsfleisch!" Nun dachte das Kamel, dafs, wenn es sich zur Speise anböte, würden sie auf eine Entschuldigung für ihn fallen, wie sie auf Entschuldigung für einander gefallen waren; und er werde gerettet werden, dadurch den Beifall des Löwen gewinnen und dem Tode entgehen. Er sag-

te daher: "In mir aber wird der König reichliche Sättigung finden; mein Fleisch ist gut und leicht zu verdauen und mein Magen rein; der König fresse mich und gebe seinen Freunden und Dienern mit! das wird mich über die Maßen erfreuen und ergötzen." Nun sagten der Wolf, der Rabe und der Fuchs: "Das Kamel hat Recht; es ist edel und hat verständig geredet." Darauf fielen sie über dasselbe her und zerrissen es. — Ich habe dir diese Fabel nur erzählt, damit du wissest, daß, wofern sich die Freunde des Löwen zu meinem Untergange vereinigt haben, ich mich nicht vor ihnen werde retten noch mich hüten können; wäre auch des Löwen Meinung von mir ganz verschieden von der ihrigen, würde dieses mir doch nichts nützen noch im Geringsten zu Statten kommen. Man hat vor Alters gesagt: "Der beste Fürst ist derjenige, der gerecht gegen das Volk ist." Wenn auch der Löwe in seinem Herzen nicht anders als Güte und Barmherzigkeit gegen mich hegte, würde ihn doch die Menge der Ohrenbläser umstimmen; denn, wenn ihrer viele sind, ruhen sie nicht, ehe Güte und Barmherzigkeit dahin sind. Siehst du nicht ein, daß das Wasser ist wie die Rede und der Stein härter als der Mensch; doch macht das Wasser, indem es unaufhörlich auf den Stein tropft, ein Loch und eine Kerbe darin. Dasselbe thut die Rede an dem Menschen."

Dimna sagte: "Was willst du denn thun?"

Schenzebeh sagte: "Ich sehe nicht ein, daß etwas anders zu thun ist, als mit Eifer und Anstrengung kämpfen; denn nicht erhält der Bittende durch seine Bitte, nicht der Almosenspender durch seine Almosen, nicht der Fromme durch seine Frömmigkeit solchen Lohn, wie derjenige, der für sein Leben kämpft, wenn sein König gerecht ist."

Dimna sagte: "Es ziemt niemanden, sein Leben der Gefahr auszusetzen, wenn er ihr entgehen kann; allein der Kluge geht erst in den Kampf, nachdem er List versucht hat, und prüft erst, was er mit Glimpf und durch Ränke ausrichten kann. Man hat vor Alters gesagt: "Du mußt nicht den schwachen, kraftlosen Feind verachten, zumal wenn er ränkevoll ist und Gehülfen hat, auf welche er bauen kann. Wie kann denn der

Löwe seinem Muthe und seiner Kraft vertrauen? Denn derjenige, der seinen Feind seiner Schwäche wegen verachtet, dem ergeht es, wie es *der Vogel Titevi mit dem Meergeiste machte.*"

Schensebeh sagte: "Wie ging das zu?"

Der Vogel Titevi und der Meergeist.

Dimna sagte: "Man erzählt, dafs ein Seevogel, welcher Titevi genannt wird, sein Nest am Ufer und seine Sie bei sich hatte. Als nun die Zeit kam, dafs sie ihre Jungen ausbrüten sollten, sagte sie zu ihm: "Wenn wir uns einen sichern Ort aufsuchten, könnten wir unsre Jungen da ausbrüten; denn ich fürchte, der Meergeist möchte, wenn das Wasser steigt, unsre Jungen wegnehmen." Er sagte: "Brüte die Jungen aus, wo du bist; denn dieser Ort ist uns gelegen; wir haben so Wasser als Pflanzen in der Nähe." Sie sagte: "O Unbedachtsamer! brauche doch dein Nachdenken; denn ich fürchte, der Meergeist werde uns die Jungen wegnehmen." Er sagte: "Brüte die Jungen aus, wo du bist; das wird er nicht thun." Sie sagte zu ihm: "Ja, du wirst ihm gefährlich werden und ihm Furcht einjagen! Kennst du dich nicht selbst und dein Vermögen?" Aber er wollte ihr nicht willfahren. Als sie lange in ihn gedrungen hatte, ohne dafs er auf sie hören wollte, sagte sie zu ihm: "Derjenige, der nicht auf Freundes Rath hört, ihm geht es, wie es *der Schildkröte ging, als sie nicht dem Rathe der Aenten folgte.*" Er sagte: "Wie ging das zu?"

Die Schildkröte, die nicht gutem Rathe folgt.

Das Weibchen sagte: "Man erzählt, dafs ein Teich war, wo Gras wuchs, und darin waren zwei Aenten und eine Schildkröte, welche vertraute Freundschaft mit den Aenten geschlossen hatte. Als sich nun begab, dafs das Wasser abnahm, gingen die Aenten hin, Abschied zu nehmen von der Schildkröte, und sagten: "Lebe wohl! wir ziehen nun von hinnen, weil das

Wasser abnimmt." Sie sagte: "Die Abnahme des Wassers zeigt meine Aehnlichkeit mit einem Schiffe; ich kann nicht anders als im Wasser leben. Ihr dagegen könnet leben, wo ihr seyd. Nehmt mich mit euch!" Sie sagten: "Ja." Sie sagte: "Wie wollt ihr mich tragen?" Sie sagten: "Wir wollen einen Stock an den Enden fassen, und du hängst dich in der Mitte desselben; dann wollen wir mit dir durch die Luft fliegen; hüte dich aber, wenn du Leute reden hörst, einen Laut auszustofsen." Darauf ergriffen sie dieselbe und flogen mit ihr durch die Luft. Die Leute sagten: "Wunderlich! eine Schildkröte zwischen zwei Aemten, welche sie tragen." Als sie dieses hörte, sagte sie: "Gott reifse euch die Augen aus, ihr Menschen!" Als sie ihren Mund zum Reden öffnete, fiel sie zur Erde und starb." — Das Männchen sagte: "Ich habe deine Erzählung gehört, sey aber doch nicht bange vor dem Meergeiste!" Als nun das Wasser stieg, führte es ihre Jungen weg. Nun sagte das Weibchen: "Ich wufste von Anfang an, dafs es so gehen würde." Das Männchen sagte: "Ich will mich an ihm rächen." Darauf zog er in die Versammlung der Vögel und sagte zu ihnen: "Ihr seyd meine treuen Brüder, kommt mir zu Hülfe!" Sie sagten: "Was willst du, dafs wir thun sollen?" Er sagte: "Versammelt euch und folget mir zu den andern Vögeln, und lasset uns vor ihnen über das klagen, was ich vom Meergeiste gelitten habe, und zu ihnen sagen: "Ihr seyd Vögel wie wir, kommet uns zu Hülfe." Die Versammlung der Vögel sagte zu ihm: "Anka *) ist unsre Gebieterin und Königin; gehe mit uns zu ihr, da wollen wir sie anrufen, dafs sie sich uns zeige; und wir wollen ihr klagen, was du vom Meergeiste gelitten hast, und sie bitten, uns an ihm mit der ganzen Macht ihres Reiches zu rächen." Nun zogen sie hinweg zu ihr mit Titevi, sprachen sie um Hülfe an und riefen ihr. Als sie sich ihnen sofort zeigte, erzählten sie ihr das Vorgefallene und baten sie, ihnen zu folgen, um Krieg wider den Meergeist zu führen. Als der Meergeist erfuhr, dafs An-

*) Anka ist ein fabelhafter Vogel, dem eine ungeheure Gröfse, Macht, Verstand, Rednergabe u. s. w. zugeschrieben wird.

ka mit der Versammlung der Vögel gegen ihn ausziehe, fürchtete er sich, im Kriege wider eine Königin zu streiten, gegen welche er keine Macht anwenden konnte, gab Titevis Jungen zurück und schloss Frieden mit ihr; worauf Anka abzog. — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit du erfahrest, dass ich es für nicht räthlich halte, dass du mit dem Löwen kämpfest." —

Schenzebeh sagte: "Ich will nicht wider den Löwen streiten, ich will keine Feindschaft gegen ihn hegen weder insgeheim noch öffentlich, noch meine Aufführung gegen ihn ändern, ehe er mir gezeigt hat, was ich zu befürchten habe; dann will ich kämpfen." Seine Rede mifsfiel dem Dimna; denn er wufste, dafs, wenn der Löwe nicht die Zeichen an dem Ochsen sähe, welche er ihn angegeben hatte, er ihn in Verdacht haben und Argwohn gegen ihn schöpfen würde.

Dimna sagte da zu Schenzebeh: "Gehe zu dem Löwen, dann wirst du merken, wenn er dich ansieht, was er gegen dich im Schilde führt."

Schenzebeh sagte: "Wie kann ich das merken?"

Dimna sagte: "Wenn du hineintrittst, wirst du den Löwen sehen sitzend auf seinem Schwanze, die Brust gegen dich erhoben, den Blick auf dich richtend, mit gespitzten Ohren, offenem Mund, und bereit zum Angriffe."

Schenzebeh sagte: "Wenn ich diese Zeichen am Löwen sehe, so weifs ich, dafs du wahr geredet hast."

Als nun Dimna fertig damit war, den Löwen gegen den Ochsen und den Ochsen gegen den Löwen anzureizen, ging er zu Kalila. Als sie einander trafen, sagte Kalila: "Wie weit bist du in der Sache gekommen, die du vorhast?"

Dimna sagte: "Sie ist einer solchen Vollendung nahe, wie sowol ich als du wünschen."

Darauf gingen Kalila und Dimna zusammen hin, um bei dem Kampfe des Löwen und Ochsen zugegen zu seyn, und zu sehen, was zwischen ihnen vorfallen, und zu beobachten, welchen Ausgang die Sache nehmen möchte.

Nun kam Schenzebeh und ging hinein zum Löwen. Als er ihn sitzen sah, wie Dimna ihm beschrieben hatte, sagte er:

"Wer mit Fürsten umgeht, ist gleichwie derjenige, welcher eine Schlange in seinen Busen nimmt; er weifs nicht, wenn sie ihn beifsen wird." Als nun der Löwe seine Augen gegen den Ochsen aufthat und die Zeichen sahe, welche Dimna ihm angegeben hatte, zweifelte er nicht, dafs er nicht käme, um sich mit ihm zu schlagen; weswegen er ihn angriff, und es erhub sich ein Kampf zwischen ihnen, der heftig und lang war, und es flofs Blut auf beiden Seiten. Als Kalila sahe, dafs der Löwe schon seiner Meister geworden war, sagte er zu Dimna: "Der Fürst verhält sich zu seinen Hausfreunden wie das Meer zu seinen Wellen. Meine Warnungen und Vermahnungen waren nur, wie dasjenige, was *der Mann zu dem Vogel sagte:* "Suche nicht gerade zu machen, was nicht gerade werden kann, und bemühe dich nicht, demjenigen zu rathen, der keinen Rath annimmt."

Dimna sagte: "Wie ging es damit zu?"

Die Affen und der Vogel.

Kalila sagte: "Man erzählt, dafs mehrere Affen sich auf einem Berge aufhielten und in einer kalten, stürmischen und regnerischen Nacht nach Feuer suchten, aber keins fanden. Nun fiel ihr Auge auf ein Johanniswürmchen, welches flog, als sey es ein Feuerfunke. Sie sahen es für Feuer an, sammelten viel Brennholz und legten es darauf, und fingen an zu blasen, um ein Feuer anzuzünden, an dem sie sich in der Kälte wärmen könnten. Nun safs da in einem Baume in der Nähe ein Vogel, welchen sie und welcher sie sahe. Als er sahe, was sie sich vornahmen, fing er an, zu ihnen zu reden, und sagte: "Bemühet euch nicht; denn das, was ihr sehet, ist kein Feuer." Als es ihm aber zu lange währte, wollte er zu ihnen hingehen, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Da ging gerade ein Mann vorbei; der merkte seine Absicht und sagte zu ihm: "Versuche nicht, gerade zu machen, was sich nicht gerade machen läfst; denn an dem harten Steine, der sich nicht spalten läfst, prüft man keine Schwerter, und aus dem Holze, das sich nicht biegen läfst, macht man keine Bo

gen. Gib dir daher keine Mühe." Allein der Vogel wollte nicht auf ihn hören, sondern ging hin zu den Affen, um sie zu belehren, dafs das Johanniswürmchen kein Feuer sey. Einer der Affen ergriff ihn und warf ihn zu Boden, dafs er starb. Dies ist mein Verhalten gegen dich in dieser Sache. Du hast dich aber von Trug und Bosheit, zwei schlechten Eigenschaften, hinreifsen lassen; doch hat Trug die schlimmsten Folgen. Davon hat man eine Fabel.

Dimna sagte: "Was ist das für eine Fabel?"

Der Betrüger und der Einfältige.

Kalila sagte: "Man erzählt, dafs ein Betrüger und ein Einfältiger in Handelsgenossenschaft waren und Reisen machten. Während sie auf dem Wege waren, blieb der Einfältige eines Geschäftes wegen dahinten und fand einen Beutel, worin tausend Goldstücke waren; er nahm ihn; der Betrüger erfuhr es. Sie zogen wieder zurück nach ihrer Heimat; als sie sich aber der Stadt näherten, setzten sie sich, um ihr Vermögen zu theilen. Da sagte der Einfältige: "Nimm du die Hälfte und gib mir die Hälfte." Der Betrüger hatte aber schon bei sich beschlossen, sich die ganze Summe zuzuwenden, und sagte zu ihm: "Lasset uns nicht theilen; denn Gemeinschaft und Genossenschaft ist weit besser; ich will nun nehmen, was ich brauchen mag, und du kannst eben so viel nehmen; dann wollen wir das Uebrige an der Wurzel dieses Baumes vergraben; das ist eine sichere Stelle; und wenn wir etwas bedürfen, gehen wir zusammen hieher und nehmen, was wir brauchen, ohne dafs jemand die Stelle weifs." Darauf ging der Betrüger zu den Goldstücken in der Abwesenheit des Einfältigen, nahm sie und ebnete den Boden wieder, wie er war. Einige Monate darauf kam der Einfältige zu dem Betrüger und sagte: "Ich bedarf etwas zu meinen Ausgaben; gehe mit mir, so wollen wir nehmen, was wir brauchen." Der Betrüger ging mit ihm; sie begaben sich nach der Stelle und gruben, fanden aber nichts. Da schlug sich der Betrüger ins Gesicht und

sagte: "Du hattest nicht das Zutrauen deines Freundes täuschen sollen; du bist in meiner Abwesenheit zu den Goldstücken gegangen und hast sie genommen." Der Einfältige fing an, Schwüre und Flüche gegen denjenigen auszustofsen, der sie genommen hatte, und der Betrüger fuhr fort, sich noch mehr zu schlagen, und sagte: "Es hat sie niemand genommen als du, hat wol jemand anders um sie gewufst als du." Der Zwist dauerte fort und sie fuhren einander vor den Richter. Der Richter liefs sich ihre Geschichte erzählen, und der Betrüger behauptete, der Einfältige hatte sie genommen, und der Einfältige leugnete es. Er sagte da zu dem Betrüger: "Hast du denn irgend einen Beweis deiner Behauptung?" Er antwortete: "Ja. Der Baum, an welchem die Goldstücke lagen, kann für mich zeugen, dafs sie der Einfältige genommen hat." Der Betrüger hatte nämlich schon seinen Vater gebeten, wegzugehen und sich in dem Baume zu verbergen, so dafs er, wenn gefragt wurde, antworten konnte. Der Vater des Betrügers war deswegen weggezogen und in den hohlen Stamm gestiegen. — Als der Richter diese Worte des Betrügers hörte, schienen sie ihm Aufmerksamkeit zu verdienen. Er, seine Leute, der Betrüger und der Einfältige gingen zu dem Baume. Nun fragte er ihn um Aufklärung. Der Alte antwortete aus dem hohlen Stamme des Baumes: "Der Einfältige hat sie genommen." Da der Richter dieses hörte, verwunderte er sich sehr; er verlangte Zunder und befahl, den Baum zu verbrennen. Jetzt ward rings umher ein Scheiterhaufen angezündet. Da schrie der Vater des Betrügers um Hülfe und ward herausgezogen, als er nahe daran war, umzukommen. Der Richter fragte ihn um den Zusammenhang der Sache, und er erzählte solchen. Nun liefs er dem Betrüger die Bastonade und seinem Vater Prügel ertheilen, liefs ihn zur Schau umherreiten, zwang den Betrüger die Goldstücke ab, nahm sie und gab sie dem Einfältigen. — Ich habe dir diese Fabel nur erzählt, damit du wissest, dafs Lug und Trug oft seinen eigenen Herrn schlägt. Du, Dimna, hast dich mit Lug, Trug und Bosheit befafst; ich fürchte, du werdest die Früchte deiner Handlung ernten und nicht der Strafe entgehen; denn du hast zwei

Gestalten und zwei Zungen. Das Flufswasser ist nur suſs, bis es das Meer erreicht; und eine Familie ist nur glücklich, bis sich ein Friedensstörer einschleicht. Nichts gleicht dir mehr als eine Schlange mit zwei Zungen, worin Gift ist; denn was von deiner Zunge fliefst, gleicht ihrem Gifte; ich werde mich immer vor diesem Gifte deiner Zunge fürchten, und bin voller Erwartung, wie es dir gehen werde. Ein Friedensstörer zwischen Brüdern und Freunden gleicht einer Schlange, welche ein Mann aufzieht, welcher er Nahrung gibt, welche er streichelt und ehrt, ohne dafs er andern Lohn erhält, als dafs sie ihn beifst. Man hat vor Alters gesagt: "Schliefse dich dem Verständigen und Edeln an, pflege vertrauten Umgang mit ihm, und hüte dich, dich von ihm zu trennen. Gehe um mit einem Freunde, wenn er verständig und edel, ja wenn er auch nur verständig ist, ohne edel zu seyn. Der Verständige und zugleich Edle ist vollkommen; mit dem Verständigen, aber nicht Edeln mufst du auch umgehen, wenn gleich sein Charakter nicht lobenswerth ist; hüte dich vor seinem schlechten Charakter, ziehe aber Nutzen aus seinem Verstande. Ist jemand edel, aber nicht verständig, so halte dich zu ihm und versäume nicht, um ihn zu seyn, wenn du gleich seinen Verstand nicht rühmen kannst; ziehe Nutzen aus seinem Edelmuthe und nutze ihm mit deinem Verstande. Auf alle Weise mufs man den niedrigen Thoren scheuen. Sonach mufs ich dich scheuen; denn wie mögen deine Brüder bei dir Edelmuth oder Liebe hoffen, du, der so an deinem Könige gehandelt, der dich erhöhet und geehrt hat. Du gleichst *dem Kaufmanne, welcher sagte: "In dem Lande, dessen Ratzen hundert Pfund Eisen verzehren, mufs man nicht leugnen, dafs nicht der Falke das Kamel packen könne."*

Dimna sagte: "Wie ging es damit zu?"

Bestrafter Betrug.

Kalila sagte: "Man erzählt, dafs in einem gewissen Lande ein Kaufmann war, welcher hinweg in eine fernend reisen

wollte, um Erwerb zu suchen; er hatte aber hundert Pfund Eisen bei sich. Dieses legte er bei einem seiner Bekannten nieder und reiste seiner Wege. Einige Zeit darnach kam er nach Hause und ging hin und verlangte das Eisen. Allein der Mann sagte ihm, die Ratzen hätten es verzehrt. Er antwortete: "Ja, ich habe gehört, daſs nichts leichter Eisen zerschneide, als ihre Zähne." Der Mann wurde froh, daſs er glaubte, was er gesagt hatte, und beharrte bei seiner Behauptung. Als der Kaufmann wegging, begegnete er einem Sohne jenes Mannes, ergriff ihn und führte ihn in seine Heimat. Der Mann kam Tages darauf zu ihm und sagte: "Weiſst du etwas von meinem Sohne?" Der Kaufmann antwortete: "Ja, als ich gestern von dir ging, sah ich einen Falken einen Knaben nehmen, vielleicht war es dein Sohn." Nun schlug sich der Mann auf das Haupt und sagte: "Oh, ihr Leutchen! habt ihr wol gehört oder gesehen, daſs ein Falke Knaben nahm?" Der Andere sagte: "Ja doch; in dem Lande, dessen Ratzen hundert Pfund Eisen verzehren, muſs man sich nicht wundern, wenn die Falken Kamele nähmen." Nun sagte der Mann: "Ich habe dein Eisen verzehrt; hier ist Bezahlung dafür; gib mir nun meinen Sohn wieder." — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit du wissest, daſs, wenn jemand einen Freund hat und Andre betrügt, sein Freund erfährt, daſs jener keinen Platz für Freundschaft hat. Nichts ist schlechter angewandt, als die Freundschaft, die dem Treulosen geschenkt wird, die Wohlthaten, die dem Undankbaren erwiesen werden, die Ermahnungen, die man demjenigen ertheilt, welcher sie hört und sie nicht annimmt, und die Geheimnisse, die man demjenigen anvertraut, der sie nicht bewahrt. Aber Umgang mit dem Guten macht gut, und Umgang mit dem Bösen macht bösa, gleichwie der Wind, wenn der über wohlriechende Kräuter dahin fährt, führt er Wohlgeruch mit sich; fährt er hin über Unflat, dann führt er Gestank mit sich. Allein meine Rede wird dir nun lang und lästig."

So weit war Kalila in seiner Rede gekommen, als der Löwe mit dem Ochsen fertig war. Nun dachte er über seine Mordthat, nachdem er ihn erlegt hatte, der Zorn entwich, und

er sagte: "Es thut mir leid um Schenzebeh, er war verständig, klug und edeln Gemüthes; ich weiss nicht, ob er nicht vielleicht unschuldig war und ob man ihm nicht vielleicht etwas angelogen hat." Er ward traurig und ihn reuete, was er gethan hatte, welches man ihm auf dem Gesichte lesen konnte. Dieses sah Dimna, brach die Berathschlagungen mit Kalila ab, stellte sich dem Löwen dar und sagte: "Glück zu dem Siege! Nun, da Gott deine Feinde vernichtet hat, was betrübet dich, o König?" Der Löwe sagte: "Ich bin betrübt über den Verlust des Verstandes, der Klugheit und des Wohlverhaltens Schenzebehs."

Dimna sagte: "Bedaure nicht ihn, o König! Der Verständige bedauert nicht, wen er fürchtet. Der Kluge hasst und verabscheut oft jemanden, zieht ihn aber doch in der Folge an sich und geht mit ihm um des Vortheiles und Nutzens halben, den er von ihm haben zu können erwartet, gleichwie der Mann, den widerliche Arzeneien ekeln, der sie aber doch in der Hoffnung ihres Nutzens geniesst. Oft liebt er auf der andern Seite einen Mann und ehrt ihn, entfernt ihn aber doch und stürzt ihn aus Furcht, Schaden von ihm zu leiden, gleichwie derjenige, den die Schlange in den Finger beisst; er haut ihn ab und entledigt sich seiner aus Furcht, das Gift möchte in seinen Körper dringen."

Der Löwe fand Gefallen an der Rede Dimnas. Späterhin kam er seiner Lüge, Betrügerei und Bosheit auf die Spur und tödtete ihn auf eine schmerzhafte Weise.

Hiemit endigt das Capitel von dem Löwen und Ochsen.

Zweites Capitel.

Untersuchung der Sache Dimnas.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Du hast mir nun von einem abgefeimten Verleumder erzählt, wie er durch Ohrenbläserei die feste Freundschaft zweier Freunde vernichtete. Erzähle mir nun, wie es dem Dimna erging und was für einen Ausgang es mit ihm nahm, nachdem Schenzebeh getödtet war, was für Entschuldigungen er dem Löwen und seinen Freunden vorzubringen hatte, als der Löwe seine Gedanken über Schenzebeh veränderte und anfing, denen die Ohren zu leihen, welche böses von Dimna redeten, und was für Beweise dieser anführte.

Der Philosoph sagte: "Ich habe in der Geschichte Dimnas gefunden, dafs den Löwen, als er Schenzebeh getödtet hatte, sein Mord reuete, und er seiner alten Freundschaft und seiner wichtigen Dienste gedachte, dafs er der edelste seiner Freunde, und der an Würden ausgezeichnetste, wie auch der geehrteste und vertrauteste unter ihnen war, und dafs er ihm seine Plane mit Hintansetzung der (übrigen) Grofsen mittheilte. — Unter seinen vorzüglichsten Freunden, nächst dem Ochsen, war das *Leopard*.

Nun begab es sich, dafs das Leopard in einer gewissen Nacht beim Löwen war, und um Mitternacht von ihm wegging, um nach Hause zu gehen. Er kam gerade der Wohnung Kalilas und Dimnas vorbei, und als er an die Thüre gekommen war, hörte er, dafs Kalila dem Dimna verwies, was er

gethan hätte, und seine Ohrenbläserei, ingleichen ihre Anwendung nebst Lüge und Verleumdung gegen einen unschuldigen Mitdiener tadelte. Nun begriff das Leopard den Verrath Dimnas, ging nicht hinein, sondern blieb stehen, um zu erhorchen, was zwischen ihnen vorfiel. Unter demjenigen, was Kalila dem Dimna sagte, war nun: "Du hast dich auf eine gefährliche Reise begeben, du bist zu einem engen Thore eingegangen, und hast gegen dich selbst ein zu Grunde richtendes Verbrechen begangen, dessen Strafe hart zu ertragen seyn wird; ja schrecklich wirst du bestraft werden. Wenn dein Verhalten dem Löwen kund wird, wenn er deinen Trug und deine Ränke herausbringt und erfährt, und du dann hilflos da stehst, dann wird man dich nicht nur verachten, sondern sogar tödten aus Furcht vor deiner Bosheit und um dem Unglücke durch dich zu entgehen. Von diesem Tage an will ich dich nicht mehr zum Freunde haben noch dir irgend ein Geheimniss offenbaren; denn die Weisen haben gesagt: "Meide denjenigen, der keinen Raum für Liebe hat!" Ich muss dich nun meiden und suchen, den unangenehmen Folgen der Gedanken auszuweichen, welche der Löwe von dieser Begebenheit gefasst hat."

Als das Leopard dieses von ihrer Rede gehört hatte, kehrte er um und ging hinein zur Mutter des Löwen und nahm ihr Versprechungen und Versicherungen ab, dass sie nicht offenbaren wolle, was es von Kalila und Dimnas Unterredung gehört hatte. Sobald es Morgen ward, ging sie zum Löwen und fand ihn traurig, bekümmert und in tiefen Gedanken, welche Folgen Schenschebs Ermordung für ihn haben möchte. Sie sagte zu ihm: "Was ist das für ein Kummer, der über dich gekommen ist und sich deiner bemächtigt hat?"

Er sagte: "Schenschebs Ermordung betrübt mich, wenn ich seiner Freundschaft, seines täglichen Umganges und der Pläne gedenke, welche ich von ihm hörte, dass ich ruhig mich an ihn wenden konnte, wenn ich der Leitung bedurfte, und guten Rath von ihm erhielt."

Die Mutter des Löwen sagte: "Das stärkste Zeugniss ist, was man gegen sich selbst ablegt; und es war eine grosse Sünde, dass du zur Ermordung des Ochsen schrittest, ohne

die Sache zu kennen und ohne Beweise. Wäre es nicht, wie die Weisen gesagt haben, eine Sünde und Schande, Geheimnisse zu verrathen, würde ich dir sagen und erzählen, was ich weiß."

Der Löwe sagte: "Der Spruch der Weisen kann von vielen Seiten betrachtet und ihm ein verschiedener Sinn untergelegt werden. Ich weiß, du redest Wahrheit und bist verständig; verhehle mir daher nicht, wenn dir es auch jemand als ein Geheimniß anvertraut hat; sondern erzähle es mir und kläre mich darüber auf, wie über die ganze Sache." Sie erzählte ihm nun alles, was das Leopard ihr entdeckt hatte, ohne seinen Namen zu nennen.

Sie sagte: "Ich bin nicht unkundig, was die Weisen von der großen und schrecklichen Strafe, wie von der Schande gesagt haben, die man sich durch Verrathen von Geheimnissen zuzieht; ich will dir aber nichts desto weniger erzählen, was dir nutzen mag, wäre es auch mit Schaden und Unheil für die Menge verbunden. Ihre Beharrlichkeit im Betrügen des Königes ist etwas, das sie nicht von Schaden befreien soll. Ja die Thoren brauchen sie doch zum Vorwande, um ihre schlechten Handlungen mit dem Schleier des Zweifels zu bedecken. Ihre größte Schmach ist ihr Angriff gegen Tugendhafte."

Als die Mutter des Löwen diese Rede geendigt hatte, ließ er seine Freunde und sein Heer rufen, und sie wurden zu ihm hereingeführt. Als Dimna nun in der Gegenwart des Löwen stand und den Kummer und Gram bemerkte, den er ertrug, wandte er sich an einen der Anwesenden und sagte: "Was hat sich zugetragen? was hat dem Könige diesen Gram erregt?"

Die Mutter des Löwen kehrte sich zu ihm und sagte: "Es verdrießt den Löwen, daß du, auch nur einen Augenblick, athmest; nicht will er dich am Leben lassen nach diesem Tage."

Dimna sagte: "Der Erste hinterläßt dem Besten nichts *); denn man sagt: "Wer sich am meisten Mühe gibt, dem Un-

*) Scheint ein Sprichwort zu seyn, das so viel besagt, als: wer zuerst kommt, langt zu, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob nicht vielleicht ein Würdigerer nachkommt.

glücke zu entrinnen, ihn trifft es eher, als denjenigen, der sich hineinstürzt." Allein nicht wird der König, seine Leute und seine Armeen ein schlechtes Beispiel geben. Ich weiss, dass man vor Alters gesagt hat: "Wer mit den Bösen umgeht und sie als solche kennt, der hat sich selber für den Schaden zu danken." Darum haben sich die Einsiedler von der Welt abgesondert und Einsamkeit dem Verkehr und Liebe zur Gottesverehrung der Liebe zur Welt und ihren Nebenmenschen vorgezogen. Wer vergilt wol Gutes mit Gutem und Wohlthat mit Wohlthat, ausser Gott? Wer des Guten Belohnung bei den Menschen sucht, der verdient gestraft zu werden, weil er seine Thaten vor einem Andern als Gott ausgeführt und Lohn bei Menschen gesucht hat. Derjenige, der den meisten Anspruch auf die Liebe der Unterthanen des Königes hat, ist, wer edeln Charaktere ist, sich der Tugend befleissigt und einen rechtschaffenen Wandel führt. Die Weisen haben vor Alters gesagt: "Wer bejahet, was verneint, und verneint, was bejahet werden muss, ihm geht es, wie es *dem Weibe ging, das sich einem Sklaven ergab, dass er sie schändete, indem er ihrer Umarmung genoss.*"

Der Löwe sagte: "Wie ging das zu?"

Das untreue Weib.

Dimna sagte: "Man erzählt, dass in einer gewissen Stadt ein Kaufmann war, der eine sehr hübsche Frau hatte. Neben dem Kaufmanne wohnte ein geschickter Maler, der ein Freund der Frau des Kaufmannes war. Sie sagte eines Tages zu ihm: "Könntest du doch ein Mittel ausfindig machen, wodurch ich deine Ankunft erführe, ohne dass du zu rufen und schreien brauchtest, und ohne dass jemand Argwohn gegen unser Vornehmen schöpfte!" — Der Maler sagte: "Ich habe gerade ein solches Mittel, wie du wünschest, eins, das dich freuen und belustigen wird, nämlich einen Mantel, auf welchem einige entsetzliche Figuren und künstliche Bilder sind. In diesen will ich mich hüllen, wenn ich zu dir komme, und in diesem

dich besuchen." — Darauf that sich der Maler diesen Mantel um und besuchte das Weib. Sie kannte das Stelldichein, ging zu ihm hinaus und vergnügte sich mit ihm. Einer der Sklaven des Weibes sahe sie beisammen und ward darüber verwundert und bestürzt. Dieser Sklave war ein Freund der Magd des Malers. An sie wandte er sich und bat um den Mantel. "Ich habe einen Freund" — sagte er — "dem ich ihn zeigen will, um ihn zu belustigen; ich werde ihn gleich zurückbringen, ehe dein Herr es zu wissen bekömmt." Die Magd des Malers gab ihm den Mantel; der Sklave that ihn um und ging zu ihrer Gebieterin an den Ort, wo der Maler zu ihr zu kommen pflegte. Da sie ihn sahe, zweifelte sie nicht, daſs nicht Er es wäre, der da käme, und hegte keinen Verdacht, daſs es ein Anderer wäre, als ihr Buhle. Sie ging daher zu ihm und ergab sich ihm. Er erreichte solchergestalt seinen Zweck. Darauf brachte er der Magd des Malers den Mantel zurück und händigte ihn ihr ein; sie legte ihn an seinen Ort, während der Maler aufsen war. Sobald es Nacht wurde, kam der Maler nach Hause, warf nach Gewohnheit den Mantel um und ging, das Weib zu besuchen. Sobald sie ihn bemerkte, sprang sie zu ihm und sagte: "Du kommst so bald wieder; du warst ja eben bei mir; warum kommst du denn nun wieder?" Da der Maler ihre Rede hörte, ging er nach Hause, rief seine Magd, und drohte ihr mit dem Tode, wenn sie ihm nicht den Zusammenhang erzählte. Nun erzählte sie ihm, wie es zugegangen war; worauf er den Mantel nahm und verbrannte. — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit sich der König nicht auf eine blofse Vermuthung hin mit meiner Sache übereile. Ich habe es nicht aus Furcht vor dem Tode gesagt; denn fürchtete ich ihn auch, so ist er doch unvermeidlich. Alles, was lebt, muſs sterben. Wenn ich auch hundert Leben hätte, und ich wüſste, es sey der Wunsch des Königs, sie mir zu rauben, würde ich mich doch mit Freude darin finden."

Einer aus dem Heere sagte: "Er redet nicht also aus Liebe zum Könige, sondern zu sich selbst, und um eine Entschuldigung für sich zu finden."

Dimna sagte zu ihm: "Pfui dich! Würde es eine Schande für mich seyn, eine Entschuldigung zu suchen? ist denn einer dem Menschen näher als er selbst? Dafern er keine Entschuldigung für sich selbst sucht, für wen soll er sie denn suchen? Du legst einen Hafs und eine Eifersucht an den Tag, welche du nicht regieren kannst. Wer dich hört, versteht wol, dafs du niemandem etwas Gutes wünschest, und dafs du ein Feind sowol dir selber als Andern bist. Deines Gleichen mufsten nicht unter dem Viehe, geschweige bei dem Könige und an seinem Hofe gefunden werden." Als ihm Dimna also geantwortet hatte, ging dieser, bekümmert, traurig und beschämt weg.

Da sagte die Mutter des Löwen zu Dimna: "Ich wundere mich über dich, du Ränkeschmied! über deine Unverschämtheit, Schamlosigkeit und Gewandtheit im Antworten."

Dimna sagte: "Du siehst mich nur mit Einem Auge und hörst mich mit Einem Ohre an, weil die Zeit meines Unglückes gekommen ist; ja man ist sogar mit Verleumdungen gegen mich zum König gelaufen. Es sind einige von den Hofleuten des Königes, welche es gethan haben, um sich selbst dadurch zu erheben, und damit er seine Gunstbezeugungen, ihre Einkünfte und die Gnade vermehre, welche er ihnen erwiefs. Sie wissen nicht, wenn es ihnen ziemt zu reden, und wenn sie schweigen müssen."

Sie sagte: "Siehe diesen elenden Langschwanz, wie er sich rein machen will, als sey er ohne Schuld!"

Dimna sagte: "Diejenigen, welche sich mit dem befassen, was sie nichts angeht, können mit dem Manne verglichen werden, der Weiberracht, und mit dem Weibe, das Männertracht anlegt, mit dem Schwächlinge, welcher sagt: "Ich bin Herr im Hause;" mit dem, der in einer Versammlung von Dingen redet, um welche er nicht befragt wird. Nur der ist elend, der nicht die Dinge und die Menschen kennt, nicht das Unglück von sich abwenden kann, sondern zu schwach dazu ist."

Die Mutter des Löwen sagte: "Glaubst du, ränkesüchtiger Verräther, durch diese Rede den König betrügen zu können, dafs er dich nicht ins Gefängnifs wirft?"

Dimna sagte: "Verräther ist derjenige, dessen Feind nicht sicher vor seinen Ränken ist, und der, wenn er den Feind in seine Gewalt bekömmt, ihn ohne Verschulden tödtet."

Die Mutter des Löwen sagte: "Du Verräther, du Lügner! Glaubst du, dafs du der Strafe deiner Lüge entgehen kannst, und dafs diese deine Kunstgriffe ungeachtet deines grofsen Frevels dir frommen werden?"

Dimna sagte: "Lügner ist, wer da sagt, was sich nicht so verhält, und vorbringt, was nicht gesagt noch gethan worden; meine Rede ist aber klar und deutlich."

Die Mutter des Löwen sagte: "Weise sind diejenigen von euch, welche ihre Pflicht gegen ihn leisten." Darauf erhub sie sich und ging von dannen.

Der Löwe übergab Dimna dem Richter; und der Richter befahl, ihn zu fesseln, worauf man ihm einen Strick um den Hals warf und ihn ins Gefängnifs führte.

Als die Nacht zur Hälfte verflossen war, erhielt Kalila die Nachricht, dafs Dimna im Gefängnisse war, und ging heimlich zu ihm. Als er ihn sah und die engen Bande, die ihm angelegt waren, und den beschränkten Raum, weinte er und sagte zu ihm: "Du bist in den Zustand, worin du dich befindest, durch nichts als deinen Starrsinn gekommen, und weil du guten Rath verschmähtest; ich trug aber kein Bedenken, dich zu warnen, dir zu rathen und mit aufrichtiger Freundschaft zu dir zu eilen. Denn allenthalben kann Rede und Berathen nutzen. Hätte ich es an Warnungen fehlen lassen, als du in Freiheit warst, würde ich jetzt Theilnehmer an deiner Schuld seyn. Allein darüber mufs man sich wundern, dafs deine Ränke den Sieg über deinen Verstand gewannen; und ich erzählte dir so viele Fabeln, und erinnerte dich an die Reden der Weisen; die Weisen aber haben gesagt: "Der Ränkeschmied stirbt vor der ihm bestimmten Zeit."

Dimna sagte: "Ich erkenne die Wahrheit deiner Rede; es haben aber die Weisen auch gesagt: "Du mufst dich die Strafe nicht kümmern lassen, wenn du über ein Vergehen nachdenkst, welches du begangen hast; denn dafs du hier in der Welt für dein Verschulden gestraft wirst, ist besser, als dafs

du im andern Leben in Gehenna mit den Gottlosen gestraft werdest."

Kalila sagte: "Ich verstehe deine Rede; aber deine Schuld ist grofs, und die Strafe, welche der Löwe über dich verhängt, wird schrecklich und schmerzhaft seyn."

Es war in ihrer Nähe im Gefängnisse ein Luchs eingesperrt, welcher ihre Rede hörte, ohne dafs sie ihn sahen. Dieser bemerkte nun, dafs Kalila dem Dimna seine Schandthat und was damit in Verbindung stand vorwarf, und dafs Dimna seine Schandthat und seinen grofsen Frevel eingestand. Er erinnerte sich ihrer Unterredung und prägte sie seinem Gedächtnisse ein, um sie anzugeben, wenn er befragt würde. Darauf ging Kalila nach Hause.

Sobald der Tag graute, ging die Mutter des Löwen hinein zum Löwen und sagte zu ihm: "O Herr der Thiere! Gott verhüte, dafs du vergessest, was ich gestern sagte; du gabst in Rücksicht dessen einen angemessenen Befehl und gefielst dadurch dem Herrn der Geschöpfe. Die Weisen haben vor Alters gesagt: "Es ziemet nicht dem Menschen, im Glücke nachlässig zu seyn in der Uebung der Gottesfurcht, allein auch nicht zu lange die Untersuchung der Schuld eines Verbrechers zu verschieben. — Als der Löwe die Rede seiner Mutter gehört, befahl er, dafs sich das Leopard einstellete; dies war nämlich Richter. Als es gekommen war, sagte er zu ihm und zu Dschevasch dem gerechten: "Setzet euch auf den Richterstuhl, und rufet das Heer, beide die Grofsen und Kleinen, dafs sie sich einstellen, die Verhältnisse Dimnas beachten, seine Lage untersuchen, genaue Untersuchungen über seine Schuld vornehmen und seine Reden und Entschuldigungen genau in den Gerichtsprotokollen aufzeichnen, welche ihr mir täglich vorzulegen habt." Da das Leopard und Dschevasch der Gerechte, welche die Oheime des Löwen waren, dieses hörten, sagten sie: "Mit geziemendem Gehorsam werden wir den Befehl des Königes vollziehen;" worauf sie weggingen und sich damit beschäftigten, entgegen zu nehmen, was ihnen vorgelegt wurde, bis nach Verlaufe dreier Stunden an dem Tage, da sie damit beschäftigt waren, der Richter befahl, man solle Dimna

vorführen. Worauf er vorgeführt und vor ihn gestellt wurde in Aller Gegenwart. Als ihm ein Platz angewiesen worden war, redete der Vorsitzer der Versammlung mit lauter Stimme also: "Ihr, die ihr hier versammelt seyd, wisset, dafs der Herr der Thiere seit dem Morde Schenschehs niedergeschlägen, sehr bekümmert und traurig gewesen ist, da er einsieht, dafs er den Schenscheh ohne Verschulden getodtet und ihn kraft der Lüge und Verläumdung Dimnas ergriffen hat. Dieser Richter (ich) hat nun Befehl erhalten, das Recht zu hegen und das Betragen Dimnas zu untersuchen. Dafern jemand von euch etwas, es sey gutes oder boses, von Dimna weifs, so sage er es und erzähle es den Vorsitzern der Versammlung und den Zeugen, damit sich das Urtheil in seiner Sache darnach richte. Denn, wird er des Todes schuldig gefunden, ist es am besten, seines Betragens vergewissert zu seyn; sich aus Begierde, den Leichtsinnigen nachzuarten, übereilen ist verächtlich." — Darauf sagte der Richter: "Horet die Rede eures Herrn und verhehlet nicht, was ihr von seiner Sache wisset, und hütet euch bei dessen Verschweigung vor drei Dingen: erstens, was das wichtigste ist, dafs ihr seine Schuld nicht für geringe haltet und als unbedeutend ansehet, denn es ist eine der gröfsten Sunden, durch Lüge und Verleumdung einen Unschuldigen fällen, der kein Verbrechen begangen hat. Derjenige, der nun etwas von dem Benehmen dieses Lügners weifs, der durch Lüge und bösen Leumund den Unschuldigen umstrickt hat, und es verheimlicht, theilet mit ihm sowol Schuld als Strafe. Zweitens, dafern der Schuldige sein Verbrechen eingesteht, ist es für ihn selbst am sichersten, und dem Könige und seinem Heere am dienlichsten, ihm zu verzeihen und ihn loszulassen. Drittens, keine Rücksicht zu nehmen auf schändliche und frevelhafte Leute und die Bande abzuschneiden, welche sie durch Artigkeit und Freundschaft mit Hohen und Niedrigen vereinigen mochten. Wer nun etwas von diesem Ränkesüchtigen weifs, zeige solches den anwesenden Zeugen an, damit es zum Beweise diene. Man hat vor Alters gesagt: "Wer sein Zeugnifs über einen Todten zurückhält, ihm wird am Tage der Auf-

stehung ein eisernes Gebifs angelegt. Jedermann unter euch bezeuge daher, was er weifs!"

Als die Versammlung seine Rede gehört hatte, schwiegen alle; worauf Dimna sagte: "Warum schweiget ihr? Saget, was ihr wisset, und wisset, dafs jede Rede ihre Antwort hat. Die Weisen haben gesagt: "Demjenigen, welcher zeuget, was er nicht gesehen hat, und sagt, was er nicht sieht, ihm ergeht es, wie dem *Arzte, welcher von demjenigen, was er nicht wufste, sagte: ich weifs es.*"

Die Versammlung sagte: "Wie ging es damit zu?"

Der selbstgemachte Arzt.

Dimna sagte: "Man erzählt, dafs in einer gewissen Stadt ein Arzt war, welcher Wohlwollen und Kenntnisse besafs und sich durch die Heilungen, welche er gemacht, einen Namen erworben hatte; er war aber alt geworden und sein Gesicht war schwach. Es hatte nun der Fürst dieser Stadt eine Tochter, welche er einem Brudersohne zur Ehe gegeben. Schmerzen, wie sich bei Schwangeren einzustellen pflegen, stellten sich auch bei ihr ein. Man liefs jenen Arzt holen; und als er kam, fragte er die junge Frau um ihr Wehe und wie sie sich befinde. Sie unterrichtete ihn davon, und er verstand, welches ihre Krankheit war, und was für Heilmittel dabei erfordert wurden, und sagte: "Wenn ich nur sähe, dann würde ich nach meiner Kenntnifs die mancherlei Arzeneimittel sammeln, und ich verlasse mich hierin auf niemanden, als auf mich selbst." Nun war in der Stadt ein einfältiger Mann; er erhielt Nachricht davon, ging zu ihnen und gab sich für einen Arzt aus, wie er sie denn wissen liefs, dafs er gut verstände, Arzeneien und Kräuter zu mischen, dafs er die Eigenschaften sowol der zusammengesetzten als einfachen Arzeneien kenne. Der Fürst befahl ihm, in die Apotheke zu gehen und die Heilmittel zu nehmen, deren er bedürfe. Als der Einfältige in die Apotheke gekommen war, und die Arzeneien vor ihm lagen, ohne dafs er sie kannte, noch wufste, was es war, nahm er

unter andern ein Säckchen, worin ein augenblicklich tödtendes Gift war, und mischte es unter die Arzeneien, ohne es zu kennen, noch dessen Beschaffenheit zu wissen. Als die Mischung der Arzeneien fertig war, gab er der jungen Frau davon zu trinken, und sie starb im Augenblicke. Wie der Fürst dies erfuhr, liefs er den Einfältigen rufen und von denselben Arzeneien trinken; und er starb sogleich. — Ich habe euch diese Fabel nur erzählt, damit ihr wisset, in welchen Irrthum derjenige geräth, welcher nach Vermuthung redet und handelt und seine Gränzen überschreitet. Wer von euch seine Gränzen überschreitet, ihm ergeht es, wie es diesem Thoren erging; er kann sich selber die Folgen zuschreiben. Die Weisen haben gesagt: "Oftmals geniefst der Redner Wiedervergeltung wegen seiner Rede;" anlangend die Rede in eurer Gegenwart, da seyd auf eurer Hut." —

Nunmehr nahm der Oberbäcker im Vertrauen auf seinen Rang, und stolz auf seine Würde beim Löwen, das Wort, und sagte: "Edle Weisen! höret, was ich zu sagen habe, und merket mit Wohlwollen auf meine Rede. Die Weisen haben von den Guten gesagt, dafs man sie an ihren Zeichen erkenne. Ihr seyd eine Versammlung tüchtiger Leute; durch Gottes Wohlthat und ausgezeichnete Güte gegen euch erkennet ihr die Guten an ihren Zeichen und Gebehrdungen, und kennet die grofseren Dinge durch die kleineren. Hier sind nun viele Dinge, welche diesen elenden Dimna bezeichnen, und seine Bosheit zu erkennen geben. Untersuchet das Aeufsere seines Körpers, um zur Gewifsheit darüber zu kommen!"

Der Richter sagte zum Oberbäcker: "Sowol ich, als die übrigen hier Versammelten wissen, dafs du die Zeichen der Bosheit an dem Aeufsern kennst."

Nun fing der Oberbäcker an, Dimna durchzuhecheln, und sagte: "Die Weisen haben aufgezeichnet und berichtet, dafs derjenige, dessen linkes Auge kleiner ist, als das rechte, und unaufhörlich hinzelt, und dessen Nase zur rechten Seite gebogen ist, ein elender Verbrecher, vertraut mit Betrug und Frevel sey."

Als Dimna dieses hörte, sagte er: "Sonderbar ist dein Be-

nehmen, du Schnöder! du, der du voll deutlicher häßlicher Zeichen bist. Es ist zu verwundern, daß du dich an den Tisch des Königes wagst und dich ihm darstellest in dem Unflathe und der Häßlichkeit, die deinem Körper ankleht, und wiewol beide du selbst und Andre deine Fehler kennen. Willst du von denen reden, deren Körper rein und ohne Makel ist? Ich bin es nicht allein, der deinen Fehler bemerkt hat, sondern alle, welche hier anwesend sind, kennen ihn. Nur die Freundschaft, welche unter uns bestanden, hat mich abgehalten, darauf aufmerksam zu machen. Jetzt aber, da du mir etwas anlugst, mir mit falschen Beschuldigungen unter die Augen trittst, dich feindselig gegen mich zeigst und unverständig eine solche Rede gegen mich hältst, wie du hier vor den Anwesenden thust, habe ich mich entschließen müssen, auf diejenigen deiner Fehler aufmerksam zu machen, welche ich und die ganze Versammlung kennt, und es ist die Pflicht dessen, der dich recht genau kennt, dem Könige abzurathen, sich deiner bei der Zubereitung seiner Speise zu bedienen. Wäre es dir aufgetragen worden, den Acker zu bauen, so wärest du nicht einmal dazu tauglich gewesen. Das dir Angemessenste würde seyn, dich mit gar keinem Geschäfte zu befassen, nicht einmal Gärber oder Barbier des unansehnlichsten Mannes, geschweige der vornehmen Hofleute des Königes zu seyn."

Der Oberbäcker sagte: "Ist es gegen mich, daß du also redest? Behandelst du mich so?"

Dimna sagte: "Ja, wahrlich rede ich von dir; dich meine ich, du Lahmer! du Knochenklapper! du Triefarsch! du Schiefbein! du Dickwanst! du Dürrmaul, Garstiger, Berüchtigter!"

Während Dimna redete, wechselte der Oberbäcker die Farbe, vergoß Thränen, ward beschämt und fing an zu stottern; seine Keckheit verließ ihn und ging in Kleinmuth über.

Als Dimna seine Zerknirschung und Thränen sahe, sagte er: "Das ist dir ganz recht, daß du weinst, und zwar sehr, wenn der König aufmerksam gemacht wird auf deine Unsauberkeit und deine Fehler, dich der Zubereitung der Speisen entledigt, von seinen Dienern aussondert und aus seiner Gegenwart wegjagt."

Nun war da ein Schakal, welches der Löwe erprobt und bei dem er Treue und Redlichkeit gefunden hatte. Er hatte ihm daher befohlen, auf Alles Achtung zu geben, was unter ihnen vorfiele, und ihm darüber Bericht abzustatten. Dieses Schakal erhob sich nun, ging hinein zum Löwen und meldete ihm die ganze Verhandlung, wie alles zugegangen sey. Der Löwe befahl nun, den Oberbacker von seinem Amte abzusetzen und zu verhindern, daß er zu ihm hereinkäme, und sein Angesicht zeigte; und befahl ferner, daß Dimna eingekerkert würde. Nun war der größte Theil des Tages verflossen; und alles, was vorgefallen war, was er und sie gesagt hatten, wurde aufgezeichnet und mit dem Insiegel des Leoparden besiegelt; worauf jeder nach Hause ging.

Nun war da ein Schakal, Namens Kusbeh, welches durch ein inniges Freundschaftsband mit Kalila vereinigt war, und in Ehren und Ansehen bei dem Löwen stand. Es begab sich indessen, daß Kalila aus anhaltendem Schmerz und Furcht vor seinem und seines Bruders Leben starb. Jenes ging daher zu Dimna und benachrichtigte ihn von dem Tode seines Bruders; worüber dieser betrübt wurde, weinte und sagte: "Was soll ich in der Welt thun nach der Trennung von einem aufrichtigen Bruder? Nun habe ich durch Gottes des Hocherhabenen Gnade und Barmherzigkeit gegen mich auf die Zärtlichkeit und Sorgfalt, welche ich von dir erfahren habe; und ich weiß, daß du meine Hoffnung und Stütze in meiner gegenwärtigen Lage bist. Ich erbitte mir daher von deiner Güte, daß du mich dem und dem Orte gebest, und auf dasjenige achtest, was ich und mein Bruder durch Gewandtheit und Beharrlichkeit nach Gottes des Hocherhabenen Willen gesammelt haben, und daß du mir es bringest."

Das Schakal that, was Dimna ihm aufgetragen hatte; und als es ihm das Geld gebracht, gab dieser ihm die Hälfte desselben und sagte: "Du hast freieren Ein- und Ausgang beim Löwen als irgend ein anderer. Nimm dich mit Eifer meiner Sache an; brauche alle deine Gewandtheit zu meinem Besten, und lasse, was von meiner Sache beim Löwen gesagt wird, wenn die Verhandlung zwischen mir und meinem Gegner

ihm vorgelegt wird, wie auch, was die Mutter des Löwen gegen mich vornimmt, inwiefern du den Löwen es in meiner Sache billigen oder mißbilligen siehst; und erinnere dich alles dessen."

Das Schakal nahm an, was Dimna ihm gab, und ging mit solchem Versprechen von dannen. Es ging nach Hause und verwahrte daselbst das Geld. Am folgenden Morgen stand der Löwe frühe auf und blieb sitzen, bis zwei Stunden des Tages verflossen waren; da baten seine Hofleute um Erlaubniß, hineinzukommen; dies erlaubte er; worauf sie hereintraten und ihm die Acten vorlegten. Als er sich mit dem bekannt gemacht hatte, was sie und Dimna gesagt hatten, ließ er seine Mutter rufen und las es ihr vor. Als sie gehört hatte, was in den Acten stand, rief sie mit starker Stimme: "Bin ich hart in meiner Rede gewesen, so tadle mich nicht; denn du scheidest nicht deinen Schaden von deinem Vortheile. Ist es nicht das, was ich dir zu hören verbot? Es ist die Rede des boshaften Verbrechers, der unsre Treue verrathen will." Darauf ging sie entrüstet weg. Alles dies ereignete sich in Gegenwart des Schakals, welches der Freund Dimnas war; und es hörte alles, was die Mutter des Löwen sagte. Es ging gleich nach ihr hinaus und eilte zu Dimna, welchem es Nachricht davon gab. Während es bei ihm war, kam ein Bote, welcher Dimna hinweg zur Versammlung bei dem Richter führte. Als er sich dem Richter dargestellt hatte, eröffnete der Vorsitzer der Versammlung die Verhandlungen und sagte: "Dimna! ein wahrhafter, zuverlässiger Mann hat mir Nachricht von dir ertheilt, und wir brauchen keine weitern Untersuchungen in deiner Sache anzustellen, als wir gethan haben; denn die Weisen haben gesagt: 'Gott, der Hocherhabene, hat diese Welt als einen Weg und einen Verweisungsort erschaffen, welcher ein Aufenthalt von Aposteln und Propheten ist, die Anleitung zum Guten ertheilen, den Weg zum Paradiese zeigen und zu Kenntniß Gottes des Hocherhabenen einladen.' Wir haben nun Gewißheit über dein Betragen, und ein Mann, auf dessen Rede wir bauen, hat uns von dir erzählt. Allein unser Herr hat uns befohlen, abermal deine Sache zu unsch

men und dein Betragen zu untersuchen, wiewol es uns klar und deutlich ist."

Dimna sagte: "Ich sehe, o Richter, dafs es nicht deine Sitte ist, Gerechtigkeit in deine Urtheile zu legen. Es ist nicht gerecht von den Königen, die Beeinträchtigten, Schuldlosen zu verstofsen, sondern ihnen zu erlauben, ihre Sache auszufechten und sich zu vertheidigen. Wie kannst du sehen, dafs ich sterben mufs, da ich mich doch nicht vertheidigt habe? wie kannst du dich aus Willfährigkeit gegen dein Gelüsten so übereilen, da doch keine drei Tage verflossen sind. Der Mann hat Recht, welcher sagte: "Wer gewohnt ist, Gutes zu thun, dem wird seine Arbeit leicht, wenn sie ihm auch schadete."

Der Richter sagte: "Wir finden in den Schriften der Alten, dafs der gerechte Richter die Handlungen so des Guten als des Bösen kennen mufs, um dem Guten für seine Güte und dem Bösen für seine Bosheit zu lohnen. Wenn er so handelt, wird die Lust des Guten, wohl zu thun, und der Abscheu des Bösen vor dem Frevel vermehrt. Am gerathensten ist es dir nun, Dimna, dafs du deinen Zustand erwägst, deine Schuld bekennst, sie eingestehst und dich bekehrst."

Dimna antwortete ihm: "Die guten Richter urtheilen nicht nach Vermuthung und handeln nicht nach ihr weder gegen Höhere noch Niedere, weil sie wissen, dafs Vermuthung nicht zur Gerechtigkeit hinreicht. Dafern ihr nun vermuthet, dafs ich ein Verbrechen begangen habe, so kenne ich mich doch selber besser als ihr; und meine Kenntnifs von mir selbst ist gewifs und ohne Vermuthung, während eure Kenntnifs von mir blos Vermuthung ist. Meine Sache ist euch nur verhafst, weil ich einen Andern verleumdet haben soll. Was für eine Entschuldigung hätte ich bei euch, wenn ich mich selbst verleumdete, mir selber etwas anlöge und mich dem Morde und der Vernichtung dahingäbe, ungeachtet ich bei mir selber weifs, dafs ich rein und unschuldig an dem bin, dessen man mich zeiht. Von allen Leben ist mein eigenes zu vertheidigen mir doch am wichtigsten und am allernothwendigsten. Hätte ich auch etwas wider den Geringsten oder Vornehmsten von euch

thun mögen, würde ich es doch wegen meiner Gottesfurcht nicht haben thun können; meine Tugend hätte mir es nicht erlaubt, und es wäre auch nicht Recht von mir gewesen, es zu thun. Wie hätte ich denn also gegen mich selbst handeln können? Hinweg daher mit einer solchen Rede, o Richter! Denn ist es ein Rath von dir, dann hast du hier seine Anwendung verfehlt, und ist es eine List, dann ist es das schändlichste, was du ersinnen oder von den Ränkevollen lernen konntest, zu geschweigen, dafs List und Trug nicht die Sache eines rechtschaffenen Richters, noch dasjenige ist, worauf die Edeln ihr Vertrauen setzen. Wisse, dafs deine Rede eine solche ist, wie nur Einfältige führen und schlechte Menschen nachahmen; allein Sachen vor Gericht behandelt der Redliche mit Redlichkeit, nur der Unredliche, Ungerechte und Gottlose mit Unredlichkeit. Ich fürchte, o Richter, dafs du dir durch deine Rede grofse Unbill und Unglück zuziehst, wenn auch nicht gerade Unheil und Widerwärtigkeit; denn immer hat sowol der König, als sein Heer, sowol der Höhere, als Niedere erkannt, dafs du eine gute Beurtheilung benitzest, um durch deine Gerechtigkeit zu genügen und durch deine Weisheit, Mäfsigung und Trefflichkeit zu gefallen. Ich meine aber nur das Unglück, wie du dahin hast gebracht werden können, dies in meiner Sache zu vergessen. Oder hast du nicht von den Weisen gehört, dafs sie gesagt haben: "Wer sich dafür ausgibt, zu wissen, was er nicht weifs, und Zeugnifs ablegt von dem Unbekannten, ihm ergeht es, wie es dem *Falkenier* erging, *welcher falsche Beschuldigungen gegen die Frau seines Herrn verbrachte.*"

Der Richter sagte: "Wie ging das zu?"

Der Falkenier, welcher falsche Beschuldigungen gegen die Frau seines Herrn vorbrachte.

Dimna sagte: "Man erzählt, dafs in einer gewissen Stadt ein berühmter Statthalter war, welcher eine hübsche und keusche Frau hatte. Der Mann hatte auch einen geschickten Fal-

kenier, welcher verstand, Falken zu behandeln und abzurichten. Dieser Falkenier war um den Mann als Freund überall, dafs er ihn sogar in sein Haus führte und in seinem Harem sitzen liefs *). Nun begab es sich, dafs der Falkenier das Weib seines Herrn um Beischlaf bat. Sie schlug es ihm ab, entrüstete sich darüber, wechselte Farbe und erröthete vor Scham. Nun suchte sie noch mehr, ihn zu meiden; allein er brannte vor Verlangen nach ihr und arbeitete an einem listigen Plane, um seine Absicht auf sie zu erreichen, und er mühete sich sehr, um eine solche List zu ersinnen. Eines Tages ging er nach Gewohnheit hinaus auf die Jagd, und fand zwei Papageienjungen, welche er nahm, nach Hause brachte und erzog. Als sie grofs geworden waren, trennte er sie und setzte sie in zwei Käfichte, und lehrte das Eine von ihnen sagen: "Ich habe den Thürhüter neben meiner Gebieterin in dem Bette meines Herrn liegen sehen;" und er lehrte das Andre: "Ich für mein Theil will nichts sagen." — Hierin übte er sie sechs Monate lang, bis sie es inne hatten und gut konnten. Als er so weit mit ihnen gekommen war, wie er es wünschte, brachte er sie zu seinem Herrn. Sobald dieser sie sah, ergötzten sie ihn, redeten vor ihm, und er ward ihrer froh; allein er verstand nichts, was sie sagten; denn der Falkenier hatte sie balchische Wörter **) gelehrt. Indessen war der Statthalter ganz in sie eingenommen; und der Falkenier erhielt dafür von ihm einen hohen Ehrenposten. Jener befahl seiner Frau, für sie zu sorgen und ihrer zu warten, was auch die Frau that. Nach Verlauf einiger Zeit geschah es, dafs zu dem Manne einige Angesehene aus Balch kamen. Man bewirthete sie mit köstlichen Gerichten und Getränken, wie auch allerlei Früchten und Eingemachtem. Als das Mahl geendigt und das Geplauder angegangen war, gab der Statthalter dem Falkenier ein Zeichen, dafs er die beiden Papageien brächte. Er brachte sie. Als sie vor ihn gesetzt worden, plärrten sie, was sie gelernt hatten. Jene Angesehenen verstanden, was sie sagten, sahen einander

*) D. i. die Versammlung der Frauen der Muhamedaner.

**) Balch ist eine Landschaft im Nordosten Persiens.

an und neigten ihre Häupter vor Scham und Befangenheit. Der Mann fragte sie, was (die beiden Vögel) sagten; allein sie wollten ihm nicht sagen, was sie sagten. Er drang in sie und fuhr fort, zu fragen, was sie sagten. Da antworteten sie: "Sie sagen das und das, und es ziemt uns nicht, in einem Hause zu essen, wo das Verbrechen begangen ist." Als sie dieses gesagt hatten, bat sie der Mann, zu den Vögeln in der balchischen Sprache etwas anderes zu reden, als was sie sagten. Das thaten sie und merkten, daſs sie nichts verstanden, als was sie gesagt hatten. Sie und die Versammlung überzeugten sich nun von der Keuschheit und Unschuld der Frau in dem, weſshalb sie verleumdet worden, und der Verrath des Falkeniers kam an das Licht. Nun befahl der Statthalter, daſs der Falkenier zu ihm käme. Er kam und hatte auf seiner Hand einen grauen Falken. Die Frau rief ihm aus dem Innern des Hauses zu: "O du Feind deines eigenen Lebens, hast du mich in der Lage gesehen, die du den beiden Papageien genannt und sie gelehrt hast?" Er sagte: "Ja; ich habe dich so gesehen, wie sie sagen." Da sprang ihm der Falke ins Gesicht und kratzte ihm die Augen mit seinen Krallen aus. Und die Frau sagte: "Von Rechts wegen ist dir das widerfahren. Das ist eine Strafe von Gott, dem Hocherhabenen, wegen deines Zeugnisses von dem, was deine Augen nimmer gesehen." — Diese Fabel habe ich dir nur erzählt, o Richter, damit du die harte Strafe wegen falschen Zeugnisses so in dieser, als der andern Welt besser kennen lernest.

Da der Richter Dimna also reden hörte, erhub er sich und legte es dem Löwen wörtlich vor. Der Löwe sah darauf, liefs seine Mutter rufen und legte es ihr vor. Sie sagte: "Seit der Löwe die Rede Dimnas seiner Aufmerksamkeit würdigt, ist meine Sorge wegen desjenigen, was ich von den Umtrieben Dimnas fürchte, dich durch Trug und Ränke zu tödten, oder in Unglück zu stürzen, gröfser, als meine Sorge wegen des Verbrechens, welches er gegen dich begangen hat, da er dich durch Trug und bösen Leumund vermochte, deinen Freund ohne sein Verschulden zu tödten." Ihre Rede machte Eindruck auf ihn, und er sagte: "Sage mir, wer hat dir die Nachricht

von Dimna gegeben, welche du hast, damit ich einen Grund bekomme, Dimna zu tödten." Sie sagte: "Ich scheue es, ein Geheimnifs zu verrathen, was mich jemand gebeten hat zu verschweigen; und nicht gedeihen würde mir die Freude über Dimnas Tod, wenn ich denken müfste, dafs ich zur Hülfe gegen ihn gerufen hätte die Anwendung dessen, was die Weisen verboten haben, nämlich die Verletzung des Geheimnisses. Allein ich will denjenigen, der es mir anvertraute, bitten, mir zu erlauben, dir ihn zu nennen; dann kann er hervortreten mit dem, was er weifs und davon gehört hat. Darauf ging sie weg, und liefs den Parder holen und redete mit ihm, wie es seine Pflicht sey, den Löwen zu ehren und ihm bereitwillig zu helfen in der Ausübung der Gerechtigkeit, und sich eines Zeugnisses zu entledigen, was ein Anderer an seiner Statt nicht verhehlen würde, imgleichen, wie es ihm obliege, den Beeinträchtigten zu helfen und das Zeugnifs der Gerechtigkeit im Leben und Tode zu bestätigen. Denn die Weisen haben gesagt: "Wer sein Zeugnifs von einem Todten verhehlt, dessen Zeugnifs wird nicht angenommen am Tage der Auferstehung." Sie liefs ihn nicht, bis er aufstand, hinein zum Löwen ging und bezeugte, was er von dem Bekenntnisse Dimnas gehört hatte. Als der Parder dieses Zeugnifs abgelegt hatte, schickte der eingekerkerte Luchs, welcher Dimnas Bekenntnifs gehört und bewahrt hatte, Botschaft an den Löwen und liefs sagen: "Ich habe ein Zeugnifs abzulegen." Man führte ihn heraus, und er bezeugte, was er von dem Bekenntnisse Dimnas gehört hatte.

Der Löwe sagte zu ihnen: "Was hat euch gehindert, mit eurem Zeugnisse aufzutreten, da ihr doch unsre Lage kanntet, wie auch unsre Sorge, Aufklärung in der Sache Dimnas zu ermitteln?"

Da sagte jeder von ihnen: "Wir wufsten, dafs Eines Mannes Zeugnifs nicht zu einem Urtheile genügt; und wir fürchteten, etwas zu äufsern, worauf kein Urtheil gegründet werden könnte, bis der Eine von uns gezeugt hatte; alsdann trat auch der andere auf mit seinem Zeugnisse."

Der Löwe hiefs ihre Rede gut und befahl, Dimna im Gefängnisse zu tödten; worauf er auf die schrecklichste Weise getödtet wurde.

Derjenige, der dieses sieht, wisse, dafs wer sich selber nutzen will dadurch, dafs er Andern durch Ränke und Trug schadet, die Strafe seiner Ränke und seines Truges erleiden werde.

Ende des Capitels von der Untersuchung der Sache Dimnas.

Drittes Capitel.

Die Ringeltaube.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun die Fabel von den beiden Freunden gehört, wie ein Lügner sie trennte, und welchen Ausgang die Sache des letztern darnach nahm. Erzähle nun, wenn es dir beliebt, von aufrichtigen Freunden, wie ihre Vereinigung anfängt und wie sich einer des andern freut."

Der Philosoph sagte: "Der Verständige setzt nichts Freunden gleich; denn Freunde sind einander hülflich zu allem Guten und stehen einander bei in jeder Unannehmlichkeit, welche eintrifft. Unter den Fabeln davon ist auch die Fabel von der Ringeltaube, der Ratze, der Gazelle und dem Raben."

Der König sagte: "Wie ist die?"

Bidpai sagte: "Man erzählt, dafs im Lande Sakavendschin bei der Stadt Dahir eine Gegend war, voll Wildpretes, welche fleifsig von Jägern besucht wurde. In dieser Gegend war ein Baum, dicht umgeben von belaubten, sich verschlingenden Aesten. Darin hatte ein Rabe sein Nest. Da er sich eines Tages in sein Nest hinabliefs, ward er eines Jägers ansichtig von häfslichem Ansehen und schlechtem Gemüthe; auf der Schulter hatte er ein Netz und in der Hand einen Stock, gegen den Baum gerichtet. Der Rabe erschrak vor ihm und sagte: "Was diesen Mann hergeführt hat, mufs die Absicht seyn, mich oder irgend einen andern zu tödten. Ich will hier

ben, wo ich bin, bis ich sehe, was er sich vornehmen wird. Nun spannte der Jäger sein Netz aus, streute Körner darauf und verbarg sich in der Nähe. Es währte nicht lange, daß eine sogenannte Ringeltaube geflogen kam. Sie war die Herrscherin der Tauben und hatte viele Tauben mit sich. Sie und ihr Gefolge sahen nicht das Netz, und flogen hinab nach den Körnern, um sie aufzupicken, blieben aber alle im Netze hängen. Da kam der Jäger sehr froh herbei. Jede der Tauben fing nun an, in ihren Banden zu fliegen, und suchte, sich zu retten. Da sagte die Ringeltaube: "Versaget einander nicht die Hulfe in euern Bestrebungen und keine sey besorgter um ihr eigenes, als ihrer Freundin Leben; sondern lasset uns alle einander helfen und das Netz losreißen; dann wird die Eine die Andre retten" Durch gegenseitige Hulfe rissen sie alle das Netz los und erhoben sich in die Luft. Der Jäger verlor doch nicht die Hoffnung, und glaubte, sie flogen nur eine kurze Strecke und setzeten sich. Der Rabe sagte: "Ich will ihnen folgen und sehen, was aus ihnen wird." Die Ringeltaube wandte sich und sah den Jäger, welcher sie verfolgte. Sie sagte daher zu den Tauben: "Dieser Jäger giht sich viele Mühe, uns zu fangen. Wenn wir uns in der freien Luft halten, werden wir uns nicht vor ihm verbergen konnen, und er wird nicht aufhören, uns nachzustellen; wenn wir uns aber auf die bebauete Ebene hinablassen, werden wir uns ihm entziehen und er wird umkehren. Ich habe gerade an dem und dem Orte eine Ratze zur Freundin; und wenn wir dahin kommen, zernagt sie uns dieses Netz. Das thaten sie, und der Jäger gab die Hoffnung auf und kehrte zurück; der Rabe aber folgte ihnen. Als die Ringeltaube zur Ratze gekommen war, gebot sie den Tauben, sich zu senken; worauf sie sich setzten. Die Ratze hatte hundert Schlupfwinkel. Die Ringeltaube rief ihr bei Namen, welcher war Seirch. Die Ratze antwortete aus ihrem Loche: "Wer bist du?" Sie sagte: "Ich bin deine Freundin Ringeltaube." Da kam die Ratze gleich heraus zu ihr und sagte: "Wer hat dich in dieses Elend gestürzt?" Sie sagte zu ihr: "Weißt du denn nicht, daß nichts ist, weder Gutes noch Boses, ausser was vom Schicksale demjenigen be-

stimmt ist, den die Fügungen treffen. Das ist es auch, was mich in dieses Elend gestürzt hat. Nicht einmal derjenige, der grofser und stärker ist, als ich, kann dem Schiksale widerstehen. Selbst Sonne und Mond verfinstern sich, wenn dieses Urtheil über sie gefällt wird." — Die Ratze fing nun an, den Knoten zu zernagen, der die Ringeltaube hielt; aber sie sagte: "Zerschneide erst die Knoten der übrigen Tauben und komme alsdann an den meinigen." Dieses wiederholte sie ihr mehrere Male; aber sie achtete nicht auf ihr Wort. Doch als sie fortfuhr, zu rufen und das Nämliche zu wiederholen, sagte jene zu ihr: "Du hast mir dies so oft wiederholt, als kümmertest du dich nicht um dein Leben und hättest dessen keinen Gefallen, noch achtetest deiner Pflicht gegen dieses." Sie sagte: "Ich besorge, wenn du anfängst, meinen Knoten zu zerschneiden, möchtest du dessen müde werden und unterlassen, die übrigen zu zerschneiden; aber ich weifs, dafs, wenn du mit diesen anfängst und ich die letzte werde, dann willst du nicht, dafs ich im Netze zurückbleibe, wandelte dich auch Müdigkeit an." Die Ratze sagte: "Dies vermehrt nur meine Liebe und Freundschaft gegen dich."

Darauf machte sich die Ratze daran, das Netz zu zerschneiden, bis sie damit fertig war; und die Ringeltaube zog von dannen mit den andern Tauben. — Da der Rabe sah, was die Ratze that, ward er geneigt, Freundschaft mit ihr zu schliefsen, ging hin und nannte sie bei Namen. Die Ratze streckte ihren Kopf heraus und sagte zu ihm: "Was willst du?" Er sagte: "Ich will Freundschaft mit dir schliefsen." Die Ratze sagte: "Es kann kein Bund Statt finden zwischen mir und dir. Der Verständige mufs blos nach dem Möglichen trachten, und das Trachten nach dem Unmöglichen aufgeben. Du bist aber der Fressende und ich dein Frafs."

Der Rabe sagte: "Dich fressen, wenn du mein Frafs würdest, möchte mir nichts verschlagen; deine Freundschaft ist mir aber weit lieber, als, was du nennst; und du thust nicht recht, wenn ich gekommen bin, deine Freundschaft zu suchen, mir solche rein abzuschlagen; denn ich habe einen Beweis deines edeln Charaktere gesehen, welcher mir Liebe gegen dich

eingeflößt hat, ohne daſs du dich bemühtest, ihn zu zeigen. Allein der Verständige verbirgt nicht seine Vorzüge, und verbirgt er sie auch, so sind sie wie der Muskus, welchen man verwahrt, ohne daſs dieses ihn hindert, lieblich zu duften und sich nach allen Seiten hin zu verbreiten." Die Ratze sagte: "Die stärkste Feindschaft ist die angeborne, und es gibt zwei Arten, erst diejenige, welche wechselseitig ist, wie Feindschaft zwischen dem Elephanten und Löwen; denn oftmals tödtet der Löwe den Elephanten, oftmals der Elephant den Löwen; darnach diejenige, welche auf Seiten Eines gegen einen Andern ist, wie die Feindschaft zwischen mir und der Katze und zwischen mir und dir; denn die Feindschaft, welche zwischen uns ist, schadet nicht dir, sondern der Schade davon fällt nur auf mich; und wird das Wasser auch noch so sehr erwärmt, hindert solches doch nicht, daſs es das Feuer löscht, wenn es darauf gegossen wird. Derjenige, welcher sich seinem Feinde zugesellt und Frieden mit ihm schliefst, hegt und trägt eine Schlange in seinem Busen. Der Verständige läfst sich in keinen Freundschaftsbund mit seinem heimtückischen Feinde ein." Der Rabe sagte: "Ich verstehe was du sagst; du mufst aber deinem edeln Character folgen und die Aufrichtigkeit meiner Rede einsehen und nicht so hart gegen mich seyn, daſs du sagest: "Ein Bund zwischen uns ist unmöglich." Denn edle Verständige verlangen keinen Lohn für Wohlthaten, und Freundschaft zwischen Guten ist bald geschlossen, aber spät aufgelöst. Es ist damit, wie mit der goldenen Schale; spät schlägt man sie entzwei, bald bessert man sie aus und leicht setzt man sie in Stand, wenn sie einen Rifs oder Bruch bekommt. Allein Freundschaft unter Bösen ist bald aufgelöst und spät geschlossen. Es ist damit, wie mit der irdenen Schale; sie ist leicht zu zerbrechen; sie wird durch die geringste Fahrlässigkeit zerbrochen und nimmermehr in Stand gesetzt. Der Edle liebt den Edeln und der Niederträchtige liebt niemanden als aus Eigennutz oder Furcht. Nun bedarf ich deiner Freundschaft und Bekanntschaft, weil du edel bist; und ich will an deiner Thüre sitzen bleiben, ohne Speise zu kosten, bis du mich zum Freunde annimmst." — Die Ratze sagte:

"Ich nehme denn deine Freundschaft an; denn ich schlage keinen ab, wessen er bedarf; allein ich schliesse sie nur auf die Bedingung der Sicherheit meines Lebens; und dafern du verrätherisch gegen mich handelst, sollst du nicht sagen: "Ich fand eine Ratze, welche leicht zu hintergehen war." Darauf ging sie hinaus aus ihrem Loche und blieb am Eingange stehen. Der Rabe sagte zu ihr: "Was hindert dich, heraus zu kommen zu mir und freundschaftlich mit mir umzugehen? oder hegst du noch einigen Argwohn gegen mich?" Die Ratze sagte: "Die Leute dieser Welt geben einander zwei Dinge, wenn sie Verträge schliessen und Verbindungen mit einander dadurch eingehen, nämlich Herz und Hand. Diejenigen, welche einander das Herz geben, sind die Aufrichtigen; aber diejenigen, welche einander die Hand geben, sind diejenigen, welche einander helfen, indem sie streben, Vortheil von einander zu ernten; und derjenige, welcher Wohlthaten erzeigt, um irgend einen weltlichen Vortheil zu erlangen, ein solcher gleicht in seiner Freigebigkeit dem Jäger, welcher Körner vor die Vögel wirft, nicht um den Vögeln zu frommen, sondern sich selber zu nutzen. Das Herz geben ist edler, als die Hand geben. Ich verlasse mich darauf, dein Herz zu erhalten, und du erhältst wiederum das meinige. Es ist keine schlechte Meinung von dir, die mich abhält, zu dir hinauszugehen; du hast aber Genossen, deren Natur wie die deinige, deren Gesinnung gegen mich jedoch nicht wie die deinige ist." — Der Rabe sagte: "Es ist das Kennzeichen eines Freundes, dafs er der Freund der Freunde seines Freundes und ein Feind der Feinde seines Freundes ist; und der ist nicht mein Genosse noch Freund, der dich nicht liebt; leicht wird es mir seyn, mich von einem solchen zu trennen." — Da ging die Ratze hinaus zum Raben; und sie schlossen Frieden und aufrichtige Freundschaft, und gingen vertraulich mit einander um, bis nach Verlauf einiger Tage der Rabe zur Ratze sagte: "Dein Loch ist nahe am Wege der Menschen; ich besorge, der Knaben einer möchte Steine auf dich werfen. Ich habe einen abgelegenen Wohnsitz, wo ich einen Freund unter den Schildkröten habe. Da ist es voller Fische, und wir werden da unsern Unterhalt fin

den. Dahin will ich dich führen, damit wir in Sicherheit leben können. — Die Ratze sagte: "Ich habe dir mehreres zu erzählen, wenn wir da angekommen sind, wo du hin willst; thue daher, wie du willst." — Nun ergriff der Rabe die Ratze am Schwanze und flog mit ihr, bis sie dahin kam, wohin er wollte. Als er sich der Quelle näherte, worin die Schildkröte war, und die Schildkröte ward des Raben mit der Ratze ansichtig, erschrak sie vor ihm und wußte nicht, daß es sein Freund sey. Jener rief ihr, worauf sie zu ihm herankam und fragte: "Von wannen kommst du?" — Er erzählte ihr seine Abenteuer, wie er den Tauben gefolgt und was zwischen ihm und der Ratze vorgefallen, bis er hieher gekommen sey. Als die Schildkröte die Eigenschaften der Ratze erkundet, ward sie eingenommen von ihrem Verstande und ihrer Treue, hieß sie willkommen und sagte: "Was hat dich in diese Gegend gebracht?" — Der Rabe sagte zur Ratze: "Erzähle mir nun die Geschichten, die du mir zu erzählen versprochen. Erzähle mir sie nebst demjenigen, um welches die Schildkröte fragte; denn sie mußt du gleich mir achten." — Die Ratze hub darauf an und sagte: "Mein erster Wohnsitz, als ich anfing umherzuwandern, war im Hause eines frommen Mannes, welcher einsiedlerisch, ohne Leute und Familie wohnte. Er erhielt jeden Tag Speise in einem Korbe, und aß davon, wie viel er bedurfte; das Uebrige hing er weg. Nun beobachtete ich den Mönch, bis er wegging; dann machte ich mich über den Korb her und ließ keine Speise zurück, sondern aß sie und warf den andern Ratzen zu. Der Mönch versuchte mehrmals, den Korb an einer Stelle aufzuhängen, wo ich nicht zu ihm gelangen könnte, allein er konnte das nicht. Da kam in einer Nacht ein Gast zu ihm. Sie aßen mit einander und fingen darauf an zu schwatzen. Der Mönch sagte zum Gaste: "Aus welchem Lande kommst du, und wohin verlangt dich nun?" Der Mann war durch viele Länder gereist und hatte viele Wunderdinge gesehen. Er fing denn an, dem Mönche von den Ländern zu erzählen, welche er bereist, und von den Wunderdingen, die er gesehen hatte. Der Mönch fing aber, ohne dessen zu achten, an mit den Händen zu klatschen, um mich vom

Korbe zu scheuchen. Darüber ward der Gast zornig und sagte: "Ich erzähle dir, und du verschmähst meine Erzählung. Warum fragtest du mich denn?" — Der Mönch machte Entschuldigungen und sagte: "Ich klatsche nur mit den Händen, um die Ratzen zu scheuchen, über welche ich mich wundern muſs. Ich kann nichts im Hause fortlegen, ohne daſs sie es verzehren." Der Gast sagte: "Ist es Eine Ratze, welche dieses thut, oder sind es viele?" — Der Mönch sagte: "Es sind wol viele Ratzen im Hause, aber unter ihnen ist Eine, die mich überlistet, und ich kann kein Mittel gegen sie ausfündig machen." — Der Gast sagte: "Es fallen mir die Worte des Mannes ein, welcher sagte: *"Es ist nicht um nichts, daſs dieses Weib gereinigten Sesam statt ungereinigten feil bietet."*

Der Mönch sagte: "Wie ging es damit zu?"

Das Weib, welches Sesam feil bot.

Der Gast sagte: "Ich kehrte einstmals ein bei einem Manne an dem und dem Orte. Wir speisten zu Abend; darauf bereitete er mir ein Lager und ging zu Bette mit seinem Weibe. Zwischen mir und ihnen war eine Rohrwand, und ich hörte zu Ende der Nacht den Mann zu seinem Weibe sagen: "Ich will morgen eine kleine Gesellschaft einladen, bei uns vorlieb zu nehmen; bereite du Essen für sie!" Das Weib sagte: "Wie kannst du Leute einladen, bei dir zu essen? es ist nichts im Hause, nicht einmal für deine Familie. Du bist ein Mann, der nichts übrig läſst und nichts spart." Der Mann sagte: "Lasse dich das nicht reuen, was wir an Nahrung und Almosen geben; denn *mit Sammeln und Sparen nimmt es oft denselben Ausgang, wie mit dem Wolfe.*" — Die Frau sagte: "Wie ging es denn?"

Der Wolf.

Der Mann sagte: "Man erzählt, daſs ein Jäger einstmals mit seinem Bogen und seinen Pfeilen ausging und nicht weit

gegangen war, als er eine Gazelle schofs. Er hob sie auf und kehrte um, nach Hause zu gehen, traf aber auf einen Eber und schofs einen Pfeil ab auf ihn, der ihn durchbohrte; allein der Eber griff ihn an und hieb ihn mit seinen Zähnen, so dafs er den Bogen fahren liefs, und sie fielen beide todt zu Boden. Da kam ein Wolf herzu; der sagte: "Dieser Mann, die Gazelle und der Eber werden lange Zeit zu meiner Nahrung hinreichen; ich will aber mit dieser Bogensenne anfangen und die verzehren; die soll heute meine Speise seyn. Er bifs nun in die Senne, bis er sie zerbissen hatte. Als sie entzweigebissen war, sprang das Ende des Bogens und schlug ihm an die Kehle, so dafs er starb. Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit du wissest, dafs Sammeln und Sparen mit Unheil endigt." — Das Weib sagte: "Du hast Recht. Wir haben so viel Reis und Sesam, als zu sechs oder sieben Personen hinreicht. Ich will zeitig das Essen bereiten und einladen, wen du magst. Sobald es Tag wurde, nahm das Weib den Sesam, reinigte ihn und breitete ihn aus in der Sonne, damit er trocken würde; und sagte zu einem Knaben, welchen sie hatten: "Scheuche Vögel und Hunde weg!" worauf das Weib zu ihren andern Geschäften wegging. Der Knabe nahm so wenig des Sesams Acht, dafs ein Hund kam und ihn beschmitzte. Das Weib ekelte dessen und wollte ihn nicht zur Speise brauchen, sondern ging damit auf den Markt und bot ihn feil gegen eben so vielen ungereinigten Sesam. Ich stand gerade auf dem Markte. Da sagte ein Mann: "Es ist nicht um nichts, dafs dieses Weib gereinigten Sesam für ungereinigten feilbietet." Dasselbe sage ich von der Ratze, welche du nanntest und die nicht ohne Ursache im Stande sey, zu thun, worüber du dich beklagst. Schaffe mir ein Beil; vielleicht kann ich ihr Loch aufgraben und hinter ihre Verhältnisse kommen." Der Mönch lieh ein Beil von einem seiner Nachbarn. Der Gast kam nun damit, während ich in einem andern Loche, als mein eigenes, war und ihre Unterredung hörte. In meinem Loche lag ein Beutel mit hundert Goldstücken, ohne dafs ich wufste, wer ihn da hingelegt hatte. Der Gast grub, bis er zu den Goldstücken kam. Die nahm er und

sagte zu dem Mönche: "Ohne diese Goldstücke ist die Ratze nimmer der Sprunge fähig gewesen, welche sie macht; denn Vermögen gewährt Kraft und vermehrt die Klugheit und Gewalt. Du wirst sehen, dafs sie hinfort keiner solchen Sprunge fähig ist, wie vorher." Am folgenden Morgen versammelten sich die Ratzen, welche bei mir waren, und sagten: "Wir sind hungrig, du bist aber unsre Hoffnung. Ich und die andern Ratzen gingen dann hin an die Stelle, von wo ich zuvor in den Korb gesprungen war. Ich versuchte es zu mehreren Malen, aber vermochte es nicht. Nun wurden die Ratzen aufmerksam auf meine erbärmliche Lage, und ich hörte sie sagen: "Verlasset sie und trachtet nicht nach dem, was sie hat: wir sehen sie ja in einer Lage, worin wir ihr nicht helfen können; sie bedarf aber Eines, der sie unterhalten kann." Darauf verliefsen sie mich und vereinigten sich mit meinen Feinden, mifshandelten mich und fingen an, mich bei meinen Widersachern zu verleumden, so dafs sie mich hafsten. Da sagte ich bei mir selbst: "Es gibt keine Brüder, Gehülfen noch Freunde, als durch Geld;" und ich ward inne, dafs, wenn derjenige, welcher kein Geld hat, etwas erstrebt, hindert der Mangel ihn, seinen Wunsch zu erreichen, gleichwie das Wasser, welches nach dem Winterregen zurückbleibt, nicht in einen Flufs ausströmt, noch in einen Kanal abläuft, sondern von der Erde eingesogen wird. Ich ward inne, dafs derjenige, der keine Freunde, keine Familie, keine Kinder hat, kein Andenken hinterläfst, und dafs derjenige, der kein Geld hat, auch keinen Verstand hat, und für ihn ist weder diese Welt noch die künftige. Denn, wenn ein Mann arm geworden ist, verlassen ihn seine Sippen und Freunde. Ja, der Strauch, welcher im Salzboden wächst, und an allen Enden abgeschält wird *), ist wie die Lage des Armen, welcher der Hülfe Anderer bedarf. Ich

*) Hiemit scheint auf die kleinen Dornsträucher hingedeutet zu werden, welche hin und wieder in den Wüsten wachsen und den Kamelen der Karawanen zu einer kärglichen Nahrung auf den langen Reisen durch unfruchtbare Einöden dienen.

ward inne, dafs Armuth der Grund alles Unglückes, dem Armen eine Anreizung zu jeder schlechten Handlung und eine Grube der Verleumdung sey. Ich ward inne, dafs, wenn ein Mann arm geworden ist, wird er demjenigen verdächtig, der zuvor sein Vertrauen in ihn setzte; und wer zuvor Gutes von ihm dachte, denkt nun Böses von ihm; wenn ein Anderer einen Frevel begeht, wird jener ein Gegenstand des Argwohnes; und es ist keine Eigenschaft, welche man an dem Reichen rühmt, die man nicht an dem Armen tadelte. Ist er kühn, dann nennt man ihn einen Thoren; ist er freigebig, einen Verschwender; ist er freundlich, einen Schwächling; ist er ernsthaft, einen Dummkopf. Ja, der Tod ist besser, als der Zustand, der nöthigt, zu betteln, besonders von Geizigen und Niederträchtigen. Ja, wurde auch dem Edeln auferlegt, die Hand in den Schlund der Otter zu stecken und das Gift herauszunehmen und niederzuschlucken, ist dieses ihm leichter und lieber, als bei einem niederträchtigen Geizigen zu betteln. Ich hatte nun den Gast die Goldstücke nehmen und sie mit dem Mönch theilen sehen. Der Mönch legte seine Hälfte in einen Beutel zu seinen Häupten. Als die Nacht hereingebrochen war, bekam ich grofse Lust, etwas davon zu nehmen und zurück in mein Loch zu bringen, in der Hoffnung, dies möchte meine Kräfte vermehren oder mir einige meiner Freunde wiedergewinnen. Ich ging daher zu dem Mönche, während er schlief, bis ich in die Nähe seines Kopfes gekommen war. Da fand ich den Gast wach mit einem Stocke in der Hand. Er versetzte mir einen schmerzhaften Schlag auf den Kopf, so dafs ich in mein Loch eilte. Als mich der Schmerz verliefs, stachelte mich meine Lust und Begierde, dafs ich abermals in derselben Absicht, wie das erste Mal, ausging. Aber siehe! der Gast lauerte mir auf und versetzte mir mit dem Stocke einen Schlag, dafs mir das Blut rann und ich mit dem Bauche zu oberst in mein Loch taumelte, wo ich in Ohnmacht fiel und Schmerzen fühlte, die mir solchen Hafs gegen das Geld einflöfsten, dafs ich es nicht nennen hörte, ohne dafs mir Angst und Beben bei der Rede von Geld überfällt. Ich stellte darauf Betrachtungen an, und ward inne, dafs, anlangend das

Unglück, so ist es blos Lust und Begierde, was es befördert, und dafs die Bewohner der Welt nimmer frei sind von Unglück, Unheil und Elend. Ich fand, dafs es mir leichter seyn würde, mich auf weite Reisen zu begeben, um weltliche Güter zu erwerben, als die Hand dem Freigebigen um Geld darzureichen; und ich sahe nichts, was mir gefiel. Allein innere Zufriedenheit und Genügsamkeit kehrte zurück und ich siedelte mich aus dem Hause des Mönches hinaus auf das freie Feld, wo ich eine Freundin unter den Tauben fand, und durch ihre Freundschaft erhielt ich auch diejenige des Raben. Da erzählte mir der Rabe von der Freundschaft, welche zwischen ihm und dir war, und sagte mir, dafs er zu dir reisen wolle. So bekam ich Lust, mit ihm bei dir zu seyn, da es mir langweilig war, allein zu seyn; denn keine Freude in der Welt kann der Gesellschaft der Freunde verglichen werden, und kein Gram gleicht demjenigen über die Entfernung von ihnen. Ich habe erprobt und erfahren, dafs derjenige, welcher nach weltlichem Gute trachtet, nichts braucht, als die tägliche Genüge, welche sein Leben vor Schaden sichert; und dazu bedarf es nur wenig Speise und Trank, wenn er von Gesundheit und Fähigkeiten unterstützt wird. Gewönne ein Mann auch die ganze Welt und alles, was darin ist, könnte er davon doch nur das wenige brauchen, was seine Bedürfnisse befriedigte. In dieser Gesinnung bin ich dem Raben zu dir gefolgt. Ich bin dein Freund; lasse mich denselben Platz bei dir haben." — Als die Ratze ihre Rede geendigt hatte, antwortete ihr die Schildkrote mit freundlichen Worten und sagte: "Ich habe deine Rede gehört, und trefflich ist, was du gesagt hast. Mich däucht aber, du nanntest noch andre Dinge, an welche du dachtest. Wisse, dafs die Schönheit der Rede nur durch schönes Handeln vollständig wird, und dafs der Kranke, welcher das Heilmittel gegen seine Krankheit kennt und es nicht anwendet, keinen Nutzen von seiner Kenntnifs hat und keine Linderung noch Erleichterung in seiner Krankheit findet. Sey nun verständig und sey nicht traurig über deinen Mangel an Geld; denn der tugendhafte Mann geniefst Freuden ohne Geld, gleichwie der Löwe, der gefurchtet wird, wenn er auch liegt.

Der Reiche, welchem Tugend fehlt, wird verachtet, wenn er gleich viel Geld hat, gleichwie der Hund nicht geachtet wird, wenn er gleich Halsband und Schmuck hat *). Du mufst nicht schwermüthig seyn, weil du unter Fremden bist; denn der Verständige ist nie unter Fremden, gleichwie der Löwe, der nirgends geht, ohne seine Stärke mit sich zu haben. Mache dir deine neue Verbindung angenehm; denn, thust du das, so kommt das Glück und sucht dich, gleichwie das Wasser einen Abhang sucht, um hinabzulaufen. Trefflichkeit hält sich nur zu dem klugen Entschlossenen; mit dem trägen Wankelmüthigen macht sie keine Genossenschaft, gleichwie das junge Mädchen keinen Gefallen an der Gesellschaft des abgelebten Greises findet. Man hat vor Alters von Dingen, welche keine Festigkeit und Dauer haben, gesagt: Schatten einer Sommerwolke ist Freundschaft der Bösen, Liebe der Frauen, eine falsche Botschaft und grofses Vermögen. Allein der Verständige trauert nicht, dafs er weniges davon hat; denn sein Vermögen ist sein Verstand; und die guten Handlungen, welche er thut, werden ihm fürwahr nicht gestohlen werden, und er wird keine Strafe für dasjenige leiden, was er gethan hat. Er mufs nicht gleichgültig gegen das seyn, was das künftige Leben angeht; denn der Tod kommt unvermuthet und ist nicht an irgend eine Zeit gebunden. Doch bei den Kenntnissen, welche du besitzest, kannst du meiner Vermahnung entbehren. Aber du siehst, dafs ich von der Pflicht gegen dich getrieben werde. Du bist unser Freund, und was wir haben steht dir zu Diensten." — Da der Rabe die Rede und Antwort der Schildkrote hörte und ihre Freundlichkeit gegen die Ratze bemerkte, wurde er darüber froh und sagte: "Du hast mich erfreut und entzückt. Möchtest du selbst eben so froh seyn, als du mich gemacht hast. Die gröfste Freude verdient unter den Kindern der Welt derjenige, dessen Haus nie des Besuches von Brüdern und guten Freunden ermangelt, und der immer von einer Versammlung derer umgeben wird, die er erfreut und deren er sich er-

*) Der Hund wird von den Muhamedanern als ein unreines Thier betrachtet, das niemand berühren darf, ohne sich darnach reinigen zu müssen.

freut, deren Lage und Bedürfnisse er mit Aufmerksamkeit beobachtet; denn wenn der Edle strauchelt, faßt ihn niemand an die Hand, als Edle, gleichwie den Elephanten, wenn er im Moore versinkt, niemand als Elephanten herausziehen."

Während sie also redeten, siehe! da kam eine Gazelle auf sie zugelaufen. Die Schildkröte erschrak darob und tauchte unter das Wasser; die Ratze entschlupfte in ihr Loch und der Rabe entflog und setzte sich auf einen Baum. Darauf machte der Rabe einige Umkreisungen in der Luft, um zu sehen, ob jemand die Gazelle suchte, sah aber nichts; worauf er der Ratze und der Schildkröte rief; und sie kamen herauf. Die Schildkröte sagte zur Gazelle, als sie merkte, daß sie auf das Wasser sah: "Trinke, wenn dich dürstet, und sey nicht bange! du hast nichts zu befürchten." Die Gazelle näherte sich, und die Schildkröte hieß sie willkommen, grüßte sie und sagte: "Ich habe mich in diesen Wüsten aufgehalten; allein die Reiter haben mich unaufhörlich von dem einen Orte nach dem andern gejagt, bis ich heute eines alten Mannes ansichtig wurde und fürchtete, es möchte ein Jäger seyn." — Sie sagte: "Sey ohne Furcht! denn hier haben wir nie keinen Jäger gesehen. Unsre Freundschaft und unser Wohnsitz steht dir zu Diensten; hier ist Wasser und Grasung in Ueberfluß!" Sie hatten eine Grotte, worin sie sich versammelten und einander Mährchen und Geschichten erzählten. Als einstmals der Rabe, die Ratze und die Schildkröte in der Grotte waren, war die Gazelle abwesend. Sie warteten eine Weile auf sie, aber sie kam nicht. Als sie lange wegblieb, wurden sie besorgt, es möchte sie ein Unglück betroffen haben; und die Ratze und die Schildkröte sagten zum Raben: "Spähe, ob du etwas in unsrer Nähe siehst!" Der Rabe schwang sich empor in die Luft und blickte umher, und siehe! die Gazelle war in einem Netze gefangen. Er schoß hurtig wieder hinab und meldete ihnen dieses. Die Schildkröte und der Rabe sagten dann zu der Ratze: "Dies ist eine Lage, in welcher man nur auf dich hoffen kann; hilf deiner Freundin!" — Die Ratze eilte von hinnen, kam zur Gazelle, und sagte zu ihr: "Wie bist du in dieses Elend gekommen, du, der so klug ist?" Die Gazelle

sagte: "Mag wol Klugheit etwas gegen die Schlüsse des Schicksales ausrichten?" — Während sie sich also unterredeten, kam die Schildkröte zu ihnen. Die Gazelle sagte zu ihr: "Was willst du hier bei uns? Kommt der Jäger zu uns, so schneidet die Ratze das Netz entzwei, und ich laufe geschwind weg; für die Ratze gibt es viele Schlupfwinkel, und der Rabe entfliegt; aber du bist schwerfällig, du kannst nicht laufen, ja dich kaum bewegen; ich fürchte, der Jäger erwischt dich." Die Schildkröte sagte? "Leer ist das Leben, wenn man von seinen Lieben getrennt ist. Wenn der Freund seinen Freund verliert; dann ist ihm das Herz aus dem Busen gerissen, seine Freude verjagt und sein Gesicht verdunkelt . . . . . Sie hatte noch nicht ausgeredet, als der Jäger kam, indem die Ratze eben fertig war, das Netz zu zerschneiden. Die Gazelle rettete nun sich selbst; der Rabe entflog, indem er sich in die Luft emporschwang, und die Ratze kroch in einen Schlupfwinkel, so daſs niemand als die Schildkröte zurück blieb. Der Jäger näherte sich und fand sein Netz zerschnitten. Er sah zur Rechten und zur Linken, und fand nichts als die Schildkröte, welche du herumwatschelte. Die nahm er und band sie. Gleich darauf versammelten sich der Rabe, die Ratze und die Gazelle, und als sie sahen, daſs der Jäger die Schildkröte gebunden hatte, wurden sie sehr traurig. Die Ratze sagte: "Ich sehe nicht, daſs wir noch im Geringsten dem Unglücke entronnen sind; wir sind vielmehr im allerärgsten. Der hat Recht, der da sagte: "Der Mensch lässt nicht nach, unaufhörlich fürbass zu gehen, bis er strauchelt; aber strauchelt er erst, dann befällt ihn oft das Straucheln, wenn er gleich auf ebener Erde geht." Ich bin nun bekümmert um die Schildkröte, meine treffliche Freundin, deren Freundschaft nicht aufgewogen noch ersetzt werden mag. Denn die Freundschaft der Edeln und Guten übertrifft sogar die Liebe des Vaters gegen sein Kind, und ist eine Freundschaft, welche nur der Tod trennen kann. O Freund! dieser Leib ist ein Spielball des Unglückes, welches niemals aufhört blindlings zu toben. Nichts hat Dauer, nichts bestehet vor ihm, gleichwie der aufgehende Stern nicht immer am Himmel, und der untergehende nicht immer da un

ten bleibt, sondern in unaufhörlichem Wechsel auf und untergeht. Gleichwie die Schmerzen von Wunden, welche wieder aufbrechen, so schmerzt die Wunde dessen, der Freunde vermisst, deren Gesellschaft ihn zuvor erfreute." — Die Gazelle und der Rabe sagten zur Ratze: "Wir theilen deine Furcht; aber deine Rede, wie beredt sie auch ist, frommt doch der Schildkröte nichts. Es geht, wie man sagt: "Der Mensch wird nur durch das Unglück geprüft, der Treue durch Empfangen und Geben, Familie und Kinder in Armuth und Freunde im Missgeschicke." — Die Ratze sagte: "Ich weiss zu rathen. Du Gazelle gehe hin und lege dich so, dass dich der Jäger sehen kann, als seyest du verwundet, und der Rabe setze sich auf dich, als fräfse er von dir; dann will ich mich beeilen, dem Jäger nahe zu kommen, und ihn beobachten, ob er das Geschäft, welches er hat, fahren läfst, die Schildkröte aufgibt und aus Lust nach dir und in der Hoffnung, dich zu bekommen, auf dich zu eilet. Wenn er dir dann nahe kommt, fliehe so langsam, dass er die Lust zu dir nicht verliert und mache ihm das eine Mal nach dem andern Hoffnung, dich zu ergreifen, so dass er weit weg von uns kommt, und ziehe ihn weg aus dieser Gegend, so viel du kannst. Denn ich hoffe dann, dass er nicht zurückkehren werde, bis ich den Strick der Schildkröte zerschnitten habe und mit ihr davongekommen bin." Der Rabe und die Gazelle thaten, wie ihnen der Rabe gebot. Der Jäger verfolgte sie, und die Gazelle zog ihn mit sich, so dass sie ihn weit hinweg von der Ratze und der Schildkröte führte. Die Ratze machte sich indessen daran, die Stricke zu zerschneiden, so dass sie dieselben durchschnitt und mit der Schildkröte entkam. Der Jäger kam ganz müde und erschöpft zurück und fand seine Stricke zerschnitten. Er dachte über sein Abenteuer mit der Gazelle, welche mehrere Male auf ihn wartete, und meinte, der Kopf stehe ihm nicht recht. Darauf dachte er über das Verhältniss zwischen der Gazelle und dem Raben, welcher that, als fräfse er von ihr, und an seine zerschnittenen Stricke, so dass er über diese Gegend ganz verdrieslich ward und sagte: "Dies ist die Behausung böser Geister und Zauberer." Darauf kehrte er um und ergriff die

Flucht, ohne etwas zu suchen, noch zu beachten. Nun vereinigten sich der Rabe, die Gazelle, die Ratze und die Schildkröte in ihrer Grotte, so wohlbehalten und so sicher, wie sie jemals gewesen waren.

Wenn diese so schwachen und kleinen Thiere das eine Mal nach dem andern durch ihre Liebe, Aufrichtigkeit, feste Anhänglichkeit und gegenseitige Hülfe einander aus den Fallstricken des Todes erretten konnten, so muſs der Mensch, welcher Vernunft und Nachdenken, Gefühl des Guten und Bösen, Urtheilskraft und Kenntniſs erhielt, weit leichter und besser Verbindungen anknüpfen und gegenseitige Hülfe leisten können. Dies ist die Fabel von den aufrichtigen Freunden und ihrem freundschaftlichen Umgange.

Ende des Capitels von der Ringeltaube.

Viertes Capitel.

Die Eulen und die Raben.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun die Fabel von den aufrichtigen Freunden und ihrer gegenseitigen Hülfe gehört. Erzähle mir nun eine Fabel von einem Feinde, von dem man sich nicht muss betrügen lassen, wenn er auch Demuth und Schmeicheln zeigt."

Der Philosoph sagte: "Derjenige, der sich von einem Feinde betrügen läßt, welcher nicht aufhört, Feind zu seyn, ihm erzählt es, wie es die Raben mit den Eulen machten."

Der König sagte: "Wie ging es damit zu?"

Bidpai sagte: "Man erzählt, dass auf einem gewissen Berge ein sehr schöner Baum war, worin tausend Raben ihr Nest hatten, und sie hatten ein Oberhaupt aus ihrer eigenen Mitte. An diesem Baume war eine Höhle, worin tausend Eulen waren, welche auch ein Oberhaupt aus ihrer Mitte hatten. Der König der Eulen ging aus in der Morgendämmerung und an den Abenden, und war feindselig gesinnt gegen den König der Raben; allein die Raben und ihr König hegten dieselbe Gesinnung gegen die Eulen. Der König der Eulen überfiel mit seinen Genossen die Raben in ihren Nestern und tödtete und [illegible] ihrer viele. Der Ueberfall geschah in der Nacht. Als es [illegible] wurde, versammelten sich die Raben um ihren König und sagten zu ihm: "Du weißt, was uns in der vorigen Nacht vom Könige der Eulen widerfahren ist. Es ist unser keiner,

der nicht getödtet oder verwundet, oder dem nicht ein Flügel gebrochen, oder die Federn ausgerupft, oder der Schwanz zerzaust worden wäre; aber das schlimmste Unglück, das uns betroffen, ist ihre Dreistigkeit gegen uns und ihre Kenntnifs von unserm Wohnsitze. Nun werden sie wiederkommen und uns nimmer in Ruhe lassen, da sie wissen, wo wir sind. Doch wir gehören nur dir an, o König! Sorge du für uns und für dich selbst." Es waren unter den Raben fünfe, die an Klugheit hervorragten. Ihnen waren die Geschäfte anheimgegeben, sie pflegte er bei seinen Geschäften zu Rathe zu ziehen und ihrem Gutachten zu folgen, wenn sich etwas ereignete oder begab. Der König sagte nun zu dem ersten dieser fünfe: "Welchen ist deine Meinung von dieser Sache?" — Er sagte: "Es ist ein Rath, worin die Weisen unsre Vorgänger sind, indem sie sagen: "Es gibt keinen Rath gegen einen erbitterten Feind, als die Flucht." — Der König sagte zu dem andern: "Was ist deine Meinung von dieser Sache?" Er sagte: "Mein Rath ist derselbe wie der seinige, zu fliehen." Der König sagte: "Ich sehe nicht, dafs es eure Meinung seyn kann, unsre Wohnsitze zu verlassen und sie dem Feinde nach dem ersten Unfalle, welchen wir von ihm erlitten haben, zu räumen. Solches ziemet uns nicht. Lasset uns aber unsre Stärke sammeln, auf unsrer Hut gegen unsern Feind seyn, die Flamme des Krieges unter uns anzünden und uns vor Trug wahren, wenn er gegen uns zieht. Lasset uns ihm wohl vorbereitet begegnen und mit ihm kämpfen, ohne ihm den Rücken zu kehren und ohne Furcht vor ihm; lasset unsre Truppen sich dem feindlichen entgegenstellen; lasset uns sorgfältig Wache auf unsern Burgen halten, und unsern Feind das eine Mal durch Tapferkeit, ein anderes Mal mit Kraft zurückschlagen, je nachdem wir es gelegen und ersprießlich finden; dann werden wir unsern Feind von uns wegjagen. Da sagte der König zum dritten: "Was ist deine Meinung?" Er sagte: "Ich sehe das, wovon jene beide sprachen, nicht für räthlich an; lasset uns vielmehr Späher aussenden, Kundschafter und Beobachter zwischen uns und unserm Feinde ausschicken, so dafs wir zu wissen bekommen mögen, ob er Frieden mit uns schliefsen will

oder nicht, ob er Krieg mit uns führen oder Lösegeld haben will. Wenn wir dann erfahren, dafs er nach Geld trachtet, so lasset uns nicht den Frieden gegen einen Zins ausschlagen, den wir ihm jährlich entrichten und dadurch uns selbst retten und geruhig in unseren Wohnungen leben können. Es ist nämlich einer der Plane, welchen Könige zu folgen pflegen, wenn die Macht ihrer Feinde zunimmt, so dafs sie anfangen, für sich selbst und ihre Reiche zu fürchten, Geld zum Schutze des Landes, der Krone und der Unterthanen anzuwenden." — Der König sagte zum vierten: "Was meinst du von einem solchen Frieden?" — Er sagte: "Ich sehe ihn nicht für räthlich an, sondern meine, dafs wir unsre Wohnsitze verlassen und uns darein finden, wegzuziehen. Böses zu leiden ist doch besser, als zu verlieren, womit wir das Leben fristen, und uns vor einem Feinde zu demuthigen, der weniger edel ist als wir, zu geschweigen, dafs die Eulen, wenn wir ihnen ein solches Anerbieten machten, es nur für eine übermäfsige Summe annehmen würden. Es wird in den Fabeln gesagt: "Wende dich an deinen Feind in einzelnen Fällen, um deine Absicht zu erreichen, aber nicht in jedem Falle; denn dann wird er übermüthig gegen dich, dein Heer geschwächt und du selbst verachtet." Es ist hiemit, wie mit dem Stäbchen, welches man in der Sonne aufstellt: neiget man es etwas, dann wird der Schatten gröfser, neiget man es aber zu viel, dann bleibt der Schatten weg. Unser Feind wird sich von uns nicht mit Wenigem begnügen, wenn wir ihm Anerbietungen machen. Daher ist es für uns und dich am räthlichsten, Krieg zu führen." — Der König sagte zu dem Fünften: "Was sagst du? und was ist deine Meinung? Kampf oder Friede, oder Auswanderung?" — Er sagte: "Anlangend den Kampf, da mufs man nicht mit demjenigen kämpfen, den man nicht an Stärke übertrifft. Man sagt nämlich: "Derjenige, der nicht sich selber noch seinen Feind kennt, und mit demjenigen kämpft, welchen er nicht an Stärke übertrifft, der stürzt sich selbst in den Tod." Zu geschweigen, dafs der Verständige keinen Feind geringschatzt; denn derjenige, der seinen Feind geringschätzt, wird von ihm betrogen, und wer von seinem Feinde betrogen wird, kommt

nicht gut davon. Ich bin sehr besorgt wegen der Eulen, wenn sie es auch unterlassen, uns zu bekriegen. Ich fürchtete sie schon zuvor; denn der Vorsichtige ist niemals sicher vor seinem Feinde. Er möge fern oder nahe seyn, ist er nicht verwahrt wider seinen Angriff und Anfall, und ist er allein, so ist er nicht sicher vor seinen Ränken. Das vorsichtigste und klügste Volk ist dasjenige, was den Kampf wegen der Unkosten desselben hasst; denn ausser was der Kampf an Geld, Rede und That erfordert, so heischt er auch Seelen und Körper. Denke daher, o König, nicht an Krieg gegen die Eulen; denn wer mit demjenigen kämpft, welchen er nicht an Stärke übertrifft, betrügt sich selbst. Wenn ein König versteht, Geheimnisse zu bewahren und Minister zu wählen, ehrwürdig ist in den Augen des Volkes und fern davon, sich überwinden zu lassen, muss er dem Recht-schaffenen nicht die Güter rauben lassen, welche er erhalten hat. Du, o König! bist ein solcher. Du hast mich in einer Sache um Rath gefragt. Meine Antwort ist theils offenkundig, theils heimlich. Allein es gibt verschiedene Grade der Heimlichkeiten. Einige können sieben bis acht Personen mitgetheilt, andre Vielen vorgelegt werden, andre nur zwischen zwei Personen Statt finden. Anlangend mein Geheimniss, da ist es meines Bedunkens von dem Grade, dass es dir allein vor vier Augen und zwei Zungen mitgetheilt werden muss." Der König erhob sich alsbald, ging mit ihm beiseite und fragte um seinen Rath. Das Erste, um welches er ihn befragte, war, dass er sagte: "Weisst du den Ursprung der Feindschaft zwischen uns und den Eulen?" — Er sagte: "Ja, es sind einige Worte, die ein Rabe fallen liess." Der König sagte: "Was war es denn?" — Der Rabe sagte: "Man erzählt, dass eine Versammlung von Kranichen war, welche keinen König hatten; sie wurden aber eins, den König der Eulen zum Könige über sich zu machen. Während dieses in ihrer Versammlung vorging, kam gerade ein Rabe geflogen. Da sagten sie: "Wenn dieser Rabe zu uns käme, wollten wir ihn um Rath in unsrer Sache fragen." Sie warteten nicht lange, bis der Rabe zu ihnen kam. Sie fragten ihn nun um Rath. Er sagte: "Sind denn die Vögel aus allen Himmelsgegenden

verschwunden? Selbst der Pfau, die Aente, der Strauss und die Taube sind klug. Warum brauchet ihr denn zum Könige über euch die Eule zu wählen, welche von Ansehen der häßlichste, von Gemüth der schlechteste, von Verstand der geringste, an Zorn der heftigste, der allem Mitleiden entfremdetste und obendrein blind ist und nicht am Tage sieht; und was das ärgste und häßlichste von Allen ist, ist seine Einfalt und sein schlechter Character. Wenn ihr nicht im Sinne habt, sie zum König zu wählen, und doch selbst eure Angelegenheiten ohne sie nach eigenem Bedunken und eigenem Verstande zu verwalten, gleichwie der Hase that, welcher sagte, der Mond sey sein König, und handelte, wie er wollte.

Die Vögel sagten: "Wie ging es damit zu?"

Die Elephanten und die Hasen.

Der Rabe sagte: "Man erzählt, daſs in einem der Länder der Elephanten mehrere Jahre auf einander folgten, worin kein Regen fiel; das Wasser nahm ab, die Quellen versiegten, die Pflanzen welkten und die Bäume starben aus. Es befiel nun die Elephanten ein brennender Durst und sie klagten darüber bei ihrem Könige. Der König entsandte seine Boten, um allerwärts nach Wasser zu forschen. Einer der Boten kam zurück und meldete ihm, er habe an der und jener Stelle eine Quelle gefunden, genannt die Mondquelle, sehr ergiebig an Wasser. Der Elephantenkönig begab sich sofort mit seinen Genossen an diese Quelle, um zu trinken. Die Quelle war in einem Lande, welches den Hasen gehörte; aber jene zertraten die Hasen zwischen dem Gestein und tödteten ihrer viele. Diese versammelten sich um ihren König und sagten: "Du weiſst, was wir von den Elephanten gelitten." Er sagte: "Jeder kluge sage seine Meinung!" Da trat der Hasen einer auf, welcher hieſs Pirna und dem Könige als verständig und klug bekannt war. Der sagte: "Wenn es dem Könige also gut däuchte, so sende er mich zu den Elephanten und schicke einen Zuverlässigen mit mir, um zu sehen und zu hören, was

ich sage, und dem Könige Bericht davon abzustatten." — Der König sagte: "Du bist zuverlässig; deine Rede gefällt uns. Gehe zu den Elephanten und sage meinerseits was du willst. Wisse, daſs ein Gesandter durch seine Klugheit und seinen Verstand, durch seine Freundlichkeit und Gute Kunde gibt von dem Verstande dessen, der ihn gesandt hat. Sey daher freundlich und gefügig! Denn der Gesandte ist es, welcher die Herzen erweicht, wenn er sanft, und sie verhärtet, wenn er hart ist." — Der Hase zog dann in einer mondhellen Nacht von dannen, bis er zu den Elephanten kam, wollte sich ihnen aber nicht nähern aus Furcht, sie möchten mit ihren Füſsen auf ihn treten und ihn tödten, sogar gegen ihren Willen. Darauf ging er hinauf auf einen Berg, redete den König der Elephanten an und sagte: "Der Mond hat mich zu dir gesandt; und ein Gesandter muſs nicht um deſs willen getadelt werden, was er bringt, wenn seine Rede auch hart ist." — Der König der Elephanten sagte: "Was ist denn dein Auftrag?" — Er sagte: "Er läſst dir sagen: 'Derjenige, der seine Ueberlegenheit an Stärke über den Schwachen kennt, und darum nicht der Stärkeren achtet, dessen Stärke gereicht ihm zum Schaden. Nun kennst du deine Ueberlegenheit an Stärke über die Thiere. Dieses hat dich betrogen, so daſs du an eine Quelle gegangen bist, welche meinen Namen trägt, davon getrunken und sie trübe gemacht hast. Nun hat er mich zu dir gesandt, um dich zu warnen, solches öfter zu thun; und wofern du das thust, will er dich deines Gesichtes berauben und dich in Elend stürzen. Wenn du an meinem Auftrage zweifelst, komme gleich hieher an die Quelle, dann will ich dir da begegnen." — Der König der Elephanten stutzte bei der Rede des Hasen und ging hin an die Quelle mit dem Gesandten Firus. Und als er den Blick hineinwarf, sah er darin das Bild des Mondes. Der Gesandte Firus sagte zu ihm: "Nimm Wasser in deinen Rüssel, wasche damit dein Angesicht und falle nieder vor dem Monde!" Der Elephant streckte seinen Rüssel in das Wasser; dies gerieth in Bewegung, und es däuchte dem Elephanten, als zittere der Mond. Er sagte: "Wie ist es mit dem Monde; meinest du, er sey böse, weil ich meine Lip-

pe in das Wasser steckte?" — Der Hase Firus sagte: "Ja." Da fiel der Elephant abermal nieder, bat um Verzeihung für das, was er gethan hatte, und versprach, dafs weder er noch einer seiner Elephanten es öfter thun solle."

Der Rabe sagte ferner: "Aufser demjenigen, was ich von der Eule gesagt habe, ist sie auch tückisch, hinterlistig und betrügerisch; und der ärgste König ist derjenige, welcher mit Trug umgeht; und *derjenige, der einen hinterlistigen Fürsten hat, und ihm dient, dem ergeht es, wie es dem Hasen und der Nachtigall erging, als sie die Katze zum Schiedsrichter nahmen.*"

Die Kraniche sagten: "Wie ging es damit her?"

Die Katze als Schiedsrichterin zwischen dem Hasen und der Nachtigall.

Der Rabe sagte: "Ich hatte eine Nachtigall zur Nachbarin an der Wurzel eines Baumes, nahe bei meinem Neste, und diese hatte vielen Verkehr mit mir. Ich vermifste sie endlich und wufste nicht, was aus ihr geworden; sie blieb mir lange weg, und es kam ein Hase zum Wohnsitze der Nachtigall und blieb allda wohnen. Ich war nicht geneigt, mit dem Hasen zu zanken; und er blieb einige Zeit da. Da kam die Nachtigall nach Verlauf einiger Zeit zurück und ging nach ihrem Wohnsitze, fand aber den Hasen da. Sie sagte: "Dieser Wohnsitz gehört mir; geh' deiner Wege!" — Der Hase sagte: "Die Stätte gehört mir; ich bin in ihrem Besitze; du machst nur Anspruch darauf; wenn du einiges Recht darauf hast, kannst du mich vorladen." — Die Nachtigall sagte: "Wir haben den Richter hier in der Nähe; lasset uns zu ihm gehen." — Der Hase sagte: "Wer ist der Richter?" — Die Nachtigall sagte: "Am Ufer ist eine gottesfürchtige Katze; sie fastet des Tages und wacht die ganze Nacht; sie schadet keinem Thiere und vergiefst kein Blut; sie lebt von Gras und von dem, was das Meer zu ihr aufwirft. Wenn du willst, so nehmen wir sie zur Schiedsrichterin und lassen uns an ihrem Urtheile genügen." — Der Hase sagte: "Wie gern lasse ich mich daran genügen,

wenn sie ist, wie du sie beschrieben hast." — Sie gingen nun zu ihr, und ich folgte ihnen, um Zeuge des Urtheiles dieser Fastenden und Wachenden zu seyn. Sie gingen denn zu ihr. Sobald die Katze den Hasen und der Nachtigall ansichtig ward, wie sie auf sie zukamen, erhob sie sich, stand und betete und gebehrdete sich mit Demuth und Gottesfurcht. Sie bewunderten sie, als sie ihre Stellung sahen; sie näherten sich mit Ehrfurcht und grüfsten sie und baten sie, zwischen ihnen zu richten und zu schlichten. Sie hiefs ihnen, die Sache vorlegen, welches sie thaten. Sie sagte: "Ich bin alt und hartbörig; kommet näher und lasset mich hören, was ihr saget." Sie näherten sich, wiederholten die Darlegung und baten um ein Urtheil. Sie sagte: "Ich fasse, was ihr saget; allein ich will euch erst eine Warnung geben, ehe ich zwischen euch schlichte. Ich lege euch Gottesfurcht auf, und dafs ihr nach nichts Anderem trachtet, als was Recht ist; denn derjenige, der nach Gerechtigkeit trachtet, gewinnet, wenn er gleich vor dem Gerichte verlöre; und wer auf Trug sinnt, verliert, wenn er gleich vor dem Gerichte gewänne; und die Kinder dieser Welt behalten nichts von ihren Gütern, weder Vermögen noch Freunde, als die guten Handlungen, welche sie gethan haben. Der Verständige mufs mit seinen Bemühungen bezwecken, das zu suchen, was dauerhaft ist und ihm Vortheil in der Zukunft verschaffen kann, inmafsen er alles andere Weltliche hasset. Denn Vermögen ist in den Augen des Verständigen nur Staub, und die Weiber, welche er besitzt, sind ihm entsetzliche Nattern; aber Männer, inwiefern sie das Gute lieben und das Böse hassen, achtet er wie sich selbst." Die Katze fuhr fort, mit ihnen davon und von derlei Anderem zu reden, bis sie mit ihr vertraut wurden, zu ihr hingingen und ihr nahe kamen. Da fiel sie über sie her und tödtete sie." — Der Rabe fuhr fort: "Die Eule verbindet mit den Fehlern, welche ich euch beschrieben, noch andre. Es ist euch daher nicht räthlich, die Eule zum Könige zu wählen." — Da die Kraniche diese Worte des Raben gehört, liefsen sie es bleiben, die Eule zum Könige zu wählen. Nun war da eine Eule zugegen, welche alles hörte, was sie sagten. Diese sagte zum Raben: "Du hast

mich auf das empfindlichste beleidigt, und ich weiſs nicht, daſs ich dir je etwas böses gethan, was dir Ursache dazu hätte geben können. Wisse, daſs, wenn die Axt den Baum abhaut, kann er wieder aufwachsen, und wenn das Schwert das Fleisch abhaut, kann es wieder geheilt werden; was aber die Zunge verletzt, wird nicht geheilt; ihre Wunde wird nimmer verharschen. Die Pfeil-spitze verbirgt sich zwar im Fleische, wird aber herausgezogen und weggenommen. Wie eines Pfeiles Spitze ist die Rede; wenn sie das Herz trifft, kann sie nicht herausgezogen noch weggenommen werden. Gegen alles Brennende gibt es einen Löscher; gegen Feuer ist Wasser, gegen Gift Arzenei, gegen Trauer Geduld, gegen Liebe Trennung. Allein des Ingrimmes Feuer löschest du nimmer. Ihr habet nun, ihr Rabensippschaften, zwischen uns und euch den Baum des Grolles, der Feindschaft und des Hasses gepflanzt." — Als die Eule ihre Rede geendigt, flog sie erbittert von hinnen und erzählte dem Könige der Eulen, was vorgefallen war und was der Rabe gesagt hatte. Den Raben reuete nun seine Uebereilung und er sagte: "Ich bin, bei Gott! unbesonnen in meiner Rede gewesen; ich habe dadurch Feindschaft und Haſs gegen mich und mein Volk erregt. Hätte ich doch den Kranichen dieses nicht erzählt noch ihnen davon Nachricht ertheilt! Vielleicht haben die meisten Vögel mehr gesehen, als ich gesehen habe, und wissen zwei Mal so viel als ich, enthalten sich aber doch, so zu reden, wie ich gethan, um sich vor dem zu hüten, wovor ich mich nicht gehütet, und wegen Betrachtungen, die ich nicht angestellt, nämlich aus Furcht vor den Folgen, zumal wenn die Rede von der Beschaffenheit ist, daſs, wer sie hört, getadelt, und wer da redet, verhaftet wird, und sie sonach Haſs und Groll zur Folge hat. Solche Reden müſsten nicht Reden, sondern Pfeilen genannt werden. Wenn der Verständige auch auf seine Stärke und seine Vorzüge bauet, läſst er sich dadurch doch nicht verleiten, sich Haſs zuzuziehen im Vertrauen auf seine Klugheit und Kraft; gleichwie man nicht Gift trinken muſs, wenn man auch Teriak (Gegengift) hat, im Vertrauen auf dessen Eigenschaften. Derjenige, welcher gut handelt, wenn ihm gleich das Reden entsteht,

dessen Vorzüge werden doch in der Zukunft in den Folgen und in der Erfahrung an den Tag kommen. Aber derjenige, welcher gut redet, und erregte er auch die Bewunderung des Volkes durch die Anmuth, womit er die Begebenheiten darzustellen weiss, dessen Ruhm wird doch nicht dauerhaft seyn. War es nicht Thorheit von mir, mit solcher Dreistigkeit von einer wichtigen Angelegenheit zu reden, in welcher ich mich mit niemandem berathen, über welche ich nicht einmal selber nachgedacht hatte. Ja, derjenige, der sich nicht mit klugen Freunden berathet, sondern nach eigenem Gutdünken handelt, ohne wiederholte und sorgfältige Betrachtungen anzustellen, der wird sich nimmermehr der Folgen seiner Klugheit erfreuen. Ich hätte gut der Sorge enthoben seyn können, welche ich mir heute gemacht und in welche ich mich gestürzt habe." — Mit diesen und ähnlichen Worten tadelte der Rabe sich selbst und entflog. Dies ist, warum du mich fragtest, der Ursprung der Feindschaft zwischen uns und den Eulen. Anlangend den Kampf, so kennst du meine Meinung davon, und wie sehr er mir zuwider ist. Ich habe aber einen Rath und ein Mittel, wodurch wir ohne Kampf uns werden aus der Schlinge ziehen können, so Gott, der Hocherhabene, will. Denn oftmals haben Leute durch ihre listigen Pläne es dahin gebracht, dass sie ihres Wunsches theilhaft geworden sind. Dahin gehört die Erzählung von der *Bande, welche den Mönch antrat und ihm den Bock nahm.*"

Der König sagte: "Wie ging es damit zu?"

Die Bande, welche den Mönch antrat und ihm den Bock nahm.

Der Rabe sagte: "Man erzählt, dass ein Mönch einen grossen Bock gekauft hatte, um ihn zu einem Opfer zu brauchen. Er ging einher und führte ihn mit sich. Einige verschlagene Gesellen wurden ihrer ansichtig und pflogen Rathes mit einander, wie sie ihn dem Mönche abnähmen. Der Eine von ihnen trat ihn an und sagte zu ihm: "O Mönch, was ist das

für ein Hund, den du da hast? Darauf begegnete ihm ein Anderer und sagte zu seinem Kameraden: "Das ist kein Mönch; denn ein Mönch führt keinen Hund *). Sie fuhren also fort, mit einander vor dem Mönche zu schwatzen, bis er nicht mehr daran zweifelte, dafs er einen Hund mit sich führte, und dafs derjenige, der ihn verkauft, nicht seine Augen verzaubert hätte. Er liefs ihn daher fahren; aber die verschlagene Bande ergriff ihn und führte ihn hinweg. — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, weil ich hoffe, wir werden unser Ziel durch Gewandtheit und List erreichen. Ich wünsche, der König möchte mich in Gegenwart von Zeugen mit Schimpfwörtern überschütten, mir die Federn und den Schwanz ausrupfen und mich darauf an die Wurzel dieses Baumes stürzen, worauf der König und sein Heer an den und jenen Ort ziehen könnten." — Der König verfuhr mit dem Raben, wie dieser gesagt hatte, und zog darauf von hinnen. Der Rabe fing an, zu seufzen und zu schluchzen, so dafs es die Eulen hörten und ihn da liegen und winseln sahen. Sie gaben ihrem Könige Bericht davon. Er ging alsbald zu ihm hin, um ihn wegen der Raben auszufragen. Als er sich ihm näherte, bat er eine Eule, ihn zu verhören. Diese sagte: "Wer bist du? und wo sind die Raben?" — Er antwortete: "Anlangend meinen Namen, so heifst er so und so; allein anlangend das Andere, warum du mich fragtest, da denke ich, du siehst, dafs meine Lage nicht diejenigen ist, der Geheimnisse weifs." — Man sagte nun zum König der Eulen: "Dies ist des Rabenkönigs Minister und Rathgeber; lasset uns ihn fragen, wegen welches Vergehens er so behandelt worden ist." — Der Rabe wurde um seine Lage befragt. Er sagte: "Unser König berieth sich mit uns allen in Betreff euer, und ich war dazumal zugegen; und er sagte: "Ihr Raben, was meinet ihr davon?" Da sagte ich: "O König, wir haben nicht die Stärke, die Eulen zu bekriegen; denn sie sind ungestümer im Angriffe und schärfer an Ver-

*) Die Hunde werden angeführter Mafsen von den Muhamedanern für unreine Thiere angesehen, welche sich insonderheit die Geistlichkeit sorgfältig zu berühren scheut.

stand, als wir. Ich meine aber, wir müssen um Frieden bitten und ihnen einen Zins dafür entrichten. Wenn die Eulen diesen unsern Vorschlag annehmen, werden wir der Feldflüchtigkeit entgehen; wird aber Fehde, dann werden sie den Vortheil und wir den Nachtheil haben. Friede frommt doch mehr als Streit." Ich rieth ihnen sonach den Krieg ab, und erzählte ihnen Fabeln deshalben, und sagte zu ihnen: "Der starke Feind legt seinem Muthe und Zorne keinen Zaum an, gleichwie der Demüthige. Sehet ihr nicht das Gras, wie es durch seine Biegsamkeit und Fügsamkeit vor dem heftigen Winde gesichert wird." Da schlugen sie mich deswegen und sagten, dass sie Kampf wünschten, hatten mich im Verdachte um deswillen, was ich gesagt, und sprachen: "Du willst wol den Eulen gegen uns helfen." Sie verwarfen meine Worte und meinen Rath und mifshandelten mich, wie ihr hier sehet. Darauf verliefs mich der König und sein Heer und zog von dannen: und seit der Zeit weifs ich nichts von ihnen." — Als der König der Eulen die Rede des Raben gehört hatte, sagte er zu einem seiner Minister: "Was sagst du von dem Raben, und was ist deine Meinung von ihm?" Er sagte: "Mir däucht, wir tödteten ihn je eher, je lieber; denn er ist der trefflichste von allen Raben. Tödten wir ihn, so können wir sicher seyn vor seinen Umtrieben, und sein Verlust wird den Raben grofs dünken. Man sagt: "Derjenige, der die Zeit getroffen hat, worin eine Handlung glücklich ausgeführt werden kann, und nicht mit dem eilt, was er thun mufs, der ist nicht weise; und derjenige, der nach etwas Grofsem trachtet und Gelegenheit dazu findet, sie aber versäumt, der geht der Sache verlustig und verdient nicht, dass sich ihm die Gelegenheit ein anderes Mal darbiete; und derjenige, der seinen Feind schwach findet und ihn nicht schlägt, ihn gereut es, wenn jener seine Kräfte gesammelt hat und er seiner nicht Meister werden kann." — Der König sagte zu einem andern Minister: "Was ist deine Meinung von diesem Raben?" — Er sagte: "Ich glaube nicht, du mufst ihn tödten; denn des bedrängten Feindes, der keinen Helfer hat, mufs man schonen, und ihm Barmherzigkeit erweisen und verzeihen; insonderheit ist man demjenigen Sicherheit

schuldig, welcher furchtsam um Schutz bittet, gleichwie *der Kaufmann, der einem Diebe um seiner Frau willen verzieh.*"

Der König sagte: "Wie ging das zu?"

Der Kaufmann, der dem Diebe um seiner Frau willen verzieh.

Der Minister sagte: "Man erzählt, dafs ein sehr reicher Kaufmann war, welcher eine hübsche Frau hatte, und dafs ein Dieb hinaufstieg in das Haus des Kaufmannes und hineinging. Ihn fand er schlafen, aber seine Frau wach. Sie erschrak vor dem Diebe, sprang hin zum Kaufmanne, schmiegte sich an ihn und umarmte ihn. Er wäre sehr froh gewesen, hätte sie sich ihm je des Tages nähern wollen. Der Kaufmann erwachte davon, dafs sie sich an ihn schmiegte, und sagte: "Wie komme ich zu dieser Gnade?" — Darauf fiel sein Auge auf den Dieb, und er sagte zu ihm: 'Dieb! du magst behalten, was du von meinem Gelde und Gute genommen hast, und sey noch obendrein gedankt, dafs du das Herz meiner Frau gewendet, so dafs sie mich umarmt hat." — Der König der Eulen sagte zu einem andern seiner Minister: "Was sagst du von dem Raben?" — Er sagte: "Ich glaube, dafs du sein Leben schonen und wohl an ihm thun mufst; denn er kann dir guten Rath ertheilen. Der Verständige betrachtet Zwiespalt zwischen seinen Feinden als einen grofsen Sieg und die Beschäftigung des einen Feindes mit dem andern als Heil und Rettung, gleichwie sich *der Mönch von dem Räuber und Teufel errettete, als sie um ihn uneins wurden.*"

Der König sagte: "Wie ging es damit zu?"

Der Mönch, der von dem Räuber und Teufel errettet wurde, da sie uneins wurden.

Der Minister sagte: "Man erzählt, dafs ein Mönch von einem Manne eine Milchkuh erhielt, mit welcher er wegging.

und er führte sie nach Hause. Er stieſs auf einen Räuber, der sie stehlen wollte; und dem folgte ein Teufel, der ihn fortführen wollte. Der Leidige sagte zum Räuber: "Wer bist du?" — Er sagte: "Ich bin ein Räuber, der diese Kuh dem Mönch stehlen will, wann er schläft; aber wer bist du?" — Er sagte: "Ich bin der Teufel, der ihn packen will, während er schläft, und ihn hinwegführen. Mittlerweile kamen sie an das Haus. Der Mönch ging hinein in sein Haus, und sie gingen nach ihm hinein. Er führte auch die Kuh hinein und band sie in einem Winkel des Hauses, als dann zu Abend und legte sich, um zu schlafen. Der Räuber und der Teufel fingen nun an Rathes zu pflegen; sie wurden aber uneins, wer zuerst sein Geschäft ausrichten sollte. Der Teufel sagte: "Wenn du zuerst die Kuh nimmst, wird er vielleicht erwachen und rufen, und es werden sich Leute sammeln, so daſs ich ihn nicht werde ergreifen können. Warte aber, bis ich ihn gepackt; dann thue, was du willst!" Der Räuber fürchtete aber, daſs, griffe ihn der Satan zuerst, möchte er erwachen, und dann würde er selbst nicht die Kuh bekommen, und sagte: "Nein! sondern warte du, bis ich der Kuh habhaft geworden; darnach thue, was du willst!" — Sie fuhren fort, darüber zu zanken, bis der Räuber rief: "Mönch, erwache! dieser Teufel will dich holen;" und der Teufel rief: "Mönch, erwache! dieser Räuber will dir die Kuh stehlen." — Sowol der Mönch als seine Nachbarn erwachten bei ihrem Geschreie; und beide Frevler entflohen." Der erste Minister, welcher gerathen hatte, den Raben zu tödten, sagte: "Ich glaube, der Rabe hat euch schon bethört, und seine Rede hat bei den Unbehutsamen unter euch Eingang gefunden, so daſs ihr einen unzweckmäſsigen Entschluſs fassen werdet; aber hüte dich, o König! hüte dich vor diesem Entschlusse und gleiche nicht *dem Zimmermann, der als Lüge betrachtete, was er sahe, aber glaubte, was er hörte, und von einem Ränkesüchtigen betrogen wurde.*"

Der König sagte: "Wie ging das zu?"

Der Zimmermann, der seinen Ohren mehr glaubte als seinen Augen.

Der Minister sagte: "Man erzählt, daſs ein Zimmermann war, der ein Weib hatte, welches er liebte; aber sie liebte einen andern Mann. Davon bekam der Zimmermann Kunde, und es ward ihm umständlich gemeldet. Allein er wollte es doch gern mit eigenen Augen sehen, um sein Weib mit Fug züchtigen zu können. Er sagte dann zu ihr: "Ich will in die und die Stadt reisen, welche mehrere Parasangen *) von uns entfernt liegt, im Auftrage des Fürsten; versiehe mich mit Reisevorrath." Das Weib ward froh, daſs er verreisen sollte und sie allein mit ihrem Buhlen bleiben konnte. Als er nun reisen sollte, sagte er zu seinem Weibe: "Schlieſse die Thüre gut zu und schiebe den Riegel vor." Er ging nun seiner Wege, während sie es sahe, kehrte aber an einen heimlichen Ort hinter der Thüre zurück und versteckte sich allda. Darnach ging er ungesehen hinein ins Haus, wo sein Bett war und verbarg sich unter diesem. Nun liefs das Weib dem Buhlen sagen: "Komme zu uns!" Er kam und war allein bei ihr die ganze Nacht im Bette ihres Mannes. Der Zimmermann ward indessen so schläfrig, daſs er entschlummerte und seinen Fuſs ausstreckte, so daſs er unter dem Bette zum Vorschein kam. Sobald sein Weib solchen sahe, erkannte sie ihn und merkte die Tücke. Sie sagte zum Buhlen: "Frage mich, rufe aber laut, frage mich folgendes: Wer ist dir am liebsten, ich oder dein Mann?" Er fragte sie, und sie sagte: "Was mag dich wol bewegen, eine solche Frage zu thun? Weifst du denn nicht, daſs wir Weiber Buhlen blos zum Vergnügen haben; wir machen uns nichts aus ihrer Befriedigung, ihrer Herkunft und welche Veränderungen in ihrer Lage eintreten mögen. Der Mann hingegen, der ist uns wie Vater und Bruder. Gott verdamme das Weib, das nicht ihren Mann achtet wie sich selbst! Ich will künftighin nichts von deinen Liebkosungen

*) Parasange ist die persische Benennung einer Wegelänge, ungefähr = ', einer geographischen Meile.

wissen." — Da ihr Mann dieses hörte, ward er ihr gut, vergoss Thränen und fasste noch gröſsere Liebe gegen sie. Allein er rührte sich nicht von der Stelle, bis es Tag wurde und er wuſste, daſs der Mann weggegangen war. Da kam er von seinem Lager unter dem Bette hervor und fand sein Weib schlafen. Er setzte sich zu ihren Häupten und war bedacht für ihre Ruhe. Als sie erwachte, sagte er zu ihr: "O mein Herzgeliebter, schlafe du! du hast ja diese Nacht gewacht. Wenn ich mich nicht gefürchtet hätte, dir zuwider zu handeln, würde ich jenen Mann schon abgefertigt haben." — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit du nicht seyest wie dieser Zimmermann, der, was er sah, als Lüge betrachtete, aber glaubte, was er hörte." — Der König machte sich nichts aus seiner Rede, sondern befahl, den Raben nach den Wohnungen der Eulen zu bringen, ihn zu ehren und gut zu behandeln. Darnach sagte der Rabe eines Tages zum Könige in Gegenwart vieler Eulen, unter welchen auch der Minister war, der gerathen hatte, ihn zu tödten: "Du weiſst, o König, wie ich von den Raben behandelt worden bin. Mein Herz hat keine Ruhe, bis ich Rache an ihnen genommen. Darauf sinne ich. Aber siehe! ich kann nicht mein Ziel erreichen, weil ich ein Rabe bin. Man erzählt von den Weisen, daſs sie gesagt haben: "Derjenige, der sich dazu verstehen kann, sich selbst zu verbrennen und Gotte das gröſste Opfer zu bringen, thut dabei keine Bitte, ohne daſs sie ihm gewährt würde." Wenn es nun dem Könige beliebt, mir dies zu befehlen, will ich mich selbst verbrennen und meinen Herrn bitten, mich in eine Eule zu verwandeln, damit ich noch feindseliger und hitziger gegen die Raben werde; vielleicht kann ich mich dann an ihnen rächen." — Der Minister, der gerathen hatte, ihn zu tödten, sagte: "Ich kann dich in Betracht des Guten, was du zur Schau trägst, und des Bösen, was du verhehlst, mit nichts besser vergleichen, als mit Wein, welcher gut schmeckt und riecht, aber mit Gift gemischt ist. Meinst du denn, daſs, wenn wir auch deinen Leib im Feuer verbrennten, deine Natur und dein Character sich verändern würden? Käme der nicht vielleicht zurück, wie es dir auch ginge, und kehrtest du nicht wieder

zu deiner ursprünglichen Natur und Gestalt, gleichwie *die Maus, der ein Mann gewählt werden sollte zwischen der Sonne und dem Winde, der Wolke und dem Berge, und ihre Wahl fiel nur auf die Ratze.*"

Man sagte zu ihm: "Wie ging es damit?"

Die Maus, welche die Ratze zum Manne wählte.

Er sagte: "Man erzählt, daſs ein Mönch war, dessen Gebete erhört zu werden pflegten. Während er einstmals an dem Meeresufer saſs, siehe! da kam ein Habicht mit einem Mäuschen in den Krallen geflogen; allein es entfiel ihm hinab zum Mönche. Ihn jammerte dessen; er nahm es, hüllte es in ein Blatt und ging damit nach Hause. Nun befürchtete er, die Erziehung der Maus möchte seinen Leuten lästig werden; er bat daher seinen Herrn, sie in ein Mädchen zu verwandeln; und sie ward in ein hübsches Mädchen verwandelt. Er führte sie mit sich zu seiner Frau und sagte zu ihr: "Dies ist meine Tochter; behandle sie, wie meine andern Kinder!" Als sie erwachsen war, sagte der Mönch zu ihr: "Mein Töchterchen! du bist nun erwachsen und mufst einen Mann haben; wähle, wen du willst, daſs ich dir ihn zur Ehe gebe!" — Sie sagte: "Dieweil du mir die Wahl lassest, wähle ich zum Manne das stärkste von allen Dingen." — Der Mönch sagte: "Wolltest du etwa die Sonne haben?" — Darauf ging er zur Sonne und sagte: "O grofses Wesen! Ich habe ein Mädchen, welches das stärkste aller Wesen zum Manne haben will. Nimmst du sie zum Weibe?" — Die Sonne sagte: "Ich will dir sagen, wer noch stärker ist, als ich: die Wolke, welche mich verbirgt, die Wärme meiner Strahlen verhindert und den Schein meines Lichtes verfinstert." — Der Mönch ging zur Wolke und sagte zu ihr, was er zur Sonne gesagt hatte. Die Wolke sagte: "Ich will dir sagen, wer stärker ist, als ich. Gehe zum Winde, der auf mich stofst, mich führt und treibt so gen Osten als Westen." — Der Mönch kam zum Winde und sagte zu ihm, was er zur Wolke gesagt hatte. Dieser sagte: "Ich will

dir sagen, wer stärker ist als ich; das ist der Berg, welchen ich nicht erschüttern kann." — Er ging zum Berge und sagte das Nämliche zu ihm. Der Berg antwortete ihm und sagte: "Ich will dir sagen, wer stärker ist, als ich: es ist die Ratze, der ich keinen Widerstand zu leisten vermag, wenn sie in mir nagt und mich zur Wohnung nimmt." — Der Mönch ging zur Ratze und sagte zu ihr: "Willst du dieses Mädchen ehelichen?" — Sie sagte: "Wie mag ich sie zum Weibe nehmen? Mein Loch ist eng, und Ratzen heirathen niemanden, als Mäuse." Da bat der Mönch seinen Herrn, er möchte sie in eine Maus verwandeln, wie sie gewesen, was auch der Wunsch des Mädchens war. Und Gott versetzte sie wieder in ihre erste Lage, und sie lief davon mit der Ratze. Diese Fabel zielt auf dich, du Betrüger!" — Der Eulenkönig machte sich nichts aus dieser Rede, sondern war freundlich gegen den Raben und ehrte ihn noch mehr, bis er wieder geheilt und ihm die Federn hervorgewachsen waren und er beobachten konnte, was er wollte. Da begann er, Ränke zu schmieden, und hinterbrachte seinen Genossen, was er sah und hörte. Er sagte zum Könige: "Ich habe nun meinen Plan vollendet. Nur Eins ist übrig, daß du mich hörest und mir gehorchest." — Er sagte: "Ich und mein Heer stehen dir zu Gebote; befiehl, was du willst!" — Der Rabe sagte: "Die Eulen sind an dem und dem Orte auf einem Berge, wo viel trockenes Holz ist; da ist auch eine Heerde Schafe nebst einem Hirten. Da können wir Feuer nehmen und in die Löcher der Eulen werfen, trockenes Holz darauf thun und dazu mit unsern Flügeln fächeln, bis das Holz Feuer fängt. Diejenigen von ihnen, die dann heraus wollen, werden verbrannt, und diejenigen, welche nicht herausgehen, werden vom Rauche erstickt, wo sie sind." Dies thaten die Raben und tödteten alle Eulen; worauf sie wohlgemuth und sicher in ihre Wohnsitze zurückkehrten. Da sagte der König der Raben zu jenem Raben: "Wie konntest du es in der Gesellschaft der Eulen aushalten? Die Guten pflegen nicht in der Gesellschaft der Bösen ausdauern zu können." — Jener Rabe sagte: "Es ist wol so; wenn aber der Verständige von einer großen und wichtigen Begebenheit betroffen wird, von welcher er Unglück

für sich und die Seinigen fürchtet, unterläfst er nicht, grofse Geduld zu üben, in der Hoffnung, seine Geduld werde endlich frommen und Heil zur Folge haben. Er fühlt sich dabei nicht unglücklich, und sein Geist weigert sich nicht, sich vor demjenigen zu demüthigen, der geringer ist, als er, ehe er sein Ziel erreicht hat; dann freut er sich über die Entwickelung der Begebenheit und die Folge seiner Geduld." — Der König sagte: "Erzähle mir nun von den Klugen unter den Eulen!" — Der Rabe sagte: "Ich fand keinen Klugen, aufser demjenigen, der sie antrieb, mich zu tödten, und sie mehrere Male aufzureizen suchte. Sie waren aber über die Maßen unklug, stellten keine Betrachtungen an über meine Lage, sondern sagten, ich sey eine Erlaucht unter den Raben, und ich ward mehr geachtet, als die Klugen. Sie waren nicht auf der Hut vor meiner List und meinen Ränken; sie gaben dem Rathgeber kein Gehör, der sich ihrer erbarmte; und sie verbargen nicht ihre Geheimnisse vor mir. Die Weisen haben gesagt: "Der König mufs seine Angelegenheiten vor den Ohrenbläsern verborgen halten und niemanden seine Geheimnisse durchschauen lassen." — Der König sagte: "Nichts hat meines Bedünkens die Eulen aufgerieben, als Ungerechtigkeit und des Königs schwacher Verstand, wie auch seine Nachgiebigkeit gegen schlechte Minister." — Der Rabe sagte: "Du hast Recht, o König! Selten wird jemand reich, ohne übermüthig zu werden; selten faßt der Mann Zuneigung zu Weibern, ohne dafs es herauskommt; selten ißt jemand zu viel, ohne zu erkranken, und selten traut jemand schlechten Ministern, ohne ins Verderben zu stürzen." — Man hat gesagt: "Der Edle findet nicht Gefallen an schönen Lobreden, der Betrüger nicht an vielen Freunden, der Schlechterzogene nicht an Edelmuth; nicht der Geizige an Wohlthätigkeit, nicht der Gierige an kleinen Versehen, und nicht der übermüthige König, welcher seine Geschäfte vernachlässigt und schlechte Minister hat, an der Festigkeit des Reiches und dem Wohle der Unterthanen." — Der König sagte: "Du hast doch viel Uebles erlitten, dafs du dich vor den Eulen verstelltest und demüthigtest. — Der Rabe sagte: "Wer Uebles leidet in der Hoffnung des Vortheiles, ver

bannt alle Schande und Blödigkeit und gewöhnt sich an Geduld; die Folgen seiner Klugheit werden gerühmt, gleichwie *die Schlange sich mit Geduld dazu verstand, den König der Frösche auf ihrem Rücken zu tragen; sie fand darin ihren reichlichen Unterhalt und lebte.*"

Der König sagte: "Wie ging das zu?"

Die Schlange, welche den König der Frösche auf ihrem Rücken trug.

Der Rabe sagte: "Man erzählt, dafs eine schwarze Schlange alt, ihr Gesicht schwach und ihre Kräfte dahin waren, so dafs sie nicht auf die Jagd gehen, noch sich ernähren konnte. Sie kroch umher um einige Nahrung zu suchen, bis sie an einen Brunnen, voller Frösche, kam, welchen sie zuvor besucht und von dessen Fröschen sie genommen hatte. Nun wand und krümmte sie sich in der Nähe mit deutlichen Zeichen des Grames und Kummers. Ein Frosch sagte zu ihr: "Warum sehe ich dich so traurig und bekümmert?" — Sie sagte: "Wer hat wol mehr Grund zur Sorge, als ich? Mein Unterhalt waren meist die Frösche, welche ich erhaschen konnte. Ich bin nun sehr elend geworden: darum sind mir die Frösche versagt. Ja, treffe ich auch ihrer einen, bin ich doch nicht fähig, ihn zu halten." — Der Frosch ging hinweg zum Könige der Frösche und brachte ihm die fröhliche Botschaft, welche er von der Schlange vernommen. Der König der Frösche kam hin zur Schlange und sagte ihr: "Wie geht es dir?" — Sie sagte: "Ich lief vor einigen Tagen nach einem Frosche; es war des Abends; und ich jagte ihn in das Haus eines Mönches; ich verfolgte ihn in der Dunkelheit. Im Hause war ein Sohn des Mönches. Ich packte ihn am Finger, und in der Meinung, es sey der Frosch, bifs ich darin, so dafs er starb. Ich ergriff die Flucht; der Mönch aber verfolgte mich, wünschte mir Böses nach, verfluchte mich und sagte: "Gleichwie du ungerecht und feindselig meinen unschuldigen Sohn getödtet hast, so wünsche ich

dir, dafs du verachtet und dahin gebracht werdest, den König der Frösche zu tragen, und dafs du unfähig seyst, sie zu haschen oder ihrer einen zu verzehren, aufser welchen ihr König dir verwilligt." Daher komme ich nun zu dir, damit du mich besteigest. Ich gestatte dies und verstehe mich dazu." — Der König der Frösche hatte grofse Lust, so auf der Schlange daherzureiten, und meinte, es würde ein Vorzug, eine Ehre und Auszeichnung für ihn seyn. Er bestieg sie also und fand Gefallen daran. Die Schlange sagte zu ihm: "Du weifst, dafs mir Nahrung versagt ist. Gib mir etwas zu essen!" — Der König der Frösche sagte: "Bei meinem Leben! Dir soll es nicht an Nahrung fehlen, weil du mein Pferd geworden bist." — Er befahl, zwei Frösche zu ergreifen und sie zu ihm zu bringen. Davon lebte nun jene und fühlte sich nicht gebeugt durch ihre Demüthigung unter einen verachteten Feind, sondern erntete Nutzen davon, dafs er ihr zur Nahrung und Lebensfristung hülflich war. — Also war es mit meiner Geduld, wodurch ich diesen grofsen Vortheil erstrebte, welcher uns Sicherheit und Sieg verschaffte, unsern Feind stürzte und uns Ruhe vor ihm gewährte. Ich fand, dafs Milde und Sanftmuth beide schneller und wirksamer den Feind vernichten, als Uebermuth; denn, wenn das Feuer in einem Baume fängt, vermag es durch seine Heftigkeit und Hitze nur zu verbrennen, was davon über der Erde ist; allein das Wasser mit seiner Kühlung und Milde zerstört, was davon unter der Erde ist. Man sagt: "Es sind vier Dinge, von denen ein kleiner Theil nicht mufs geringe geschätzt werden, nämlich Feuer, Krankheit, Feind und Schuld." Der Rabe sagte ferner: "Alles dieses ist geschehen durch des Königes Einsicht, Gewandtheit und gutes Glück. Man sagt: "Wann Zwei nach Einem Dinge trachten, erhält es derjenige, der von ihnen der tugendhafteste ist; sind sie gleich an Tugend, dann wer am standhaftesten; sind sie gleich an Standhaftigkeit, derjenige, der am glücklichsten ist." Man sagt: "Derjenige, welcher einen behutsamen, klugen und frommen Fürsten angreift, welchen weder das Glück übermüthig, noch das Unglück niedergeschlagen macht, sucht seinen eigenen Untergang, beson-

dern dafern jener deines Gleichen ist, o weiser König, in der Einrichtung seiner Handlungen, in Glück und Unglück, in Zorn und Gnade, in Geschwindigkeit und Geduld, in Beachtung des Gegenwärtigen und des Zukünftigen, imgleichen der Folgen seiner Handlungen." — Der König sagte: "Nein; durch deine Klugheit und deinen Verstand, deinen guten Rath und glücklichen Stern ist dieses geschehen; denn die Klugheit eines einzigen verständigen und vorschauenden Mannes vernichtet leichter den Feind, als grosse Heere muthiger, zahlreicher und wohlgerüsteter Helden; und was ich an dir am meisten bewundere ist, dafs du dich so lange unter den Eulen aufhieltest und harte Worte hörtest, ohne ein Wörtchen von ihnen auf die Erde fallen zu lassen." — Der Rabe sagte: "Ich suchte unablässig dir zu gleichen, o König! Ich begegnete den Niedrigen wie den Hohen mit Höflichkeit und Freundlichkeit, Aufmerksamkeit und Nachgiebigkeit." — Der König sagte: "Ich habe lange in dir einen thätigen Mann, gleichwie ich die andern Minister voll Zungendrescherei gefunden, woraus nichts Rühmliches erfolgt. Gott hat uns in dir eine grosse Wohlthat erzeigt. Vorher konnten wir nimmer mit Wohlgefallen weder Speise noch Trank, weder Schlaf noch Ruhe geniefsen. Man sagt: "Der Kranke geniefst eben so wenig mit Wohlgefallen Speise und Trank, bis er genesen ist, als der Geizige, dessen Gier nach Geld und Gut sein Fürst erregt hat, bis dieser ihn befriedigt hat; auch nicht der Mann, der von seinem Feinde geplagt worden, und ihn so früh als spät fürchtet, bis sein Herz Ruhe vor ihm gefunden. Derjenige, der eine schwere Last aus den Händen läfst, verschafft sich Musse, und, wer in Sicherheit ist vor seinem Feinde, hat ruhigen Sinn." — Der Rabe sagte: "Ich will zu Gott, der deinen Feind vernichtet hat, beten, dafs er dich deiner Gewalt geniefsen lasse und dadurch für das Wohl deiner Unterthanen sorge und sie der Freude über deine Regierung theilhaft mache; denn der König, unter dessen Regierung die Unterthanen nicht froh sind, gleicht der Schwiele unter dem Bauche der Ziege, an welcher das Zicklein sauget, indem es sie für die Euterwarze hält, aber findet nichts Gutes darin." — Der König sagte: "O trefflicher

Minister, wie war das Benehmen der Eulen und ihres Königes in ihren kriegen und andern Geschäften?" — Der Rabe sagte: "Er erwies sich wie der Uebermuthige und Leichtfertige und verband damit Stolz, Schwäche und Ruhmredigkeit. Und alle seine Genossen und Minister glichen ihm, ausser demjenigen, der ihm rieth, mich zu todten; denn dieser war weise und klug und ein vorschauender, gelehrter Philosoph. Man sieht selten seines Gleichen an Festigkeit, Verstand und guter Beurtheilungskraft." — Der König sagte: "Welche Eigenschaft bemerktest du denn an ihm, die von seinem Verstande zeugte?" — Er sagte: "Zwei Eigenschaften, deren eine sein Rath war, mich zu todten, und die andere, dafs er seinem Freunde seinen Rath nicht verhehlte, wiewol dieser ihn verschmähte, und dafs seine Rede nicht hart, sondern so höflich und freundlich war, dafs er ihn sogar oftmals auf den einen und andern Fehler aufmerksam machte, ohne gerade heraus zu reden, sondern indem er Mährlein erzählte und ihn dergestalt auf die Fehler Anderer aufmerksam machte, dafs er seine eigenen einsah, und dafs der König keinen Anlafs fand, ihm zu zürnen. Unter andern hörte ich ihn zum Könige sagen: "Der König mufs seine Angelegenheiten nicht vernachlässigen. Grofse Gewalt erlangen nur wenige, und sie wird ihnen nur durch Vorsicht. Anlangend nun ein mächtiges Reich, da mufs derjenige, der in dessen Besitz gekommen, dessen wohl in Acht nehmen und es gut befestigen. Man sagt: "An kurzer Dauer gleicht es dem Schatten der Blätter des Nenufars *), die sich mit Leichtigkeit biegen und vom Winde hin und her bewegt werden; an geringer Festigkeit gleicht es der Verbindung des Klugen mit dem Niedrigen, und an der Geschwindigkeit, womit es verschwindet, den Blasen im Wasser, wenn Regen fällt." — Dies ist die Fabel von den Feinden, von denen man sich nicht mufs betrügen lassen, wenn sie gleich Liebe und Demuth an den Tag legen."

Ende des Capitels von den Eulen und Raben.

*) Eine Wasserpflanze, *Nymphaea Lotus, Linnée.*

Fünftes Capitel.

Der Affe und die Schildkröte.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun diese Fabel gehört; erzähle mir aber eine Fabel von dem Manne, welcher sucht, zu erlangen, wessen er bedarf, allein, wenn er es erlangt hat, es verscherzt.

Der Philosoph sagte: "Erlangen, wessen man bedarf, ist leichter, als es hüten. Derjenige, der in Besitz des Nothwendigen gekommen ist und nicht sorgsam darüber wacht, ihm ergeht es, wie es der Schildkröte erging."

Der König sagte: "Wie erging es der?"

Bidpai sagte: "Man erzählt, dass die Affen einen König hatten, der Mahir hiess. Als er alt und grau geworden war, wurde er von einem jungen Affen von königlichem Geblüte angegriffen. Dieser überwand ihn und bemächtigte sich seines Thrones. Er ergriff sofort die Flucht ins Weite, bis er an das Ufer kam. Allda fand er einen Feigenbaum, stieg hinauf und machte ihn zur Wohnung. Während er einstmals von den Feigen ass, fiel eine Feige aus seiner Hand hinab ins Wasser. Er hörte dabei einen Laut und einen Ton. Er fuhr indess fort, zu essen und ins Wasser zu werfen, und fand darin seine Kurzweil. Er warf sonach immer mehr und mehr Feigen ins Wasser; und jedes Mal, dass eine Feige ins Wasser fiel, verzehrte eine Schildkröte dieselbe. Da dieses lange währte,

meinte sie, der Affe thue das um ihretwillen, und ward geneigt, mit ihm Freundschaft zu schliefsen und Umgangen zu pflegen. Sie redete ihn an, und der Eine gewöhnte sich an die Gesellschaft des Andern. Die Schildkrote blieb nun lange weg von ihrer Gattin. Diese ward darüber besorgt, beklagte sich bei einer Nachbarin und sagte: "Ich fürchte, es ist ihm irgend ein Unglück begegnet." — Jene fiel ihr in die Rede und sagte: "Dein Mann ist am Ufer, wo er mit einem Affen verkehrt, welcher ihm zu Essen als Trinken gibt." — Endlich kam die Schildkrote nach Verlauf einiger Zeit nach Hause und fand das Weibchen in einem schlechten Zustande und gar trübsinnig. Die Schildkrote sagte zu ihr: "Wie sehe ich dich in dieser Lage?" — Ihre Nachbarin antwortete und sagte: "Dein Weib ist erbärmlich krank. Die Aerzte haben ihr das Herz eines Affen verordnet, und es gibt für sie kein Heilmittel, als diesen." — Die Schildkrote sagte: "Das ist eine schwierige Sache; woher mögen wir wol ein Affenherz bekommen, wir, die im Wasser sind? Ich will mich aber mit meinem Freunde berathen." Darauf ging jene an das Ufer. Der Affe sagte zu ihr: "Mein Freund, was hat dich verhindert, bei mir zu seyn?" Die Schildkrote sagte zu ihm: "Nichts hat mich gehindert, als meine Blödigkeit, wie ich dir deine Güte gegen mich vergelten möge. Nun wünsche ich, du wolltest deinen Wohlthaten gegen mich die Krone aufsetzen, indem du mich in meiner Heimat besuchtest; ich bewohne nämlich ein Eiland mit köstlichen Früchten. Setze dich auf meinen Rücken; dann will ich mit dir hinüberschwimmen." — Der Affe ward darob froh, stieg hinab und setzte sich auf den Rücken der Schildkrote. Als diese ein Stück geschwommen war, däuchte ihr die Tücke, die sie in ihrem Herzen verbarg, abscheulich, und sie liefs den Kopf hängen. Der Affe sagte zu ihr: "Wie sehe ich dich so bekümmert?" — Die Schildkröte sagte: "Ich bin nur bekümmert, wenn ich bedenke, dafs mein Weibchen so heftig krank ist, und dies wird mich in Vielem von dem behindern, womit ich dich zu ehren und dir gutlich zu thun wünsche."

Der Affe sagte: "Ich kenne ja deine Neigung, mich zu ehren; lasse es daher dabei bewenden, mir nothdürftigen Un-

terhalt zu verschaffen!" — Die Schildkröte sagte Ja, und zog eine Weile weiter mit dem Affen. Da hielt sie zum zweiten Male inne. Nun fing der Affe an, Argwohn zu schöpfen, und sagte bei sich selber: "Es ist nicht ums nichts, daſs die Schildkröte also inne hält und zaudert. Ich fürchte, ihre Gesinnung gegen mich hat sich gewendet, und sie ist nicht mehr mein Freund, sondern hat Böses wider mich im Sinne; denn nichts wechselt leichter und schneller, als die Gesinnung. Ja man sagt: "Der Verständige muſs nicht versäumen, dahinter zu kommen, was seine Leute, seine Kinder, seine Bruder und seine Freunde bei jedem Anlasse denken, so in ihren Gebehrden, als in ihrer Rede, so wenn sie stehen, als wenn sie sitzen, und in jeder Lage; denn alles dieses zeugt, was in ihren Herzen wohnt." Die Weisen haben vor Alters gesagt: "Wenn ein Freund Argwohn gegen seinen Freund schöpft, muſs er sich vorsichtig vor ihm hüten und seine Blicke und Gebehrdungen genau beobachten; und dafern sein Argwohn gegründet ist, rettet er sich selbst; ist er ungegründet, gewinnt er an Vorsicht, welches ihm nicht schadet." — Darauf sagte er zur Schildkröte: "Was ist es, was dich zum Weilen bringt? und wie sehe ich dich so bekümmert, als ob du noch ein Mal dir selbst etwas zu erzählen hättest?" — Sie sagte: "Ich bin bekümmert, daſs, wenn du in meine Wohnung kommst, meine Sachen nicht in der Ordnung sind, wie ich wünschen möchte, da mein Weib krank ist."

Der Affe sagte: "Sey nicht bekümmert; das frommt dir nicht; siehe aber zu, daſs du die Heilmittel und die Nahrung bekommst, die deiner Frau dienlich seyn können; denn man sagt: "Derjenige, der Geld hat, muſs es reichlich zu drei Dingen anwenden, zu Almosen, zu seinen Bedürfnissen und an Weiber."

Die Schildkröte sagte: "Du hast Recht, und nun haben die Aerzte gesagt, daſs es kein Heilmittel für sie gibt, als ein Affenherz."

Der Affe sagte bei sich selber: "Neigung und Begehr nach einem hohen Alter hat sich meiner dermaleen bemächtigt, daſs ich nun in die gröſste Gefahr gerathen bin. Der Mann hat Recht.

der da sagte: "Der Genügsame und Zufriedene lebt in Sicherheit und Ruhe, aber der Gierige und Geizige verbringt sein Leben in Elend und Unglück." Nun bedarf es alles meines Witzes, um Rettung in dieser Gefahr zu suchen." — Darauf sagte er zur Schildkröte: "Warum sagtest du mir es nicht, dann hätte ich mein Herz mit mir nehmen können. Es ist nämlich Gebrauch bei uns Affen, daſs, wenn unser einer hinweg geht, einen Freund zu besuchen, läſst er sein Herz zurück bei seiner Familie oder in seiner Wohnung, um nicht unsre Herzen bei uns zu haben, wenn wir das Harem (die Weiber) unsers Freundes zu sehen bekommen."

Die Schildkröte sagte: "Wo ist dein Herz jetzt?"

Er sagte: "Ich habe es im Baum liegen lassen; willst du aber, so kehre mit mir um zum Baume, daſs ich es dir bringen kann." —

Darob ward die Schildkröte froh und kehrte zurück mit dem Affen nach seiner Wohnung. Als sie nahe am Ufer waren, sprang er von ihrem Rücken und kletterte in den Baum hinauf. Da es der Schildkröte zu lange währte, rief sie ihm: "Mein Freund, komme mit deinem Herzen, steige hinab! du hältst mich auf." —

Der Affe sagte: "Thor! glaubst du, ich bin wie der Esel, von welchem der Fuchs sagte, er hätte weder Herz noch Ohren." —

Die Schildkröte sagte: "Wie ging das zu?" —

Der Esel ohne Herz und Ohren.

Der Affe sagte: "Man erzählt, daſs ein Löwe in einem Walde und daſs bei ihm ein Fuchs war, welcher von seiner Gnade lebte. Nun bekam der Löwe Ausschlag und wurde so schwach und krank, daſs er nicht auf die Jagd gehen konnte. Da sagte der Fuchs zu ihm: "Was fehlt dir, Herr der Thiere? Dein Aussehen ist so verändert." —

Der Löwe sagte: "Es ist dieser Ausschlag, der mich plagt, und es ist kein Mittel dagegen, als das Herz und die Ohren

eines Esels." — Der Fuchs sagte: "Nichts ist leichter, als das. Ich kenne an dem und dem Orte einen Esel bei einem Wäscher, der ihn sein Zeuch tragen läfst. Ich will dir ihn bringen." — Darauf begab er sich zum Esel, kam dahin, grüfste ihn und sagte: "Warum bist du so mager?" — Der sagte: "Mein Herr gibt mir nichts zu fressen." — Der Fuchs sagte: "Wie kannst du dich denn dazu verstehen, bei ihm unter solchen Umständen zu bleiben?" — Er sagte: "Ich habe ja nirgends hinzugehen; ich komme ja nirgends hin, ohne dafs mich die Menschen mifshandeln, schlagen und plagen." — Der Fuchs sagte: "Ich will dir einen abgelegenen Ort zeigen, wohin kein Mensch kommt und wo überflüssige Weide ist; da ist auch eine Eselin, deren Gleichen an Schönheit und Fettigkeit nimmer kein Auge gesehen; und sie bedarf eines Männchens." — Der Esel sagte: "Was hält uns hier? gehen wir dahin!" — Der Fuchs führte ihn nun hin zum Löwen, ging im voraus hinein in den Wald und gab ihm Bericht, wo der Esel war. Der Löwe ging hinaus und wollte diesen anfallen, konnte aber nicht wegen seiner Schwäche, weswegen sich der Esel rettete und erschrocken seiner Wege lief. Da der Fuchs sahe, dafs der Löwe den Esel nicht packen konnte, sagte er zu ihm: "Bist du so schwach geworden, du Herr der Thiere?" — Er sagte: "Bringest du mir ihn noch einmal, dann soll er mir nicht entrinnen." — Der Fuchs ging sofort zum Esel und sagte: "Wie konnte es dir denn schaden, dafs die Eselin in der Brunst und mit Ungestüm auf dich hinzulief? hättest du stille vor ihr gestanden, wäre sie schon freundlich gegen dich geworden." — Da der Esel die Eselin nennen hörte, stachelte ihn die Brunst; er schrie und nahm den Weg zum Löwen. Der Fuchs lief ihm voran, unterrichtete den Löwen, wo er war, und sagte: "Sey nun bereit, ihn zu empfangen; ich habe ihn nun zu dir gelockt; lasse dich nun dieses Mal keine Schwäche befallen; entrinnt er nun, dann wird er mir nimmer mehr wieder hieher folgen." — Der Löwe sprang mit Ungestüm auf, angespornet vom Fuchse, und ging hinaus, wo der Esel war; und sobald er ihn sah, eilte er, ihn anzufallen mit Ungestum, so dafs er ihn zerrifs. Darauf sagte er: "Die Aerzte haben gesagt, er

müsse nicht verzehrt werden, ehe man sich gewaschen und gereinigt hat. Hüte du ihn, bis ich zurückkomme; dann will ich sein Herz und seine Ohren essen. Das Uebrige will ich dir zur Nahrung lassen." — Als der Löwe gegangen, blieb der Fuchs zurück bei dem Esel, und verzehrte sein Herz und seine Ohren in der Hoffnung, der Löwe würde dies für ein böses Zeichen ansehen und nichts davon essen. Darauf kehrte der Löwe an denselben Ort zurück und sagte zum Fuchse: "Wo ist des Esels Herz und Ohren?" — Der Fuchs sagte: "Wußtest du denn nicht, daß, wenn er Herz und Ohren gehabt hätte, er nicht zu dir zurück gekehrt wäre, nachdem er sich einmal gerettet hatte und dem Tode entronnen war?" — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit du wissest, ich sey nicht, wie dieser Esel, von welchem der Fuchs erzählte, er hätte weder Herz noch Ohren. Du stelltest mir nach und wolltest mich überlisten; aber nun habe ich dich so überlistet, wie du mit mir hattest thun wollen; und ich bin wieder in meine vorige Lage gekommen. Man sagt: "Wer durch seine Güte in Unglück geräth, kann nur durch seinen Verstand errettet werden."

Die Schildkröte sagte: "Du hast Recht; allein der Rechtschaffene gesteht seine Fehler, und, wenn er sich versehen hat, schämt er sich nicht, den Verweis anzunehmen, wäre er auch in ein Unglück gerathen, das er hätte vermeiden können, gleichwie der Mann, der da strauchelt und auf die Erde fällt, sich an den Boden lehnt, um aufzustehen." — Dies ist die Fabel von einem Manne, welcher sucht, zu erlangen, wessen er bedarf, wenn er es aber erlangt, es verscherzt."

Ende des Capitels von dem Affen und der Schildkröte."

Sechstes Capitel.

Der Mönch und das Hermelin.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Nun habe ich diese Fabel gehört; erzähle mir nun eine von dem Manne, welcher übereilt handelt, ohne Nachdenken, und ohne die Folgen zu erwägen!"

Der Philosoph sagte: "Derjenige, der sich nicht gehörig Zeit nimmt zu seinen Unternehmungen, wird immer Ursache zur Reue haben, und ihm ergeht es, wie es dem *Mönche ging, der das Hermelin tödtete*, wiewol es ihm lieb war."

Der König sagte: "Wie ging das zu?"

Der Philosoph sagte: "Man erzählt, daſs ein Mönch war im Lande Dschorschan, welcher eine hübsche Frau hatte, mit der er Umgangen pflog; sie lebten aber einige Zeit zusammen, ohne Kinder zu bekommen. Endlich wurde sie schwanger, als sie schon die Hoffnung aufgegeben hatten. Dessen freuten sich so der Mönch, als die Frau, und er pries Gott, den Hocherhabenen, und bat, das Kind ein mochte ein Knabe werden. Er sagte darauf zu seiner Frau: 'Freue dich! denn ich hoffe, es wird ein Knabe werden, der uns frommen und uns erfreuen wird; ich will ihm den schönsten Namen beilegen und ihn mit keinen, als mit Wohlerzogenen umgehen lassen."

Die Frau sagte: "Was kann dich, o Mann, bewegen, von dem zu reden, was du nicht weifst, ob es schaden werde, oder nicht. Derjenige, der sich so benimmt, ihm ergeht es, wie es dem *Manche ging, welcher Oel und Honig über sein Haupt schüttete.*"

Er sagte zu ihr: "Wie ging es damit?"

Der Mönch, welcher Oel und Honig über sein Haupt schüttete.

Sie sagte: "Man erzählt, dafs ein Mönch war, welcher jeden Tag zu seinem Unterhalte Oel und Honig aus dem Hause eines Kaufmannes erhielt. Davon afs er, so viel er bedurfte, und gofs das Uebrige in einen Krug. Diesen hatte er an einem Nagel in einem Winkel des Hauses hängen, bis er voll wurde. Während nun einen Tages der Mönch auf dem Rücken lag mit einem Stocke in der Hand, und der Krug hing über seinem Haupte, gedachte er des hohen Preises des Oeles und Honiges, und sagte: "Ich will, was in diesem Kruge ist, für ein Goldstück verkaufen, und dafur Ziegen kaufen. Die sollen mir Milch verschaffen und jeden fünften Monat mehrere Zicklein werfen. Dann wird es nicht lange währen, bis eine grofse Heerde daraus wird, wenn ihre Zicklein wieder werfen. Darauf machte er seine Berechnung nach diesem Mafse auf zwei Jahre, und fand, dafs es mehr denn vier hundert Ziegen wurden. Und er sagte: "Für diese will ich hundert Kühe erhandeln, nämlich fur je vier Ziegen einen Ochsen oder eine Kuh, und ich will mir ein Stück Landes und Getreide kaufen und Arbeiter miethen. Dann brauche ich die Ochsen zum Ackerbau und mache mir die Milch und die Kälber zu Nutze. Es gehen keine funf Jahre ins Land, dafs ich mir nicht durch Ackerbau viel Geldes erworben. Dann baue ich ein prächtiges Haus und kaufe mir Sklavinnen und Sklaven, und ich nehme mir eine stattliche, schöne Hausehre und pflege ihres Umganges, dafs sie schwanger wird. Dann gebiert sie einen herrlichen, edeln Knaben; und er soll den schönsten Namen

tragen. Wenn er dann heranwächst, unterrichte ich ihn mit Fleiſs und gebe mir viele Mühe mit ihm. Ist er dann gelehrig — wo nicht, dann schlage ich ihn mit diesem Stocke." Zugleich streckte er die Hand aus nach dem Kruge und zertrümmerte ihn also, daſs alles, was darin war, ihm über das Gesicht hinabfloſs. — Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, damit du dich nicht übereilest und von dem redest, was du nicht nennen darfst und nicht weifst, ob es in Erfüllung gehen werde, oder nicht." — Der Mönch lieſs sich durch die Erzählung seiner Frau warnen. Darnach genas die Frau eines feinen Knaben und der Vater ward dessen sehr froh. Nach Verlauf einiger Tage kam die Zeit, daſs sie sich reinigen sollte. Die Frau sagte dann zum Mönche: "Sitze bei deinem Sohne, während ich ins Bad gehe. Sobald ich mich gewaschen, will ich wiederkommen." — Sie ging nun in das Bad und liefs ihren Mann bei dem Knäblein. Gleich darnach kam der Bote des Königes, um ihn zu rufen, und er fand keinen, den er bei dem Knaben hätte können bleiben lassen, als ein Hermelin, welches er von klein auf erzogen hatte, und dies war ihm lieb wie ein Kind. Der Mönch lieſs denn dieses bei dem Kinde und verriegelte die Thüre des Hauses. Darauf ging er mit dem Boten. Allein aus einem Loche in der Wand kam hervor eine schwarze Schlange und näherte sich dem Knaben. Das Hermelin stürzte los auf sie; diese griff es ihrerseits an; das Hermelin aber tödtete sie und zerbiſs sie, so daſs ihm das Maul voll Blutes ward. Nunmehr kehrte der Mönch nach Hause zurück und öffnete die Thüre. Das Hermelin lief ihm entgegen, um ihm zu erzählen, was es gethan hatte. Als er es mit Blut gefärbt sahe, vergingen ihm die Sinne und er ward wie toll, da er glaubte, es hätte sein Kind erdrosselt; und ohne zu zögern, und zu Gedanken zu kommen, wodurch er das Ungegründete seiner Meinung hätte einsehen können, machte er sich über das Hermelin her und schlug es mit einem Stocke, den er in der Hand hatte, auf den Scheitel, daſs es starb. Darauf ging der Mönch hinein und sah den Knaben am Leben und wohlgemuth und neben ihm eine zerbissene Schlange. Als

er nun den Zusammenhang erfuhr und überzeugt wurde, wie schlecht er in der Uebereilung gehandelt, schlug er sich den Kopf und sagte: "Hätte ich doch nimmer dies Kind, bekommen und mich also bethören lassen!" — Nun kam seine Frau herein und fand ihn in dieser Lage. Sie sagte zu ihm: "Wie steht es mit dir?" — Er erzählte ihr den Vorfall, wie gut das Hermelin gehandelt und wie schlecht er ihm gelohnt hätte." Sie sagte: "Das ist die Frucht der Uebereilung." — Dies ist die Fabel von dem Manne, welcher, ohne seiner Sache gewiss zu seyn, nach seiner Leidenschaft heftig und übereilt handelte.

Ende des Capitels von dem Mönche und dem Hermelin.

Siebentes Capitel.

Die Ratze und die Katze.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun diese Fabel gehört; erzähle mir sofort eine andre von dem Manne, der viele Feinde hat, welche ihn von allen Seiten umgeben, so dafs er Gefahr läuft, durch sie umzukommen, der aber mit einem seiner Feinde Freundschaft stiftet und Frieden mit ihm schliefst, wodurch er frei von Furcht und sicher wird, und in der Folge Treue gegen denjenigen beweist, mit welchem er Frieden geschlossen hat."

Der Philosoph sagte: "Freundschaft und Feindschaft währen nicht immer in einer und derselben Lage, sondern oft verwandelt sich Freundschaft in Feindschaft und die Feindschaft wird Freundschaft. Dazu können verschiedene Umstände, Ursachen und Erfahrungen Anlafs geben. Der Verständige aber findet bei allem, was begegnet, einen guten Ausweg, gegen den Feind durch Muth und gegen den Freund durch Freundlichkeit. Die Feindschaft, welche er gegen seinen Feind hegt, hält ihn nicht ab, sich an ihn zu wenden und ihn um Hulfe zu bitten, um abzuwenden, was er fürchtet, oder zu erlangen, was er wünscht. Derjenige, der also mit Vorsicht handelt, erreicht seinen Zweck. Eine Fabel davon ist diejenige von der Ratze und der Katze, welche in grofse Gefahr gerathen waren.

aber beide der Gefahr dadurch entgingen, dafs sie Frieden mit einander schlossen."

Der König sagte: "Wie ging das zu?"

Bidpai sagte: "Man erzählt, dafs am Fufse eines grofsen Baumes eine Katze Namens Rumi ihr Loch und nahe dabei eine Ratze Namens Feridun das ihrige hatte. Viele Jäger kamen oftmals in diese Gegend, um auf die Jagd nach wilden Thieren und Vögeln zu gehen. Eines Tages kam ein Jäger und spannte sein Netz nahe an der Wohnung Rumis aus, und es währte nicht lange, als sie darin hängen blieb. Nun kam die Ratze herausgekrochen, um etwas zur Speise zu suchen; sie fürchtete sich nämlich vor Rumi. Während sie umherlief, ward sie ihrer im Netze ansichtig und ward darüber recht innig froh. Darauf wandte sie sich und erblickte ein Hermelin, welches sie packen und im Baume eine Eule, welche sie rauben wollte. Da ward sie über die Mafsen bestürzt; sie fürchtete sich, umzukehren; denn hinter ihr war das Hermelin, und wenn sie zur Rechten oder Linken ginge, wäre sie die Beute der Eule geworden, und ginge sie gerade aus, hätte die Katze sie zerrissen. Da sagte sie bei sich selber: "Diese Gefahr umgibt mich von allen Seiten, und ich sehe nichts als Unglück; Elend droht mir allenthalben;" und dergleichen mehr. "Aber ich habe meinen Verstand mit mir; meine Lage schreckt mich nicht; meine Verhältnisse jagen mir keine Furcht ein; ich werde nicht bestürzt und verliere nicht die Fassung: denn der kluge scheidet nicht von seiner Klugheit und sein Verstand verläfst ihn unter keinerlei Umständen. Der Verstand ist wie das Meer, dessen Grund man nicht erreicht, und das Unglück langt nicht an den Verständigen, der in Noth ist, so dafs es ihn stürzt; allein auch die Hoffnung darf nicht zu der Höhe steigen, dafs er übermüthig, unbekümmert und blind über seine Lage wird. Ich sehe nun keine Rettung vor mir aus dieser Gefahr, als Frieden mit der Katze zu schliefsen. Sie ist in eine eben so grofse Gefahr gerathen, wie ich, oder doch zum Theile. Vielleicht wenn sie hört, was ich ihr sagen will, und meiner ungefärbten Freundschaft achtet, worin

keine Verstellung noch Trug ist, daſs sie dann es einsieht und wünscht, daſs ich ihr helfe; dann werden wir beide gerettet."

Darauf ging die Ratze hin und sagte: "Wie befindest du dich?"

Die Katze sagte: "Wie du wünschest, in Noth und Drangsal."

Jene sagte: "Ich theile heute die Gefahr mit dir; und ich habe keine Hoffnung, mich zu retten, als durch das Mittel, wodurch ich dich zu retten hoffe. Diese meine Worte sind ohne Trug und Tücke. Dieses Hermelin stellt mir nach, und die Eule lauert auf mich. Sie sind beide so meine als deine Feinde. Wenn du mir nun Sicherheit versprichst, so schneide ich deine Schlingen ab und errette dich aus dieser Gefahr, und in der Folge wird jede von uns darin verharren, unter gegenseitiger Hülfe, gleichwie das Schiff und die Schiffsmannschaft im Meere; diese wird durch das Schiff und das Schiff durch sie gerettet."

Als die Katze die Rede der Ratze gehört hatte und begriff, daſs es aufrichtig gemeint sey, sagte sie zu ihr: "Diese deine Rede scheint richtig; auch ich bin geneigt zu dem, wovon ich Rettung sowol für dich, als mich hoffen kann; und wenn du dieses thust, will ich mich dir dankbar erweisen, solange ich lebe."

Die Ratze sagte: "Ich will denn zu dir hingehen und alle deine Bande, bis auf eine, zerschneiden; das will ich übrig lassen, um mein Leben vor dir zu sichern." — Darauf fing sie an, ihre Bande abzunagen; und da die Eule und das Hermelin sahen, daſs sich die Ratze der Katze näherte, gaben sie die Hoffnung ihrer auf und zogen ab. Da die Ratze sehr saumselig im Zerschneiden der Bande Rumis war, sagte diese zu ihr: "Warum eilst du nicht, mir die Bande zu zerschneiden? Du hast nun deinen Zweck erreicht und bist aus der Falle errettet, worin du warst, zeigst dich aber langsam in der Beförderung meines Wohles. Also handeln nicht die Rechtlichen; denn der Edle eilt, seine Pflicht gegen seinen Freund zu erfüllen. Nun hast du von unserer Freundschaft schon den Nut-

zen und Vortheil gehabt, welchen du siehst, du mufst es mir daher vergelten und nicht mehr an die Feindschaft denken, welche zwischen uns gewesen ist. Der Friede, den wir geschlossen haben, mufs dieses vergessen machen, ohne von dem Edeln und Verdienstlichen der Treue und den schlechten Folgen des Verrathes zu reden. Der Edle ist dankbar ohne Groll; eine einzige Wohlthat läfst ihn mannigfaltige Beleidigungen vergessen. Man pflegt zu sagen: "Keine Strafe trifft schneller, als die des Verrathes; und derjenige, der kein Mitleiden hat, noch verzeiht, wenn man sich vor ihm demuthigt und um Verzeihung bittet, ist ein Verräther."

Die Ratze sagte: "Der Freunde gibt es zweierlei, freiwillige und gezwungene; beide suchen Vortheil und hüten sich vor Schaden; allein anlangend den freiwilligen, da kann man sich in jedem Falle an ihn wenden und auf ihn bauen; an den gezwungenen hingegen mufs man sich nur in einigen Fällen wenden, und in andern sich vor ihm hüten; und der Verständige unterläfst nie, einige seiner Bedürfnisse zum Pfande zu nehmen, um sich vor demjenigen zu sichern, was er zu befürchten und zu befahren haben möchte. Der Zweck der Verbindung, welche ein solcher eingeht, ist nur die Erreichung eines augenblicklichen Vortheiles und die Erfüllung seiner Hoffnung. Ich leiste dir Treue in dem, was ich für dich thue; ich mufs mich aber vor dem hüten, was ich von dir zu befürchten habe, um demjenigen von dir zu entgehen, was wir von Andern befürchteten und was mich Frieden mit dir schliefsen und dich mein Anerbieten annehmen liefs. Jede Handlung hat ihre Zeit, und was nicht zur gelegenen Zeit geschieht, erreicht nicht seinen Zweck. Ich will alle deine Bande zerschneiden, bis auf ein einziges; das will ich zum Pfande von dir haben und es nicht abschneiden, bis in dem Augenblicke, wann ich weifs, dafs du an etwas anderes zu denken hast, als an mich; und das geschieht, sowie ich den Jäger sehe." — Darauf machte sich die Ratze daran, die Bande der Katze abzuschneiden; und während sie damit beschäftigt war, siehe! da kam der Jäger.

Die Katze sagte nunmehr zu ihr: "Nun gilt es meine Bande abzuschneiden."

Die Ratze nagte mit allem Fleifse, so dafs die Katze, sobald jene fertig war, in den Baum hinaufsprang aus Furcht vor dem Jäger, und die Ratze in ein Loch schlüpfte. Nunmehr kam der Jäger, nahm sein zerschnittenes Netz und ging von dannen mit getäuschter Hoffnung. Darnach kam die Ratze heraus, fürchtete sich aber vor der Katze. Diese redete sie also an: "O theurer Freund und Wohlthäter! Was hält dich ab, dich mir zu nahen, dafs ich dir die grofse Wohlthat lohne, die du mir erwiesen? Komm' her zu mir und weigere dich nicht meiner Gesellschaft; denn, wer einen Freund gewählt und den Umgang mit ihm abbricht und die Freundschaft aufhebt, ein solcher versagt sich die Früchte seiner Freundschaft, und seine Brüder und Freunde zweifeln daran, ihm nutzen zu können. Deine Wohlthat gegen mich ist keineswegs vergessen; und du sollst Erkenntlichkeit dafür bei mir, meinen Brüdern und Freunden suchen und gann und gar nicht vor mir bange seyn; sondern wisse, dafs alles, was ich habe, dir zu Diensten steht." Darauf schwur sie und betheuerte die Aufrichtigkeit ihrer Rede.

Die Ratze entgegnete ihr also: "Oftmals ist die Freundschaft, welche an den Tag gelegt wird, im Grunde verhohlne Feindschaft, und diese ist gefährlicher, als die erklärte. Wer sich nicht davor hütet, dem ergeht es, wie dem Manne, der auf dem Zahne eines brunsterhitzten Elephanten reitet und in Schlaf fällt; er wird erwachen unter dem Hufe des Elephanten, der auf ihn tritt und ihn tödtet. Der Freund trägt nur den Namen des Freundes, weil man Vortheil von ihm hofft; und der Feind heifst nur Feind, weil man Schaden von ihm fürchtet. Wenn der Verständige Vortheil von seinem Feinde hofft, legt er Freundschaft gegen ihn an den Tag; und befürchtet er Schaden von seinem Freunde, zeigt er ihm Feindschaft. Siehst du nicht, wie man die Weibchen unter dem Vieh behandelt in der Hoffnung ihrer Milch? und wenn diese aufhört, kümmert man sich nicht weiter um sie. Oftmals ist

etwas von dem, was Freunde vereinigt hat, wiederum Ursache ihrer Trennung, ohne dafs sie doch Böses von einander befürchten, wenn sie nämlich im Grunde keine Feinde sind. Allein derjenige, der von Natur eine angeborne Feindschaft hegt und in der Folge in einem Falle der Noth Freundschaft stiftet, durch jene dazu bewogen, dessen Freundschaft hört wieder auf, sobald die zwingende Noth vorbei ist, und verkehrt sich wieder in Feindschaft; und er wird derjenige, welcher er vorher war, gleichwie das Wasser, das von Feuer erwärmt wird; wenn es von diesem weggenommen wird, erkaltet es wieder. Nun habe ich keinen gefährlicheren Feind, als dich. Ein Fall der Noth zwang uns, den Frieden zu schliefsen, welchen wir schlossen. Nun hat der Grund aufgehört, warum du meiner und ich deiner bedurfte, und ich fürchte, dafs mit dem Aufhören desselben die Feindschaft zurückgekehrt ist; und es gedeiht nicht dem Schwachen, dem starken, noch dem geringen dem mächtigen Feinde zu nahen. Ich weifs nicht, dafs du meiner in irgend einem Stücke bedürfest, es müfste denn seyn, dafs du wünschtest, mich zu fressen; ich kann mich daher nicht auf dich verlassen. Dagegen weifs ich, dafs der Schwache, der sich vor seinem starken Feinde hütet, der Rettung näher ist, als der Starke, der sich von dem Schwachen übertölpeln läfst und sich ihm freundlich erweist. Der Verständige schliefst Frieden mit seinem Feinde, wenn er dazu gezwungen wird, und versöhnt sich mit ihm, legt Liebe gegen ihn an den Tag und zeigt sich freundlich gegen ihn, wenn es nicht anders seyn kann. Allein er eilt auch, sich von ihm loszumachen, wenn er Gelegenheit dazu findet. Und wisse, dafs von demjenigen, der sich schnell versöhnen läfst, nicht gesagt wird, dafs er fehle, und dafs der Verständige sich treu gegen den Feind zeigt, mit welchem er Frieden geschlossen, in dem, was er sich für ihn vornimmt; allein nicht gänzlich verläfst er sich auf ihn und ist seines Lebens nicht sicher, wenn er ihm nahet, sondern entfernt sich von ihm, so weit er kann. Ich liebe dich auf Abstand, und wünsche, du möchtest lange und glücklich leben, etwas, so ich dir ehemals nicht

wünschte; auch sey es dir nicht darum zu thun, mir meine Handlung anders, als auf dieselbe Weise zu lohnen, da keine Möglichkeit da ist, dafs wir mit einander umgehen können. Lebe wohl!" —

Ende des Capitels von der Ratze und der Katze.

Achtes Capitel.

Der König und der Vogel Fenseh.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun diese Fabel gehört; erzähle mir eine andre von rachsüchtigen Leuten, die sich vor einander hüten müssen."

Bidpai sagte: "Man erzählt, dafs ein indischer König war, Namens *Beridun*, der einen Vogel hatte, Fensch geheifsen, der ein Junges hatte. Dieser Vogel und sein Junges redeten überaus gut, und der König war ganz in sie eingenommen; er befahl, dafs sie zu seiner Gemahlin gebracht würden, und gebot ihr, derselben wohl zu warten. Nun begab es sich, dafs die Königin ein Knäblein gebar. Das Vöglein ging mit diesem um; und da beide klein waren, spielten sie mit einander. Fensch entflog jeden Tag auf den Berg und brachte eine Art unbekannte Frucht mit, wovon er dem Königssohne die eine und seinem Jungen die andre Hälfte gab. Dies beförderte sehr ihr Wachsthum. Seine Sorgfalt für sie wurde dem Könige kund, und er achtete, ehrte und liebte Fensch noch mehr, bis es eines Tages sich begab, während Fensch abwesend war, um Früchte zu sammeln, und sein Junges auf dem Schofse des Knaben safs, dafs dieses seinen Unrath auf ihn fallen liefs. Darob entrüstete sich der Knabe, nahm das Vöglein und schleuderte es an den Boden, dafs es starb. Als nun darnach Fensch kam und sein Junges erschlagen fand, schrie er, ward trau-

rig und sagte: "Scheusale unter den Königen sind diejenigen, welche nicht Wort noch Gelübde halten; wehe denjenigen, welche so unglücklich sind, mit Königen zu verkehren, denen nichts heilig ist, die niemanden lieben und niemanden hervorziehen, als wenn ihnen nach seinem Vermögen gelustet und wenn sie seiner Einsichten bedürfen. Aus dieser Ursache ehren sie ihn; wenn sie aber ihren Zweck erreicht haben, dann findet keine Liebe, keine Freundschaft, keine Wohlthat, keine Verzeihung der Fehler, keine Kenntnifs des Rechten mehr Statt. Sie sind gleifsnerische Verbrecher, betrachten ihre eigenen grofsen Verbrechen als ein Nichts und sehen Kleinigkeiten für grofs an, wenn sie ihren Launen widerstreiten. In diese Classe gehört dieser Undankbare, Unbarmherzige, der seinen Freund und Bruder verrathen hat." — Darauf sprang er dem Knaben ins Gesicht und hackte ihm die Augen aus. Alsdann flog er weg und setzte sich auf das Dach des Hauses. Da dieses dem Könige zu Ohren kam, ward er über die Mafsen traurig. Er wünschte nun, dem Vogel Fallstricke zu legen. Er stellte sich nahe bei ihm hin, redete ihn an und sagte: "Sey nur ruhig, o Fensch, und komme herab!"

Dieser sagte: "O König, der Verräther wird wegen seines Verrathes gestraft; entgeht er auch der Strafe hier, so entgeht er ihr doch nicht dort; aber da erreicht ihn die Vergeltung, ja die strengste Vergeltung. Dein Sohn hat meinen Sohn verrathen; ich habe ihn aber gestraft."

Der König sagte: "Ja, bei meinem Leben! wir haben allerdings Verrath an deinem Sohne geübt, allein du hast dich an uns gerächet, so dafs weder du etwas von uns, noch wir von dir zu fordern haben. Kehre daher nur ruhig zurück."

Fensch sagte: "Nimmer kehre ich zurück zu dir. Die Klugen vermeiden, dem Rachsüchtigen zu nahen; und deines Feindes Schmeicheln, Freundlichkeit und Ehrenbezeugungen gegen dich werden nur deine Furcht vor ihm und deine schlechten Gedanken von ihm vermehren; denn gegen deinen rachsüchtigen Feind findest du keine gröfsere Sicherheit, als wenn du ihn fürchtest, und keine edlere, als wenn du dich von ihm entfernst; sich vor ihm hüten ist das beste. Man hat vor Alters

gesagt: "Der Kluge betrachtet seine Eltern als Freunde, seine Brüder als Genossen, seine Weiber als Gesellschafterinnen, seine Söhne als Denkmale, seine Töchter als Widersacherinnen, seine Sippen als Schuldner; allein sich selbst betrachtet er als einsam." Ich bin einsam, vereinzelt, fremd und verstofsen, und von euch habe ich als Zehrpfennig eine schwere Last von Sorge erhalten, die mir niemand tragen hilft; ich ziehe denn hinweg und wünsche dir, wohl zu leben."

Der König sagte: "Dafern du nicht zufrieden gewesen wärest mit unserer Aufführung gegen dich, und deine Aufführung gegen uns wäre nicht veranlasset worden durch Verrath von unserer Seite, dann verhielte es sich so, wie du sagst; aber siehe! wir waren es ja, die da anfingen. Was für einen Fehler hast du denn begangen? und was verbietet dir, Vertrauen auf uns zu setzen? Komme her! Kehre um! Du kannst ganz sicher seyn."

Fenech sagte: "Wisse, dafs der Hafs in den Herzen einen festen, wiewol traurigen Wohnsitz gründet, und dafs die Zunge nicht Wahrheit von dem Herzen redet; von dem Herzen ist das Herz ein sichrerer Zeuge, als die Zunge. Nun weifs ich, dafs mein Herz nicht mit deiner, noch deines mit der meinigen zeugt."

Der König sagte: "Weifst du nicht, dafs Hafs und Feindschaft unter vielen Menschen Statt findet? Wer aber verständig ist, strebt mehr darnach, den Hafs zu ersticken, als zu hegen."

Fenech sagte: "Das mag wol so seyn, wie du sagst; allein der Kluge mufs gleichwol nicht glauben, dafs der haferfüllte Rachsüchtige das vergifst, wodurch seine Rache angefacht worden, noch sie sich aus dem Sinne schlägt; der Kluge hütet sich vor Ränken, Trug und List und weifs, dafs viele Feinde nicht durch Gewalt und Macht besiegt, sondern durch Gewandtheit und Fügsamkeit gefangen werden, gleichwie der wilde Elephant durch den zahmen gefangen wird."

Der König sagte: "Der edle Verständige gibt seinen Umgang nicht auf, bricht seine Freundschaft nicht ab und entschlägt sich nicht der angenehmen Erinnerungen, wäre er auch

für sein Leben besorgt. Allein diese Gesinnung findet man nur bei dem gemeinsten Viehe. Du weifst ja, dafs die Gaukler mit den Hunden spielen; darnach schlachten und essen sie dieselben, während der Hund, welchem sie lieb sind, zusieht; und doch verläfst er sie nicht; denn er hat sie lieb."

Fenech sagte: "Der Hafs ist fürchterlich, wo man ihn auch findet; allein am fürchterlichsten und stärksten ist, was in den Herzen der Könige wohnt; denn die Könige sind der Rachsucht ergeben und betrachten Verfolgung und Trachten nach Rache als Ehre und Ruhm. Allein der Verständige läfst sich nicht täuschen durch die Ruhe des Hasses, wenn er stille ist. Hafs im Herzen, wenn er nicht zum Ausbruche kommen kann, ist nur wie Kohlen unter der Asche, denen es an Holz fehlt; und der Hafs forscht unablässig nach einer Gelegenheit, gleichwie das Feuer das Holz sucht; und wenn er eine Gelegenheit gefunden hat, lodert er auf, gleichwie das Feuer, und wird nicht gelöscht durch begütigende Worte, nicht durch Höflichkeit, nicht durch Nachgiebigkeit, nicht durch Demuth, nicht durch Unterwerfung, nicht durch Versuche zur Versöhnung, nicht durch irgend etwas, als durch den Untergang der Verfolgten, wiewol der Beleidiger oftmals wünschen mag, den Beleidigten zu vermögen, zurückzukehren um des Vortheiles und der Sicherheit willen, welche er dadurch hofft sich verschaffen zu können. Ich bin aber zu schwach, um etwas auszurichten, wodurch deine Gesinnung verändert werden möchte. Wäre auch dein Sinn mir so zugewendet, wie du sagst, könnte es mir doch nicht nutzen; denn ich würde doch nicht unterlassen, zu sorgen, zu fürchten und zu argwöhnen, solange wir beisammen wären. Hier ist darum nichts anders zu thun, als uns zu trennen, und als dafs ich von dir Abschied nehme."

Der König sagte: "Du weifst ja, dafs niemand jemanden weder Schaden noch Vortheil zuzuwenden vermag, und dafs nichts, es sey klein oder grofs, jemanden trifft, als nach der Fügung des Schicksales, und gleichwie weder Schöpfung, Geburt noch Beharrlichkeit von den Geschöpfen abhängt, so auch nicht Aufhören oder Vernichtung. Es lastet sonach keine Schuld auf dir wegen deines Benehmens gegen meinen Sohn, und auch

gesagt: "Der Kluge betrachtet seine Eltern als Freunde, seine Brüder als Genossen, seine Weiber als Gesellschafterinnen, seine Söhne als Denkmale, seine Töchter als Widersacherinnen, seine Sippen als Schuldner; allein sich selbst betrachtet er als einsam." Ich bin einsam, vereinzelt, fremd und verstoßen, und von euch habe ich als Zehrpfennig eine schwere Last von Sorge erhalten, die mir niemand tragen hilft; ich ziehe denn hinweg und wünsche dir, wohl zu leben."

Der König sagte: "Dafern du nicht zufrieden gewesen wärest mit unserer Aufführung gegen dich, und deine Aufführung gegen uns wäre nicht veranlasset worden durch Verrath von unserer Seite, dann verhielte es sich so, wie du sagst; aber siehe! wir waren es ja, die da anfingen. Was für einen Fehler hast du denn begangen? und was verbietet dir, Vertrauen auf uns zu setzen? Komme her! Kehre um! Du kannst ganz sicher seyn."

Fenech sagte: "Wisse, daſs der Haſs in den Herzen einen festen, wiewol traurigen Wohnsitz gründet, und daſs die Zunge nicht Wahrheit von dem Herzen redet; von dem Herzen ist das Herz ein sichrerer Zeuge, als die Zunge. Nun weiſs ich, daſs mein Herz nicht mit deiner, noch deines mit der meinigen neugt."

Der König sagte: "Weiſst du nicht, daſs Haſs und Feindschaft unter vielen Menschen Statt findet? Wer aber verständig ist, strebt mehr darnach, den Haſs zu ersticken, als zu hegen."

Fenech sagte: "Das mag wol so seyn, wie du sagst; allein der Kluge muſs gleichwol nicht glauben, daſs der haſserfüllte Rachsüchtige das vergiſst, wodurch seine Rache angefacht worden, noch sie sich aus dem Sinne schlägt; der Kluge hütet sich vor Ränken, Trug und List und weiſs, daſs viele Feinde nicht durch Gewalt und Macht besiegt, sondern durch Gewandtheit und Fügsamkeit gefangen werden, gleichwie der wilde Elephant durch den zahmen gefangen wird.

Der König sagte: "Der edle Verständige gibt seinen Umgang nicht auf, bricht seine Freundschaft nicht ab und entschlägt sich nicht der angenehmen Erinnerungen, wäre er auch

für sein Leben besorgt. Allein diese Gesinnung findet man nur bei dem gemeinsten Viehe. Du weifst ja, dafs die Gaukler mit den Hunden spielen; darnach schlachten und essen sie dieselben, während der Hund, welchem sie lieb sind, zusieht; und doch verläfst er sie nicht; denn er hat sie lieb."

Fenech sagte: "Der Hafs ist fürchterlich, wo man ihn auch findet; allein am fürchterlichsten und stärksten ist, was in den Herzen der Könige wohnt; denn die Könige sind der Rachsucht ergeben und betrachten Verfolgung und Trachten nach Rache als Ehre und Ruhm. Allein der Verständige läfst sich nicht täuschen durch die Ruhe des Hasses, wenn er stille ist. Hafs im Herzen, wenn er nicht zum Ausbruche kommen kann, ist nur wie Kohlen unter der Asche, denen es an Holz fehlt; und der Hafs forscht unablässig nach einer Gelegenheit, gleichwie das Feuer das Holz sucht; und wenn er eine Gelegenheit gefunden hat, lodert er auf, gleichwie das Feuer, und wird nicht gelöscht durch begütigende Worte, nicht durch Höflichkeit, nicht durch Nachgiebigkeit, nicht durch Demuth, nicht durch Unterwerfung, nicht durch Versuche zur Versöhnung, nicht durch irgend etwas, als durch den Untergang der Verfolgten, wiewol der Beleidiger oftmals wünschen mag, den Beleidigten zu vermögen, zurückzukehren um des Vortheiles und der Sicherheit willen, welche er dadurch hofft sich verschaffen zu können. Ich bin aber zu schwach, um etwas auszurichten, wodurch deine Gesinnung verändert werden möchte. Wäre auch dein Sinn mir so zugewendet, wie du sagst, könnte es mir doch nicht nutzen; denn ich würde doch nicht unterlassen, zu sorgen, zu fürchten und zu argwöhnen, solange wir beisammen wären. Hier ist darum nichts anders zu thun, als uns zu trennen, und als dafs ich von dir Abschied nehme."

Der König sagte: "Du weifst ja, dafs niemand jemanden weder Schaden noch Vortheil zuzuwenden vermag, und dafs nichts, es sey klein oder grofs, jemanden trifft, als nach der Fügung des Schicksales, und gleichwie weder Schöpfung, Geburt noch Beharrlichkeit von den Geschöpfen abhängt, so auch nicht Aufhören oder Vernichtung. Es lastet sonach keine Schuld auf dir wegen deines Benehmens gegen meinen Sohn, und auch

spendet wird; das schlechteste Kind dasjenige, das seinen Eltern widerspänstig und ungehorsam ist; der schlechteste Bruder ist derjenige, der sich seines Bruders in Widerwärtigkeit und Noth entschlägt; der schlechteste König ist derjenige, welcher von dem Unschuldigen gefurchtet wird und nicht unablässig für die Sicherheit seiner Unterthanen sorgt; und das schlechteste Land ist dasjenige, worin es keine Wohlfeilheit noch Sicherheit gibt. Nun ist für mich keine Sicherheit bei dir, o König! und ich kann in deiner Nähe nicht geruhig seyn." — Darauf nahm er Abschied vom Könige und flog von hinnen. — Dies ist die Fabel von den Rachsüchtigen, die sich nicht auf einander verlassen dürfen."

Ende des Capitels von dem Könige und dem Vogel.

Neuntes Capitel.

Der Löwe und der fromme Fuchs.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun diese Fabel gehört; erzähle mir sofort eine von dem Könige, welcher sich mit demjenigen zu versöhnen sucht, welcher Strafe ohne Verschulden erlitten hat und ohne Ursache gemifshandelt worden ist!"

Der Philosoph sagte: "Der König, welcher sich nicht mit demjenigen zu versöhnen sucht, welchen er, es sey für oder ohne ein Verschulden, es sey, dafs er gefehlt habe oder nicht, gemifshandelt hat, schadet seinen Angelegenheiten. Der König mufs aber die Lage desjenigen beachten, welchem solches begegnet, und sich Kunde von seinen guten Seiten verschaffen; und dafern er ein solcher ist, auf dessen Klugheit und Redlichkeit man bauen kann, dann mufs der König suchen, ihn zu versöhnen; denn die Festigkeit des Reiches wird lediglich durch die klugen erhalten, als da sind die Minister und Beamten; und von den Ministern und Beamten hat man keinen Nutzen, als durch ihre Liebe und Redlichkeit. Liebe und Redlichkeit wird bei niemandem gefunden, als bei den Klugen und Uneigennützigen. Der Geschäfte der Fürsten sind viele, und er bedarf vieler Arbeiter und Gehulfen; aber derjenigen, welche, wie ich sagte, Redlichkeit und Uneigennutzigkeit vereinen,

sind wenige. Eine Fabel davon ist die Fabel von dem Löwen und dem Fuchse."

Der König sagte: "Wie lautet die?"

Der Philosoph sagte: "Man erzählt, dafs ein Fuchs in einer Höhle wohnte und in Frömmigkeit und Enthaltsamkeit unter Schakalen, Wölfen und Füchsen lebte. Er handelte nicht wie sie; er erregte keine Eifersucht, wie sie, vergofs kein Blut und afs kein Fleisch. Jene Thiere haderten mit ihm und sagten: "Wir sind mifsvergnügt mit deinem Verhalten und deiner Denkweise, nach welcher du so fromm bist, da dir doch deine Frömmigkeit nichts nutzt; du kannst ja nicht anders werden, als einer von uns; folge denn unserem Triebe und handle wie wir! Was hindert dich, Blut zu geniefsen und Fleisch zu fressen?"

Der Fuchs sagte: "Meine Gesellschaft mit euch kann mir nicht zum Verbrechen gereichen, wenn ich mich selber keines schuldig mache; denn das Verbrechen beruht nicht auf Ort und Gesellschaft, sondern auf Herz und Handlungen. Wenn sich der Gute an einem Orte aufhält, ist seine Handlung allda gut, und wenn sich der Böse an einem Orte aufhält, ist seine Handlung allda böse. Sonst würde derjenige, welcher den Frommen in seinem Zimmer tödtet, frei von Schuld seyn, und derjenige, welcher seines Lebens auf dem Kampfplatze schont, ein Verbrechen begehen. Ich bin nur euer Genosse durch meine Person, keineswegs durch mein Herz und meine Handlungen; denn ich kenne die Früchte der Handlungen."

Der Fuchs beharrete also in diesem seinem Verhalten und ward so berühmt wegen seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, dafs sie sogar einem Löwen zu Ohren kam, welcher König in dieser Gegend war. Diesem gefiel das wohl und was er von seiner Enthaltsamkeit, Mäfsigkeit, Redlichkeit und Rechtschaffenheit hörte, und er sandte einen Boten, um ihn zu bitten, zu ihm zu kommen. Sobald der Fuchs gekommen war, redete er ihn gar freundlich an und bat ihn nach Verlauf einiger Tage, sein Hausfreund zu seyn, und sagte: "Du weifst, dafs meine Arbeiten zahlreich und meine Gehülfen von mancherlei Art sind; nichts desto weniger bedarf ich doch der Gehülfen. Nun

ist mir deine Enthaltsamkeit zu Ohren gekommen und ich habe dich sehr lieb gewonnen. Ich will dich zum Hauptverwalter meiner Geschäfte machen, dich zu einer hohen Würde erheben und dich unter meine vornehmen Hofleute aufnehmen."

Der Fuchs sagte: "Die Könige müssen wol Gehülfen wählen zu den Arbeiten und Geschäften, die ihnen Sorge machen; allein es ist doch am besten, dafs sie niemanden gegen seinen Willen damit beschweren; denn Unwillige können nichts zur Vollkommenheit bringen. Ich habe Unlust an den Geschäften des Fürsten und keine Erfahrung darin, verstehe auch nicht, dem Fürsten zu gefallen. Aber es ist ja, o König der Thiere, bei dir von mancherlei Thieren eine grofse Anzahl, unter welchen arbeitsame und starke sind, welche Lust zu den Geschäften haben, und welche sowol verstehen, es gut zu machen, als auch dem Fürsten zu gefallen. Dafern du dich ihrer bedienst, werden sie dir Nutzen gewähren und sich im Herzen dessen freuen, was ihnen wiederfährt."

Der Löwe sagte: "Nichts mehr davon; ich kann dich nicht der Geschäfte entheben."

Der Fuchs sagte: "Dem Fürsten dienen können nur zweierlei Arten Leute; und ich gehöre zu deren keiner. Es sind nämlich theils erbärmliche Schmeichler, welche Vortheile gewinnen durch ihre Verbrechen und sich durch Schmeicheln retten, theils Geringe, die niemand beneidet. Derjenige aber, der dem Fürsten mit Redlichkeit und Treue dienen will, ohne zugleich Schmeichler zu seyn, fährt selten gut; denn gegen ihn vereinigen sich beide des Fürsten Feinde und seine Freunde mit Feindschaft und Hafs; die Freunde wünschen sich seine Würde und sind ihm feindselig und hassen ihn um deren willen; die Feinde des Fürsten hassen ihn, weil er dem Fürsten guten Rath ertheilt und ihm nutzt. Und wenn sich beide Theile gegen ihn vereinigen, geht er seinem Untergang entgegen."

Der Löwe sagte: "Meine Hofleute werden dir keineswegs feindselig seyn, noch dich wegen deiner Denkweise hassen; denn du sollst bei mir seyn; ich werde dir beistehen und dich um deiner Gesinnung willen hoch in Ehren halten."

Der Fuchs sagte: "Wenn mir der König eine Wohlthat erzeigen will, lasse er mich in dieser Wüste bleiben, wo ich sicher, frei von Sorgen lebe und mich mit Wasser und Gras begnüge; denn ich weiss, dass der Freund des Fürsten in einer Stunde mehr Sorge und Furcht hat, als ein Anderer sein Lebenlang, und dass Weniges mit Sicherheit und Ruhe besser ist, als Vieles mit Furcht und Gefahr."

Der Löwe sagte: "Ich höre wol, was du sagst; du musst aber nicht bange seyn vor dem, wovor ich sehe dass du dich fürchtest. Du kannst dich ganz darauf verlassen, dass ich dir beistehen werde."

Der Fuchs sagte: "Dieweil der König es nicht anders haben will, leiste er mir denn das Versprechen, dass, wenn irgend einer seiner Freunde, entweder von denjenigen, die frömmer sind, als ich, und mich ihrer Würde halber fürchten könnten, oder von denjenigen, welche geringer sind, als ich, und Lust zu meiner Würde bekommen möchten, feindselig gegen mich gesinnt würde und einer von ihnen entweder selbst oder durch Andere etwas vor dem Könige nennete, wodurch sie ihn gegen mich aufreizen wollten, dass er sich dann in Hinsicht meiner nicht übereile, sondern sorgfältig erwäge, was ihm vorgebracht und wovon bei ihm geredet wird, und es genau untersuche. Kann ich mich einer solchen Behandlung von ihm versehen, dann will ich ihm mit Leib und Leben in dem beistehen, was er will, und für ihn ausrichten, was er mir auferlegt, mit Redlichkeit und Eifer, und höchlich darnach trachten, ihm keinen Anlass zu geben, mir nach dem Leben zu stehen."

Der Löwe sagte: "Dieses gelobe ich dir, und noch mehr."

Darauf setzte er ihn zum Verwalter seines Schatzes, zog ihn seinen übrigen Freunden vor und schätzte ihn über die Massen hoch. Als die Freunde des Löwen dieses sahen, reizte und schmerzte es sie, und sie sannen auf Ränke. — Der Löwe hatte etwas Fleisch zubereitet, was ihm gut däuchte, und befahl, dass man es wegbrächte und an dem sichersten und festesten Orte in seinen Vorrathsgebäuden verwahrete, um ihm wieder vorgesetzt zu werden. Dieses nahmen sie von seinem Orte und brachten es in das Haus des Fuchses und verbargen

es allda, ohne daſs er etwas davon wuſste. Darauf traten sie hervor, bereit zu leugnen, wenn etwas vorfiel.

Am Morgen darnach verlangte der Löwe sein Frühstück, nämlich jenes Fleisch. Man suchte darnach, fand es aber nicht. Der Fuchs wuſste nicht, was für Ränke gegen ihn geschmiedet worden. Diejenigen, welche solche angesponnen, kamen und setzten sich in der Versammlung. Als nun der König nach dem Fleische fragte und seine Fragen darnach eifrig wiederholte, sahen sie einander an, und einer von ihnen sagte in dem Tone eines ehrlichen Rathgebers: "Wir müssen kein Bedenken tragen, dem Könige zu berichten, was ihm schaden oder nutzen kann. Es ist mir zu Ohren gekommen, daſs der Fuchs derjenige ist, der das Fleisch in seine Wohnung hinweggetragen hat."

Ein Anderer sagte: "Ich habe es ihn nicht thun sehen; gehet aber nach und untersuchet! denn es ist eine schwere Sache, die Leute in Grund und Boden zu kennen."

Ein Anderer sagte: "Bei meinem Leben! es ist ja eine leichte Sache hinter das Geheimniſs zu kommen; ich glaube, ihr werdet, wenn ihr untersuchet, das Fleisch in dem Hause des Fuchses finden. Alles zeugt ja von seinen Fehlern und Umtrieben. Es ist unsre Pflicht, darauf aufmerksam zu machen."

Ein Anderer sagte: "Ja, wenn wir finden, daſs dieses sich so verhält, so ist es nicht allein Betrug, sondern obendrein Undankbarkeit und Hochverrath."

Ein Anderer sagte: "Ihr seyd redliche und biedere Leute; ich kann euch nicht für Lügner ansehen; es wird sich aber bald zeigen, wenn der König jemanden in sein Haus entsendet, um Untersuchungen vorzunehmen."

Ein Anderer sagte: "Will der König sein Haus durchsuchen, so thue er es bald; denn seine Späher und Kundschafter sind überall vertheilt."

Mit solchem und ähnlichem Gerede fuhren sie fort, bis es Eindruck auf den Löwen machte. Er lieſs den Fuchs rufen, und er kam. Der Löwe sagte zu ihm: "Wo ist das Fleisch, was ich dich verwahren hieſs?"

Er sagte: "Ich habe es dem Schaffner übermacht, damit er es dem Könige vorsetze."

Der König fragte nun den Schaffner, welcher zu der Rotte gehörte, die sich gegen den Fuchs verbündet hatte. Dieser sagte: "Er hat mir nichts übermacht."

Der Löwe schickte einen treuen Diener in das Haus des Fuchses, um es zu durchsuchen. Dieser fand jenes Fleisch daselbst und brachte es dem Löwen. Da trat hin zum Löwen ein Wolf, welcher nichts zuvor in dieser Sache geredet hatte und welcher bekannt war als einer jener Rechtlichen, die nicht von dem reden, was sie nicht wissen, ehe ihnen die Wahrheit klar geworden. Er sagte: "Dieweil der König hinter den Betrug des Fuchses gekommen ist, so verzeihe er ihm nicht; denn verzeiht er ihm, so wird der König in der Folge niemands Betrug und Verbrechen entdecken."

Der König befahl, den Fuchs hinwegzuführen und einzukerkern.

Einer derer, die bei dem Könige waren, sagte: "Ich wundere mich fürwahr über die Klugheit und Erfahrung des Königes, wie er in dieser Sache unschlüssig seyn kann, und seine Falschheit und seinen Betrug nicht einsieht. Ja, ich muss mich höchlich wundern, dass er ihm nach diesem Vorfalle verzeihen will."

Der Löwe sandte nunmehr ihrer Einen als Boten an den Fuchs, um seine Vertheidigung zu hören. Der Bote kehrte zurück mit einer falschen Urkunde, die er selbst erdichtet hatte. Darob ward der Löwe ergrimmt und befahl, den Fuchs zu tödten.

Da die Mutter des Löwen erfuhr, mit welcher Schnelligkeit er in dieser Sache handelte, schickte sie einen Boten an diejenigen, die den Befehl hatten, den Fuchs zu tödten, damit sie solches verschöben; worauf sie hineinging zu ihrem Sohne und sagte: "Mein Sohn, wegen welches Verbrechens hast du befohlen, den Fuchs zu tödten?"

Der Löwe erzählte ihr die Sache. Sie sagte: "Mein Sohn, du hast dich übereilt. Der Verständige entgeht der Reue nur dadurch, dass er sich vor Uebereilung hütet und mit Ueberle-

gung handelt. Wer sich übereilt, entgeht nicht, die Früchte der Reue und Thorheit zu ernten. Gewifsheit und Ueberlegung sind niemandem nöthiger, als dem Könige. Denn es ist das Weib abhängig von ihrem Manne, das Kind von seinen Eltern, der Schuler vom Lehrer, das Heer vom Feldherrn, der Mönch von der Religion, das Volk vom Könige, der König von der Gottesfurcht, die Gottesfurcht vom Verstande, und der Verstand von der Ueberzeugung und der Langmuthigkeit. Der Grund von allem ist Vorsicht; und der Grund der Vorsicht beim Könige ist die Kenntnifs seiner Leute, um sie nach ihrem Verdienste ansetzen zu können, und dem Einen gegen den Andern nicht zu leicht zu glauben; denn, wenn Einer von ihnen Anlafs findet, einen Andern zu stürzen, so thut er es. Nun hast du den Fuchs geprüft und seine Klugheit, Treue und Tugend kennen lernen. Du hast ihn unaufhörlich gerühmt und bist mit ihm zufrieden gewesen. Der König darf ihn nicht für einen Betrüger ansehen, nachdem er sich so zufrieden mit ihm gefühlt und solches Vertrauen in ihn gesetzt hat, wie auch nach einem solchen Betragen. Bis jetzt hat er keinen Trug von ihm erfahren, sondern lauter Redlichkeit und Rechtschaffenheit. Der König mufs darum nicht so voreilig gegen ihn verfahren um eines Stückchen Fleisches willen. Du mufst, o König, die Umstände des Raubes genauer erwägen, und du wirst einsehen, dafs er keine Schuld in Hinsicht des Fleisches hat, was du ihn verwahren hiefsest. Wenn der König Untersuchungen anstellt, wird er wahrscheinlich in Erfahrung bringen, dafs der Fuchs gerade diejenigen zu Feinden hat, welche mit dieser Sache zu thun gehabt haben, und dafs sie es sind, die das Fleisch in sein Haus gebracht und es dahin gelegt haben; denn, wenn der Geier ein Stück Fleisch in den Krallen hat, so sammeln sich die andern Vögel um ihn, und wenn der Hund einen Knochen erwischt hat, versammeln sich die andern Hunde um ihn. Bis auf diesen Tag hat der Fuchs immer Nützliches geleistet, alles Böse ertragen, wenn er dir einigen Vortheil hat zuwenden können, und sich jeder Mühseligkeit unterzogen, wenn er dir einige Ruhe hat verschaffen können, und nichts vor dir geheim gehalten."

Während die Mutter des Löwen also vor ihnen redete, kam Einer der Vertrauten des Löwen herein und unterrichtete ihn von der Unschuld des Fuchses.

Die Mutter des Löwen sagte: "Dieweil der König nun die Unschuld des Fuchses erfahren hat, mufs er denen keine Gnade angedeihen lassen, die ihn verleumdet haben, damit sie sich keiner That erfrechen, die noch schlimmer wäre; sondern er mufs sie strafen, damit sie es nicht öfter thun; denn der Verständige ist nicht im Geringsten nachsichtig gegen denjenigen, welcher undankbar ist gegen Wohlthaten, welcher Ränke übt und das Gute verwirft; und wer nicht an ein Leben nach diesem glaubt, wird die Wiedervergeltung seiner Handlungen erfahren. Ich kenne des Zornes Ungestüm und Voreiligkeit. Derjenige, der sich über etwas Geringes erzürnt, erreicht nicht sein Ziel im Grofsen. Das räthlichste für dich ist, dafs du dich mit dem Fuchse versöhnest und dich ihm gut erzeigest; und lasse die schlechte Behandlung, die er von dir erlitten, dich nicht verleiten, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; denn es gibt Menschen, die man in keinem Falle verlassen mufs, solche nämlich, deren Redlichkeit, edle Denkweise, Treue, Dankbarkeit, Zuverlässigkeit, Menschenliebe bekannt ist, welche frei sind von Hafs, entfernt davon, schaden zu wollen, und sich für Bruder und Freunde Beschwerlichkeiten, und wären es auch die gröfsten, unterziehen. Gegentheils gibt es auch solche, welche man verlassen mufs, diejenigen nämlich, deren Bosheit, Treulosigkeit, Undankbarkeit, Zweizüngigkeit, Unbarmherzigkeit, Gottlosigkeit, Leugnung der Belohnungen und Strafen im andern Leben bekannt ist. Du kennst den Fuchs und hast ihn geprüft, darum mufst du dich mit ihm versöhnen."

Der Löwe liefs nun den Fuchs rufen und bat ihn um Verzeihung für die Behandlung, die er erlitten hatte, that ihm gute Versprechungen, und sagte: "Ich bitte dich um Verzeihung, und setze dich wieder ein in deine Würde."

Der Fuchs sagte: "Der schlechteste Freund ist derjenige, welcher sich selber auf Kosten seines Bruders zu nutzen sucht, und welcher ihn nicht achtet, wie sich selbst, oder welcher

will, dafs er sich ihm gefällig erweise durch Ungerechtigkeit und dadurch, dafs er seinen Lüsten fröhnt. Dieses ereignet sich oftmals unter Freunden; und es ist bekannt, dafs ich also vom Könige behandelt worden bin. Er nehme es mir daher nicht übel, was ich ihm nun sagen will, dafs ich nemlich jetzt kein Vertrauen zu ihm hege, und nicht in seiner Gesellschaft seyn darf; denn die Könige müssen nicht mit demjenigen verkehren, welchen sie auf das härteste gestraft haben; auch dürfen sie ihn nicht ganz und gar vertrauen; denn, wenn der Gewaltige abgesetzt wird, mufs er in der Entfernung gehört und weit entfernt gehalten werden.

Der Löwe achtete nicht seiner Rede, sondern sagte darauf: "Ich habe deine Denkart und deinen Charakter kennen gelernt; ich habe deine Zuverlässigkeit, Treue und Redlichkeit geprüft, und ich kenne die Lügenhaftigkeit derer, die dich verleumdet haben. Ich sehe dich nun für den allerbesten und edelsten an, und eine einzige Wohlthat löscht dem Edeln das Andenken an viele schlechte Handlungen aus. Wir haben wieder Vertrauen gegen dich gefafst; fasse daher auch du Vertrauen gegen uns; denn wir werden nicht beiden wir und du uns darüber freuen und daran ergötzen!" — Der Fuchs übernahm nun wieder den Dienst, den er verwaltet hatte. Der König verdoppelte seine Ehrenbezeugungen gegen ihn; und dieser stieg immer höher in seiner Gunst."

Ende des Capitels von dem Löwen und dem Fuchse.

Zehntes Capitel.

Ilaz, Belaz und Iracht.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe diese Fabel gehört; erzähle mir nun, worin der König am meisten Ehre suchen, wodurch er am meisten seine Macht sichern und sein Reich befestigen müsse, durch Milde oder Tugend, Tapferkeit oder Freigebigkeit?"

Bidpai sagte: "Das beste Mittel, wodurch der König sein Reich sichern kann, ist in der That Milde, und dadurch wird seine Macht befestigt. Milde richtet über die Maßen viel aus und ist die edelste Eigenschaft der Könige, wie man denn erzählt, daß ein König war, Namens Belaz, welcher einen Minister hatte, Namens Ilaz, welcher ein frommer, gottesfürchtiger Mann war. Als der König einstmals in der Nacht schlief, hatte er im Schlafe nebt Träume, die ihn erschreckten. Er erwachte entsetzt und ließ die Braminen, das sind die Frommen, rufen, um seine Gesichte zu deuten. Als sie sich ihm dargestellt hatten, erzählte er ihnen, was er gesehen hatte.

Sie sagten alle: "Der König hat wundersame Dinge gesehen; dauern er uns eine Frist von sieben Tagen gestattet, werden wir die Deutung bringen."

Der König sagte: "Ich bewillige euch diese Frist."

Darauf giegen sie hinweg von ihm, versammelten sich bei einem von ihnen, hielten Rath mit einander und sagten: "Ihr habt eine wichtige Meldung erhalten, wodurch ihr Rache an euerm Feinde werdet bekommen können. Ihr wisset, dafs er gestern zwölf tausend der Unsrigen tödtete. Nun hat er uns seines Geheimnisses theilhaft gemacht und uns gebeten, seinen Traum auszulegen. Höret nun denn! lasset uns ihn hart anreden und sprechen, so dafs Angst und Furcht ihn dahin bringt, zu thun, was wir wollen und ihm gebieten." Lasset uns sagen: "Liefert uns eure Freunde aus, und diejenigen, welche ihr ehret, damit wir sie tödten; denn wir haben in unsern Büchern nachgeschlagen und gesehen, dafs das Unglück, welches du geschaut hast und worein du gerathen bist, nur dadurch abgewendet werden mag, dafs du diejenigen tödtest, die wir dir nennen werden." Wenn dann der König sagt: "Wen wollet ihr denn tödten? nennet mir sie!" so sagen wir: "Wir wollen die Königin Iracht haben, die Mutter des Dschavir, die hochgeehrte, die vornehmste deiner Frauen, und Dschavir, deinen liebsten und trefflichsten Sohn, und deinen edeln Neffen, und Haz, deinen Freund und Minister, und Kal, den Geheimschreiber, deinen Vertrauten, und dein unvergleichliches Schwert, und deinen weifsen Elephanten, welchen kein Pferd einholt, und das Rofs, auf welchem du reitest im Streite, und die beiden andern grofsen Elephanten, welche bei dem männlichen Elephanten sind, und das schnelle, starke Kamel, und den weisen, edeln, erfahrnen Kibariun, um uns zu rächen wegen dessen, was er uns gethan hat." Darauf wollen wir zu ihm sagen: "Du mufst diejenigen tödten, die wir dir genannt haben; giefse dann ihr Blut in einen Brunnen, fülle ihn und setze dich hinein, und wenn du dann herausteigest aus dem Brunnen, werden wir, Braminen-Schaaren von den vier Himmelsgegenden, uns versammeln, im Kreise um dich herumgehen, dich gegen Zauberei wahren, auf dich spucken, das Blut von dir abwischen und dich waschen mit Wasser und feinem Oele. Darauf magst du in dein leeres Haus gehen. Also wird Gott die Gefahr abwenden, welche wir für dich befürchten. Dafern du geduldig bist, o König, und dich dazu verstehen

kannst, dich von den Theuern zu trennen, die wir genannt haben, und dich durch sie loszukaufen, dann wirst du vom Unglücke errettet werden und dein Reich und deine Gewalt behalten, und du magst an jener Statt setzen, welche du willst. Thust du dieses nicht, fürchten wir, daſs dir dein Reich werde geraubt werden und du umkommest." Wenn er uns dann in demjenigen gehorcht, was wir ihm auferlegen, dann tödten wir ihn auf eine beliebige Weise."

Als sie in dem einig geworden waren, was sie berathschlagten, gingen sie wieder zu ihm am siebenten Tage und sagten zu ihm: "Wir haben, o König, in unsern Büchern nach einer Erklärung dessen gesehen, was du geschaut hast, und die Sache untersucht; wir sind dir aber, o erhabener, frommer König! Ehrfurcht schuldig, und können dir nicht anders, als bei verschlossenen Thüren melden, was wir gesehen haben."

Der König liefs diejenigen hinausgehen, welche bei ihm waren, und blieb allein mit ihnen. Sie trugen ihm dann vor, zu welchem sie einig geworden waren.

Er sagte darauf zu ihnen: "Der Tod ist mir lieber, als das Leben, wenn ich diejenigen tödten soll, welche ich eben so sehr achte, wie mich selber. Ich mag doch nicht dem Tode entrinnen; das Leben ist kurz, und ich bleibe nicht König immerdar. Trennung von den Lieben ist mir dasselbe wie Tod."

Die Examinen sagten: "Wenn du nicht zornig wirst, können wir dir sagen, daſs du nicht Recht hast, wenn du das Leben Anderer höher achtest, als dein eigenes; suche vielmehr dein Leben und Reich zu erhalten, und thue dieses, wodurch du gegründete Hoffnung der Sicherheit und Gewifsheit hast; freue dich deiner Herrschermacht unter den Grofsen deines Reiches, welche dein Ruhm und deine Ehre sind. Lasse nicht die wichtige Angelegenheit fahren, während du dich mit einer unbedeutenden beschäftigst, so daſs du dich selbst aus Achtung gegen diejenigen stürzest, welche du liebst. Wisse, o König, daſs der Mensch das Leben nur aus Liebe zu sich selbst liebt, daſs du nächst Gott dem Erhabenen, die Stütze deines Reiches bist, und daſs du dein Reich nur durch Widerwärtigkeiten und vielen Kummer in Monaten und Jahren er-

langt hast; du mufstest daher nicht verlassen noch geringschätzen. Höre aber unsere Rede, sorge für dich selbst und lasse alles Andere fahren: denn es ist nichts gefährlicher.

Da der König merkte, dafs die Brahminen harte Worte brauchten und dreist in ihrer Rede waren, wurde er sehr bekummert und betrübt, stand auf unter ihnen und wand und krümmte sich wie ein Fisch, der aus dem Wasser heraufgekommen ist, und fing an, also bei sich zu reden: "Ich weifs nicht, welches von den beiden Dingen für mich am meisten von Wichtigkeit ist, entweder mein Untergang, oder meine Lieben zu tödten. Ich werde doch nie mehr froh werden, solange ich lebe, und ich behalte nicht mein Reich auf ewige Zeiten. Die Regierung hat nichts Anziehendes für mich, ja ich leiste gern Verzicht auf das Leben, wenn ich nicht Furcht sehen darf. Wie mag meine Regierung bestehen, wenn mein Minister Hiz dahin ist? Wie werde ich meine Besitzungen vertheidigen können, wenn mein weifser Elephant und mein kühnes Rofs dahin sind? Wie wird man mich König nennen können, wenn ich diejenigen tödte, welche mir die Brahminen bezeichnet haben? Was soll ich in der Welt thun ohne sie?"

Die Nachricht von der Trauer und Sorge des königes verbreitete sich durch das Land; und da Hiz den Kummer und Trübsinn bemerkte, welcher über den König gekommen war, stellte er weise Betrachtungen an, erwog die Sache und sagte: "Es ziemt mir nicht, zum könige zu gehen und ihn um das zu fragen, was ihm zugestofsen, aufser wenn er mich ruft." — Darauf ging er zur Furcht und sagte: "Seit ich in die Dienste des königes kam und bis jetzt, hat er nichts unternommen, als nach meiner Anleitung und meinem Rathe. Allein ich sehe nunmehr, dafs er mir irgend etwas verhehlt; ich weifs nicht, worin es besteht, und sehe nicht, dafs er das Geringste davon verlauten läfst. Ich sah, dafs er allein war mit allen Brahminen vor einiger Zeit her, und war ausschlofs. Ich fürchte, er hat ihnen irgend eins seiner Geheimnisse offenbart, und ich bin nicht sicher, dafs sie ihm nicht etwas angerathen haben, das ihm schaden und wodurch er sich ein Unglück zuziehen kann. Stehe du auf und gehe hinein zu ihm, und frage

ihn um sein Befinden und seine Umstände. Gib mir sodann Bericht davon und erzähle es mir; denn ich kann nicht zu ihm hineingehen. Vielleicht haben ihm die Braminen etwas eingebildet und ihn zu einer schlechten Unternehmung bewogen; und ich weiß, daß es der Brauch der Könige ist, wenn sie zornig werden, niemanden zu fragen und erhebliche und unerhebliche Dinge gleich viel zu achten."

Iracht sagte: "Es hat sich ein kleiner Zwist zwischen mir und dem Könige erhoben; und ich gehe nicht zu ihm unter diesen Umständen."

Baz sagte: "Hege keinen Haß gegen ihn um dergleichen willen; schlage dir das aus dem Sinne! Es kann kein Anderer zu ihm hineingehen, als du. Ich habe ihn oft sagen hören: "Wenn mein Kummer groß ist und Iracht kommt zu mir, dann weicht er von mir." Gehe darum hin, verzeihe ihm und sage zu ihm, was du weißt, daß ihm gefallen und ihn den Sinn zerstreuen kann. Sage mir alsdann, was er antwortet; denn er ist unsre und des ganzen Reiches größte Hoffnung."

Iracht ging nun hinweg, kam herein zum Könige, setzte sich zu seinen Häupten und sagte: "Wie ist es dir, erhabener König? Was ist es, das du von den Braminen gehört hast, seit ich dich so sorgenvoll sehe? Sage mir, was dir fehlt. Wir müssen ja deinen Kummer theilen und dich trösten, so gut wir können."

Der König sagte: "Frage mich nicht, o Frau, nach meiner Lage. Du vermehrst nur meine Sorge und meinen Kummer. Das ist eine Sache, um welche du mich nicht fragen mußt."

Sie sagte: "Bin ich denn so tief gesunken in deinen Augen, daß ich dieses verdiene? Am meisten preist man wegen Verstandes den Mann, welcher, wenn er in Noth geräth, am besten seine Geistesgegenwart behält, und dem Rathe der Verständigen folgt, so daß er aus dieser Noth durch Klugheit, Verstand, Ueberlegung und Rath errettet werden kann. Selbst der größte Verbrecher zweifelt nicht an Gnade; versinke daher nicht in Sorge und Kummer. Das frommt nicht, sondern reibt den Körper auf und ermuthigt den Feind."

Der König sagte zu ihr: "Frage mich um nichts, du fällst mir damit nur lästig; und dasjenige, um welches du mich frägst, ist nichts Gutes; denn die Folge dessen ist mein und dein Untergang, wie vieler Einwohner des Reiches und Leute, welche ich gleich mir selber achte. Höre einmal! Die Braminen sagen, ich müsse kein Bedenken tragen, dich und viele derjenigen zu tödten, die mir theuer sind; und das Leben hat nichts Anziehendes ohne euch. Kann wol jemand solches hören, ohne in Kummer zu versinken?"

Da Iracht dieses hörte, erschrak sie; aber ihr Verstand verbot ihr, den König den Schrecken merken zu lassen; und sie sagte: "O König! Sey unbekümmert! Wir wollen dein Lösegeld seyn. Du hast ja unter meinen Altersgenossinnen und meinen gleichen Mädchen, an denen du Gefallen finden kannst. Allein ich will dich um etwas bitten, o König, was mich nur meine Liebe und Hochachtung gegen dich zu verlangen bewegen kann; ich habe einen guten Rath für dich."

Der König sagte: "Was ist das für einer?"

Sie sagte: "Ich bitte dich, daß du in Zukunft dich nicht auf die Braminen verlassest, ehe du deiner Sache gewiß bist, sondern dich öfter mit deinen Freunden berathest; denn Tödten ist eine wichtige Sache, und nicht vermagst du ins Leben zurückzurufen, welche du getödtet hast; und man sagt wie ein Sprichwort: "Wenn du eine Perle findest, die nichts taugt, wirf sie doch nicht weg, ehe du sie einem Kenner gezeigt hast." Du, o König, kennst nicht deine Feinde. Wisse, daß die Braminen dich nicht lieben, seit du gestern ihrer zwölf tausend tödtetest; und glaube nicht, daß diese verschieden sind von jenen. Du hättest, bei meinem Leben! ihnen deinen Traum nicht erzählen noch sie etwas davon merken lassen sollen. Was sie dir gesagt, haben sie vermöge des Hasses gesagt, welcher zwischen dir und ihnen obwaltet, ob sie vielleicht dich, deine Lieben und deinen Minister stürzen möchten, daß sie ihre Absicht mit dir erreichen können. Ich glaube, wenn du ihrem Rathe folgtest und diejenigen tödtetest, welche sie dir gerathen haben zu tödten, würden sie dich angreifen und dich vom Throne stoßen, damit die Gewalt wieder, wie zuvor,

in ihre Hände gerathe. Reise aber zu dem weisen Kibarium; das ist ein erfahrner und verständiger Mann. Erzähle ihm, was du in deinem Traume gesehen hast, und frage ihn darum und was er zu bedeuten hat."

Wie der König dieses hörte, löste sich auf der Kummer, der ihn gemartert hatte; er verlangte sein Pferd, sattelte es, bestieg es und ritt zu dem weisen Kibarium. Als er zu ihm gekommen war, stieg er ab von seinem Pferde, grüßte ihn ehrerbietig und blieb stehen, das Haupt zwischen seinen Händen niedergebeugt.

Der Weise sagte zu ihm: "Wie ist es dir, o König? Wie sehe ich dich so verändert?"

Der König sagte zu ihm: "Ich habe im Schlafe acht Träume gehabt, welche ich den Braminen erzählt habe; und ich fürchte, eine wichtige Begebenheit steht mir bevor nach der Deutung, welche ich sie meinen Träumen habe geben hören; und ich fürchte, ich verliere mein Reich oder werde vom Throne gestoßen."

Der Weise sagte: "Wenn es dir beliebt, kannst du mir deine Träume erzählen, oder, so du willst, werde ich sie dir erzählen und dir alles melden, was du gesehen hast."

Der König sagte: "Am liebsten aus deinem Munde."

Jener sagte: "Sey unbekümmert um diese Sache, o König, und fürchte nichts davon. Anlangend die beiden rothen Fische, welche du auf ihren Schwänzen stehen sahst, da wird zu dir ein Abgesandter des Königes von Himon mit zwei Kasten kommen, besetzt mit Perlen und Rubinen von vierhundert Pfunden Goldes an Werth, und sich dir darstellen. In Betreff der beiden Gänse, welche du hinter deinem Rücken daher fliegen, und sich vor dir setzen sahst, so werden zu dir vom Könige von Balch zwei Rosse kommen, die nicht ihres Gleichen auf Erden haben, und vor dich gestellt werden. Was die Schlange anlangt, welche du über deinen linken Fuß kriechen sahst, da wird zu dir vom Könige von Sendschin einer kommen, welcher sich dir darstellt mit einem Schwerte von reinem Stahle, dessen Gleichen nicht gefunden wird. Anlangend dein Blut, womit dein Körper gefärbt zu seyn schien, so kommt zu dir

vom Könige von Kaserun einer, der sich dir darstellt in wunderbaren Kleidern, in einem purpurnen Mantel, welcher im Finstern leuchtet. Daſs dir schien, du wüschest deinen Körper mit Wasser, bedeutet, daſs vom Könige von Ruschin einer zu dir kommen wird, welcher sich dir in königlichen leinenen Gewändern darstellt. In Ansehung dessen, daſs es dir schien, du seyest auf einem weiſsen Berge, so kommt vom Könige von Kildur einer, der sich dir darstellt mit einem weiſsen Elephanten, welchen kein Pferd einholt. Daſs du auf deinem Haupte etwas sahest, das dem Feuer glich, besagt, daſs vom Könige von Aracn einer kommt, welcher sich dir mit einer goldenen Krone darstellt, besetzt mit Perlen und Rubinen. Anlangend den Vogel, welcher seine Krallen in deinen Kopf einhackt, so erkläre ich dir es nicht jetzt. Es ist nichts, was dir schadet, und du mufst dich nicht davor fürchten; es bezieht sich aber auf etwas, welches einen, den du liebst, entrüsten und ihm unangenehm seyn wird. Dies ist die Deutung deiner Träume, o König! Was diese Gesandten und Boten anlangt, so werden sie alle binnen sieben Tagen zu dir kommen und sich dir darstellen."

Als der König dieses gehört hatte, nahm er ehrerbietig Abschied von Kibarima und reiste nach Hause. Nach sieben Tagen kamen die frohen Botschaften von der Ankunft der Gesandten. Der König ging hinaus und setzte sich auf den Thron, liefs die Grofsen sich einstellen und erhielt die Geschenke, von welchen der weise Kibarima ihm gesagt hatte. Da der König dieses sahe, ward er sehr verwundert und froh über die Weisheit Kibarimas, und sagte: "Ich that nicht wohl daran, daſs ich den Brauminen meinen Traum erzählte und sie mir jenes vorschrieben. Dafern nicht Gott der Hocherhabene in Gnaden auf mich hinabgesehen hätte, wäre ich selber umgekommen und hätte obendrein Andre in den Tod gesendet. Darum darf niemand jemanden hören, als seine verständigen Freunde. Iracht rieth mir zum Guten; ich hörte sie und bin dadurch glücklich geworden. Bringet die Geschenke zu ihr und lasset sie davon nehmen, was sie will!"

Darauf sagte er zu Ilaz: "Nimm die Krone und die Ge-

wänder, trage sie und folge mir mit ihnen in den Versammlungssaal der Frauen!"

Der König liefs Iracht und Hurkana, seine vornehmsten Frauen, vor sich rufen. Darauf sagte er zu Haz: "Lege die Gewänder und die Krone vor Iracht, damit sie wähle, was sie will!"

Die Geschenke wurden vor die Iracht gelegt, und sie nahm die Krone, und Hurkana nahm ein Gewand von den köstlichsten und schönsten Stoffen.

Es war des Königes Brauch, eine Nacht bei Iracht und eine Nacht bei Hurkana zu seyn, und die Frau, bei welcher er des Nachts war, pflegte ihm Reis mit Zucker zuzurichten und ihn damit zu bewirthen. Als nun der König der Ordnung nach bei Iracht war, und sie ihm den Reis zugerichtet hatte, trug sie die Schüssel vor ihn mit der Krone auf dem Haupte. Sobald Hurkana dies erfuhr, ward sie eifersüchtig und legte jenes Gewand an und ging vor den König, indem ihr Gewand nebst dem Glanze ihres Antlitzes wie die Sonne strahlte. Als der König sie sahe, nahm sie ihn ganz ein; er wandte sich zur Iracht und sagte: "Du warst eine Thörin, dafs du die Krone nahmst und dieses Gewand liegen liefsest, dessen Gleichen wir nicht unter unsern Schätzen haben."

Da Iracht des Königes Lob und ruhmende Rede über Hurkana hörte, wie, dafs er sie selbst eine Thörin nannte und ihren Verstand tadelte, ward sie eifersüchtig darüber und so erzürnt, dafs sie dem Könige mit der Schüssel an den Kopf schlug und der Reis ihm über das Gesicht hinabfloss. Der König erhub sich von seinem Platze, liefs Haz rufen und sagte zu ihm: "Siehe hier! wie diese Thörin mich, den Beherrscher der Welt, verunglimpft und mich behandelt hat. Führe sie hinweg und tödte sie ohne Barmherzigkeit."

Haz ging hinaus vom Könige und sagte: "Ich tödte sie nicht, ehe sein Zorn sich gelegt hat. Die Frau ist eine verständige, gebildete Königinn; es wird ihres Gleichen nicht unter den Weibern gefunden; allein der König ist nicht geduldig genug gegen sie, und sie hat ihn doch vom Tode errettet und manches gute Werk gethan; wir hoffen vieles von ihr. Ich fürchte, er wird noch einstmals sagen: "Warum verschobst du

nicht ihre Hinrichtung, damit sie sich mit mir hätte versöhnen können?" Darum tödte ich sie nicht, bis ich noch einmal die Gedanken des Königes über sie erforscht habe; und wenn ich sehe, daſs er reuig über dasjenige trauert, was er gethan, bringe ich sie lebend. Ich habe dann eine wichtige That gethan, Iracht vom Tode errettet, das Herz des Königes bewahrt und mich dadurch verdient um das Volk gemacht. Wenn ich dagegen sehe, daſs er vergnügt und gelassen ist, und billigt, was er gethan und befohlen hat, dann ist ihr Tod unvermeidlich."

Darauf führte er sie mit sich nach Hause und vertraute sie einem treuen Diener mit dem Befehle an, ihrer zu warten und sie zu hüten, bis er sähe, wie es mit ihrer Sache beim Könige ginge. Darauf färbte er sein Schwert mit Blut und ging hinein zum Könige mit einer betrübten und kummervollen Miene, und sagte: "O König, ich habe deinen Befehl an der Iracht vollzogen."

Der Zorn des Königes hatte sich gleich gelegt; er gedachte der Vollkommenheit und Schönheit der Iracht, und seine Trauer über sie war groſs; allein er fing an, sich über ihren Verlust zu trösten und sich hart anzustellen, und schämte sich überdies, den Ilaz zu fragen, ob er in der That seinen Befehl an ihr vollzogen hätte, oder nicht. Doch hoffte er nach Maſsgabe dessen, was er von dem Verstande des Ilaz kannte, daſs er es noch nicht gethan hätte. Ilaz sah ihn mit forschenden Blicken an und verstand seine Gedanken; worauf er sagte: "Sey unbekümmert und traure nicht, o König; denn Sorge und Kummer gedeihen nicht, sondern magern den Körper ab und zerstören ihn. Finde dich, o König, mit Geduld in dasjenige, über welches du keine Gewalt hast. Wenn es der König wünscht, werde ich ihm eine Geschichte erzählen, die ihn zerstreuen kann."

Er sagte: "Erzähle!"

Ilaz sagte: "Man erzählt, daſs zwei Tauben, ein Er und eine Sie, ihr Nest mit Weizen und Gerste füllten, und der Täuberich sagte zu ihr: "Solange wir auf dem Felde etwas zur Nahrung finden, wollen wir nichts von dem hier essen; kommt aber der Winter und ist nichts auf dem Felde, so wollen wir

wieder hieher zu demjenigen kommen, was in unserem Neste ist, und davon essen." Sie war darin einig mit ihm und sagte: "Ja, wie es dir däucht." — Nun war das Korn feucht, als sie es in ihr Nest legten. Darauf zog der Täuberich von dannen und war abwesend. Als der Sommer kam, trocknete das Korn und schwand ein. Als der Täuberich zurückkehrte, sah er, daß des Kornes weniger war, und er sagte zu ihr: "Waren wir nicht übereingekommen, nichts von dem zu essen? Warum hast du davon gegessen?" — Sie fing nun an, zu schwören, daß sie nichts davon verzehrt hätte und wies die Beschuldigung ab. Allein er glaubte ihr nicht und machte sich daran, auf sie loszuhacken, daß sie starb. Als nun der Regen kam und der Winter eintrat, wurde das Korn wiederum feucht und füllte das Nest, wie zuvor. Als der Täuberich dieses sah, reuete ihn seine That; er warf sich nieder neben seine Gattin und sagte: "Was frommt mir Korn und Leben ohne dich, wenn ich dich suche und dich nicht finden noch zu mir ziehen kann, wenn ich an dich denke und weiß, daß ich dir Unrecht gethan habe?" Nun genoß er weder Speise noch Trank, bis er an ihrer Seite starb. Also übereilt sich der Verständige nicht mit Züchtigen und Bestrafen, zumal wenn es Reue nach sich ziehen kann, gleichwie es den Täuberich reuete. Ich habe auch gehört, daß ein Mann mit einem Gefäße Linsen auf dem Kopfe einen Berg hinaufging und das Gefäß hinter sich setzte, um auszuruhen. Da stieg ein Affe von einem Baume hinab, nahm eine Hand voll Linsen und stieg wieder in den Baum hinauf; allein er verlor ein Körnlein aus seiner Hand, weshalb er hinabstieg, um es aufzulesen; allein er fand es nicht, und verstreute indessen alle die Linsen, welche er in der Hand hatte. Also hast du, o König, sechzehn tausend Weiber, deren du dich zu erfreuen unterlassest, und suchest nach einer, welche du nicht findest."

Wie der König dieses hörte, ward er besorgt, Iracht möchte schon umgekommen seyn, und sagte: "O Haz! hast du auf ein einziges Wort hin gleich ausgerichtet, was ich dir befahl? Hast du dich an ein einziges Wörtlein gehalten, was mir entschlüpfte, ohne Gewißheit in der Sache zu bekommen?"

Ilax sagte: "Derjenige, welcher bei seinem Worte beharrt, ist Gotte nicht unähnlich, dessen Wort nicht verändert, dessen Rede nicht gewandelt wird."

Der König sagte: "Du hast mich in Elend gestürzt und meine Traurigkeit auf das Aeuſserste gebracht, daſs du die Frucht tödtetest."

Ilax sagte: "Zweie haben Grund, zu sorgen: derjenige, welcher jeden Tag einen Frevel begeht, und derjenige, welcher nie etwas Gutes thut; denn ihre Freude und Wohlfahrt in der Welt ist nur gering; aber ihre Reue, wenn sie die Wiedervergeltung sehen, ist langwierig und nicht zu berechnen."

Der König sagte: "Ja, wenn ich die Frucht am Leben sähe, würde ich nimmer über etwas trauern."

Ilax sagte: "Zweie haben niemals Grund, zu trauern: derjenige, welcher sich jeden Tag des Guten befleiſsigt, und derjenige, welcher nie einen Frevel übt."

Der König sagte: "Ich werde denn nimmer mehr die Frucht sehen, wie ich sie gesehen habe."

Ilax sagte: "Zweie sehen nicht: der Blinde und der Unverständige. Gleichwie der Blinde nicht den Himmel, seine Sterne und die Erde sieht, noch was fern ist und nahe, so scheidet der Unverständige nicht das Schöne von dem Häſslichen, das Edle von dem Schlechten."

Der König sagte: "Oh! sähe ich die Frucht, wie froh würde ich dann seyn!"

Ilax sagte: "Zweie freuen sich: der Scharfsichtige und der Weise; gleichwie der Scharfsichtige sieht, was in der Welt ist, was für Vortheile und Mängel an den Dingen und was fern und nahe ist, so sieht der Weise die Tugend und das Laster; er kennt den Werth jenes Lebens; seines Heiles ist er sich deutlich bewuſst und er wandert auf dem geraden Wege."

Der König sagte: "Wir müssen uns, Ilax, von dir entfernen, uns versehen und hüten."

Ilax sagte: "Von Zweien muſs man sich entfernen: von demjenigen, welcher sagt: 'Nicht Tugend, nicht Laster, nicht Strafe, nicht Belohnung, nicht etwas von dem, was ich thue oder leide, beruht auf mich;' und von demjenigen, welcher sei-

nen Blick nicht von dem abwendet, was er nicht sehen darf, sein Ohr davon, Böses zu hören, seine Lust von dem Weibe seines Nächsten und sein Herz von der Begierde und dem Laster, wenn er geneigt seyn mag."

Der König sagte: "Meine Hand ist leer geworden; ich habe keine Frucht."

Ilaz sagte: "Drei Dinge sind leer: ein Fluss ohne Wasser, ein Land ohne König und ein Weib ohne Mann."

Der König sagte: "Du bist allzeit fertig im Antworten, Ilaz."

Ilaz sagte: "Dreie sind allzeit fertig im Antworten: der König, welcher gibt und austheilt von seinen Schätzen, das Weib, welches zu dem würdigen Manne geführt wird, den sie liebt, und der Weise, der sich den Guten befleifsigt." — Darauf sagte er, da er sah, dafs der König in seiner Meinung beharrte: "O König, die Frucht ist am Leben."

Wie der König dieses hörte, wurde er über die Massen froh und sagte: "Ich wurde von Zorn nur dadurch abgehalten, dafs ich deine Redlichkeit und die Aufrichtigkeit deiner Erzählungen kenne, und ich hoffte nach meiner Kunde von deiner Weisheit, dafs du die Frucht nicht getödtet hattest; denn, wenn sie auch kühn war und harte Worte fallen liefs, that sie es doch nicht aus Feindschaft oder um zu schaden; sondern sie that es aus Eifersucht; und dieses ist etwas, das ich meiden und worein ich mich finden mufs. Du aber, o Ilaz, wolltest mich auf die Probe stellen und mich in Zweifel über ihr Schicksal seyn lassen. Du hast mir nun die gröfste Wohlthat erwiesen, und ich bin dir sehr dankbar. Gehe hinweg und hole sie zu mir!"

Er ging hinweg vom Könige und kam zur Frucht. Er bat sie, sich zu schmücken. Das that sie. Darauf ging er mit ihr zum Könige. Als sie hereinkam, warf sie sich nieder vor ihm; darauf stand sie auf vor ihm und sagte: "Ich preise Gott den Hocherhabenen, ich preise den König, welcher mir Gnade erwies, da ich eine so grofse Sünde begangen hatte, dafs ich nicht verdiente, zu leben; ja, grofs ist seine Milde, sein Edelmuth und seine Gnade. Ich preise Ilaz, der meine Sache auf-

schob und mich vom Tode errettete durch seine Kunde von der Gnade, grofsen Milde, Güte, dem edlen Charakter und der Treue des Königes."

Der König sagte zu Haz: "Welch eine grofse Wohlthat hast du mir, der Iracht und dem ganzen Volke erwiesen, da du ihr Leben bewahrtest, nachdem ich befohlen hatte, sie zu tödten! Du bist es, der heute mir sie geschenkt hast. Nimmer werde ich aufhören, Vertrauen in deine Aufrichtigkeit und guten Rath zu setzen; ja ich achte und ehre dich jetzt noch höher. Du kannst nun schalten und walten in meinem Königreiche; thue, was dir gut däucht, befiehl, was du willst; ich übertrage es dir und setze mein Vertrauen in dich."

Haz sagte: "Gott lasse deine Regierung und Freude lange währen, o König! Ich verdiene kein Lob für dieses; denn ich bin ja nur dein Diener. Meine Bitte ist nur, dafs der König sich in keiner wichtigen Sache übereile, deren Ausführung ihn gereuen möchte und deren Folgen Sorge und Gram seyn könnten, zumal in Betreff einer so treuen, schamhaften Frau, deren Gleichen nicht gefunden wird auf Erden."

Der König sagte: "Du hast Recht, o Haz. Ich will deinem Rathe folgen. Ich will künftighin keine Handlung, weder eine kleine noch grofse, vornehmen, geschweige eine so wichtige Sache, wie diese, wo ich doch gut davon kam, ohne sie erwogen, genau betrachtet und geprüft, noch wohlgesinnte und verständige Leute um Rath gefragt zu haben."

Darauf pries der König das Verhalten des Haz und überantwortete ihm die Examinen, welche gerathen hatten, ihn zu tödten; und er liefs sie hinrichten.

Der König und die Grofsen des Reiches priesen Gott und rühmten den Kibarinn wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seiner grofsen Weisheit; denn durch seine Weisheit wurde errettet der König, sein trefflicher Minister und seine herrliche Gemahlin."

Ende des Capitels von Haz, Belaz und Iracht.

Eilftes Capitel.

Die Löwin, der Reiter und das Schakar.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe diese Fabel gehört; erzähle mir nun eine Fabel von demjenigen, welcher, wenn er seinem Nächsten schaden kann, es seyn läfst um des Schadens willen, welchen er selber leiden könnte, und weil ihn in diesem Falle jemand warnt und ihn abhält, Unrecht und Feindschaft gegen seinen Nächsten zu üben."

Der Philosoph sagte: "Niemand sucht Leuten zu schaden und ihnen wehe zu thun, als Thoren, Unverständige, Leute, welche die Folgen der Begebenheiten in der Welt und im andern Leben nicht gehörig erwägen, welche nicht einsehen, welcher Rache sie sich dadurch aussetzen und welche Strafe sie sich durch ihren unverständigen Gewinn zuziehen können. Und wenn auch einige von ihnen einem Theile der Strafe durch den Tod entgehen, welcher eintrifft, ehe sie die schädlichen Folgen ihrer Handlungen empfinden, so ergreifen die Strafen des andern Lebens sie mit so heftigen und entsetzlichen Schmerzen, wie weder Worte noch irgend eine Beschreibung auszudrücken vermag. Oftmals läfst auch der Thor sich warnen und wird gewitzigt durch den Schaden Anderer, und hütet sich, jemandem durch ähnliche Ungerechtigkeit oder Feindschaft zu beleidigen, und erntet in der Zukunft den Nutzen seiner Enthaltsamkeit. Ein Beispiel dessen ist die Erzählung von dem Löwen, dem Reiter und dem Schakar."

Der König sagte: "Wie lautet die?"

Der Philosoph sagte: "Man erzählt, dafs eine Löwin in

einem Walde war und zwei Junge hatte, welche sie einmal, als sie auf die Jagd ging, in der Höhle bleiben liefs. Da kam ihnen grade ein Reiter vorbei; er griff sie an, schofs auf sie und tödtete sie. Er zog ihnen darauf die Felle ab, band sie hinten auf dem Sattel und brachte sie mit sich nach Hause. Als sie darauf heimkehrte und zu sehen bekam, welch ein schreckliches Schicksal jene betroffen, wälzte sie sich auf dem Rücken und Bauche, schrie und heulte. Nun war neben an ein Schakar. Da es ihr Geschrei hörte, sagte es zu ihr: "Was machst du da? Was ist dir begegnet? Erzähle es mir!" — Die Löwin sagte: "Ein Reiter ist zu meinen beiden Jungen gekommen, hat sie getödtet, ihnen die Felle abgezogen, sie mit sich genommen und die Körper auf das Feld hingeschleudert." — Das Schakar sagte: "Schreie doch nicht, sondern sey billig und wisse, dafs dieser Reiter dir nichts anders gethan hat, als was du Andern zu thun pflegst, und wie du jeden Andern behandelst, der über seinen Sippen und Freund trauert, gleichwie du über deine beiden Jungen trauerst. Dulde daher von Andern, was Andere von dir dulden; denn man pflegt zu sagen: "Wie du richtest, wirst du gerichtet werden. Jede Handlung hat ihre Frucht in Belohnung oder Strafe, welche im Verhältnisse zu der Gröfse oder Geringfügigkeit jener stehen, gleichwie die Saat, wenn der Herbst kommt, im Verhältnisse zu dem steht, was gesäet ist." — Die Löwin sagte: "Erkläre mir, was du sagst, und setze es deutlich aus einander!" — Das Schakar sagte: "Wie lange hast du gelebt?" — Die Löwin sagte: "Hundert Jahre!" — Das Schakar sagte: "Wovon hast du gelebt?" — Die Löwin sagte: "Vom Fleische wilder Thiere." — Das Schakar sagte: "Wer hat dir es gegeben?" — Die Löwin sagte: "Ich bin auf die Jagd nach den wilden Thieren gegangen und habe sie verzehrt." — Das Schakar sagte: "Hast du denn nicht gesehen, dafs die wilden Thiere, welche du verzehrt hast, keine Väter noch Mütter gehabt haben?" — Sie sagte: "Ja, die haben sie gehabt." — Das Schakar sagte: "Wie habe ich denn jene Väter und Mütter nicht klagen hören, wie dich? Bist du nicht etwa in diese Lage gekommen, weil du die Folgen nicht ins Auge gefafst, sie wenig erwogen und dich

darum bekümmert hast, welchen Schaden sie nach sich ziehen konnten?" — Da die Löwin diese Rede des Schahars hörte, sah sie ein, daſs sie übel an sich selber gehandelt hätte, und daſs ihr Verfahren gewaltthätig und ungerecht gewesen sey. Sie hörte daher auf, auf die Jagd zu gehen, und statt Fleisches ass sie Früchte, wurde fromm und gottesfürchtig. Als eine Taube, welche sich in demselben Walde aufhielt und von Früchten lebte, dieses sah, sagte sie zu ihr: "Ich glaubte, daſs unsere Bäume allhier nicht trugen aus Mangel an Wasser; allein da ich nun sehe, daſs du von ihnen issest, und daſs du, Fleischfresser, deiner Kost und Nahrung und dem entsagt hast, was Gott dir zugewiesen, und dich der Nahrung deines Nächsten bemächtigt, sie vermindert und in sie Eingriffe gemacht hast, nun ist es mir klar, daſs die Bäume Früchte tragen, wie sie bis auf den heutigen Tag gethan haben, daſs aber der Mangel von dir herrührt. Wehe den Bäumen! Wehe der Frucht! und wehe denjenigen, die von ihnen leben sollen! Sie werden bald zu Grunde gehen, wenn derjenige, der keinen Theil daran oder kein Recht dazu hat, Eingriffe in ihre Nahrung macht und sie ihnen raubt."

Als die Löwin diese Worte der Taube hörte, unterliefs sie, Früchte zu essen, und übte sich im Grasfressen und in der Gottesfurcht.

Ich habe dir diese Fabel erzählt, damit du wissest, daſs der Thor oftmals durch den Schaden, der ihn trifft, davon abgehalten wird, Leuten zu schaden, gleichwie die Löwin durch das Unglück, welches über ihre beiden Jungen erging, davon abgehalten wurde, Fleisch zu essen, und in der Folge durch die Rede der Taube, Früchte zu essen, und sich der Gottesfurcht und Frömmigkeit widmete. Dieses müssen die Menschen wohl erwägen; denn man pflegt zu sagen: "Was du nicht willst, daſs dir widerfahre, mufst du nicht deinem Nächsten widerfahren lassen; denn darin besteht die Gerechtigkeit; und die Gerechtigkeit gefällt beides Gott dem Hocherhabenen und den Menschen."

Ende des Capitels von der Löwin, dem Reiter und dem Schahar.

Zwölftes Capitel.

Der Mönch und der Gast.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe diese Fabel gehört; erzähle mir nun eine von demjenigen, welcher seinen Stand verläßt, der ihm angemessen und anständig ist, und nach einem andern trachtet, welchen er doch nicht erlangt, und immer unschlüssig und wankelmüthig ist."

Der Philosoph sagte: "Man erzählt, daß im Lande Karch ein eifriger, frommer Mönch war. Zu ihm kam einstmals ein Gast. Der Mönch bot seinem Gaste Datteln und brachte ihm sofort einige. Sie aßen beide davon, worauf der Gast sagte: "Wie süß und trefflich doch diese Datteln sind! Sie sind nicht in meinem Vaterlande, wo ich wohne, und ich gebe auch nicht viel auf Datteln, da unser Land Ueberfluß an Früchten hat; und es bedarf daher keiner Datteln, zumal sie schwer zu verdauen und ungesund für den Leib sind."

Der Mönch sagte: "Derjenige wird nicht für thöricht angesehen, welcher verlangt, was nicht gefunden wird; und du bist sehr glücklich, dafern du dich an dem begnügst, was du vorfindest."

Der Mönch redete Hebräisch; und dem Gaste däuchte seine Sprache so schön und er ward davon so eingenommen, daß er sich viele Mühe gab, sie zu erlernen, und sich einige Tage lang damit beschäftigte. Da sagte der Mönch zu seinem

Gaste: "Du verdienst wol, daſs es dir also ergehe, wie es dem Raben erging, weil du deine eigene Sprache verläugnest und dir Mühe gibst, Hebräisch zu erlernen."

Der Gast sagte: "Wie ging es dem?"

Der Mönch sagte: "Man erzählt, daſs ein Rabe eines Rebhuhnes ansichtig wurde, welches lustwandelnd einherschritt. Er ward eingenommen von seinem Gange und bekam Lust, ihn zu lernen, und übte sich darin, konnte aber nicht recht damit fertig werden. Er verzweifelte nun daran, ihn zu lernen, und wollte forthin gehen, wie zuvor; allein er vermischte beiderlei Arten Gang und wackelte, und ging am häſslichsten von allen Vögeln."

Ich habe dir nur diese Fabel erzählt, weil ich sah, daſs du deine eigene Sprache hintansetztest und dich mit dem Hebräischen abgabst, welches dir nicht ansteht; ich fürchte, du wirst es nicht erlernen können, und du vergissest deine eigene, und wenn du zu deinen Landsleuten heimkehrst, wirst du am schlechtesten von ihnen allen reden; denn man pflegt zu sagen: "Derjenige wird für einen Thoren angesehen, der sich mit demjenigen abmüht, was ihm nicht ansteht und ihn nichts angeht, und was seine Väter und Ahnen nicht vor ihm gelernt haben."

Ende des Capitels von dem Mönche und Gaste.

Dreizehntes Capitel.

Der Reisende und der Goldschmied.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe diese Fabel gehört; erzähle mir nun eine Fabel von einem, welcher die Wohlthat am unrechten Orte erzeigt und Dank dafür hofft!"

Der Philosoph sagte: "Könige und Andere müssen denen Wohlthaten erweisen, von welchen sie Dankbarkeit, Aufrichtigkeit und Redlichkeit hoffen können, und keine Rücksicht auf Anverwandte und Hausfreunde nehmen; denn die loben nur, wenn die Könige sie loben. Man muss aber die Menschen, sowol die Kleinen als Grossen, hinsichtlich der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, des Trugs und der Undankbarkeit prüfen; darauf erzeige man ihnen Wohlthaten in Gemässheit dessen, was man von ihnen erfährt. Denn, wenn der tüchtige Arzt Kranke heilen soll, begnügt er sich nicht damit, sie anzusehen, sondern er betrachtet auch den Urin und befühlt den Puls. Darnach kommt die Heilung in Gemässheit dessen, was er sie leiden sieht. Der Kluge muss, wenn er auf Schwächlinge stösst, welche aber treu und dankbar sind, ja wenn es auch nur solche Thiere wären, sie gut behandeln. Vielleicht möchte er ihrer dermaleinst bedurfen; dann werden sie es ihm wiedervergelten. Denn der Verständige hütet sich vor den Menschen und vertraut keinem sein Leben, wogegen er gern

ein Hermelin nimmt und in seinen Aermel legt und einen Vogel und ihn auf seine Hand setzt. Man pflegt zu sagen: "Es steht nicht dem Klugen an, weder kleine noch Grofse, es seyen Menschen oder Thiere, zu verachten; er mufs sie aber prüfen und sich gegen sie dem gemäfs benehmen, was er von ihnen erfahrt. Man hat eine alte Fabel davon, verfafst von einem weisen Manne."

Der König sagte: "Wie lautet denn die?"

Der Philosoph sagte: "Man erzählt, dafs Einige einen Brunnen gegraben hatten, und dafs ein Goldschmied, eine Schlange, ein Affe und ein Biber hinein fielen. Es kam ein Reisender vorbei und ward des Mannes, der Schlange, des Bibers und des Affen ansichtig. Da dachte er bei sich selber und sagte: 'Ich kann keine für das zukünftige Leben bessere Handlung thun, als diesen Mann von diesen Feinden erretten.' Er nahm darauf ein Tau und liefs es in den Brunnen hinab. Der Affe hing sich wegen seiner Leichtigkeit daran und kam heraus. Darauf liefs er es abermals hinab; da wand sich die Schlange um dasselbe und kam heraus. Darauf liefs er es zum dritten Male hinab; da hing sich der Biber daran, und er zog ihn heraus. Sie dankten ihm für seine Handlung und sagten: 'Lasse nicht diesen Mann aus dem Brunnen heraufkommen; denn nichts ist armseliger, als die Dankbarkeit des Menschen, zumal dieses Mannes.' — Darauf sagte der Affe zu ihm: 'Meine Heimath ist auf einem Berge, nahe bei einer Stadt, welche Nunderacht heifst.' Der Biber sagte zu ihm: 'Ich wohne auch in einem Walde neben jener Stadt. Sollte dich dein Weg jemals da vorbeifuhren und du unserer Hulfe bedürfen, so rufe uns an, dafs wir zu dir kommen und dir die Wohlthat vergelten können, welche du uns erwiesen hast.' — Allein der Reisende kümmerte sich nicht um das, was sie von der Undankbarkeit des Menschen gesagt hatten, liefs das Tau hinab und zog den Goldschmied herauf. Dieser bückte sich ehrerbietig vor ihm und sagte: 'Du hast mir eine grofse Wohlthat erwiesen. Wenn du jemals zur Stadt Nunderacht kommst, so frage nach meiner Wohnung; ich bin Goldschmied; vielleicht kann ich mich dann erkenntlich für die Wohlthat erzeigen.

welche du mir erwiesen hast." — Darauf zog der Goldschmied in seine Stadt und der Reisende ging seines Weges. In der Folge begab es sich, dafs der Reisende etwas in jener Stadt zu thun bekam. Er reiste dahin, und der Affe kam ihm entgegen, buckte sich vor ihm, küfste seine Füfse, machte ihm viele Entschuldigungen und sagte: "Die Affen besitzen nichts; setze dich aber nieder, bis ich wieder zu dir komme!" — Der Affe ging nun weg und brachte ihm herrliche Früchte, welche er vor ihm niederlegte. Er afs von ihnen, so viel er bedurfte. Der Reisende zog sodann weiter, bis er sich dem Thore der Stadt näherte. Da begegnete ihm der Bieber, warf sich mit Ehrerbietung nieder vor ihm und sagte: "Du hast mir einen grofsen Dienst erwiesen. Warte ein wenig, bis ich zu dir zurückkomme!"

Darauf ging der Bieber weg, schlüpfte durch eine Mauer zur Tochter des Königes, tödtete sie, nahm ihr Geschmeide und brachte es ihm, ohne dafs der Reisende wufste, woher es war. Da sagte er bei sich selber: "Diese Thiere haben sich durch eine solche Erkenntlichkeit um mich verdient gemacht. Wie wird es nun gehen, wenn ich zum Goldschmiede komme? Wenn er einen strengen Gläubiger hat und nichts besitzt, soll er dieses Geschmeide verkaufen und volle Bezahlung dafür erhalten. Einen Theil davon soll er mir geben und das Uebrige soll er behalten; er kennt genau dessen Werth."

Der Reisende ging nun weiter, und kam zum Goldschmiede. Da dieser ihn sah, hiefs er ihn willkommen und führte ihn in sein Haus. Sobald er das Geschmeide bei ihm sah, erkannte er es; denn er hatte es selbst für die Tochter des Königes verfertigt. Er sagte zum Reisenden: "Warte, bis ich dir etwas Speise geholt; denn ich will dir nicht anbieten, was im Hause ist." — Darauf ging er hinaus und sagte: "Hier habe ich eine schöne Gelegenheit gefunden; ich will nun zum Könige hingehen und ihm dieses angeben; dann wird er meiner in Gnaden gedenken." — Er ging daher zur Pforte des Königes und schickte ihm diese Botschaft: "Derjenige, der deine Tochter getödtet und ihr Geschmeide genommen hat, ist bei mir." — Der König schickte Boten und liefs den Reisenden he-

ten. Sobald er das Geschmeide bei ihm sah, befahl er alsbald, daſs er gestraft wurde, daſs man ihn in der Stadt umherführte und ihn darauf kreuzigte. Da man also mit ihm verfuhr, fing der Reisende an, zu weinen und mit lauter Stimme zu rufen: "Dafern ich dem Affen und der Schlange und dem Biber in dem gefolgt hätte, was sie mir von dem Undanke des Menschen sagten, wäre ich nicht in dieses Unglück gerathen." Dieses wiederholte er; und jene Schlange hörte seine Rede, kroch hervor aus ihrer Höhle und erkannte ihn. Sie wurde sehr bekümmert und fing an, auf seine Rettung zu sinnen. Sie ging darauf hin und hilf den Sohn des Königes. Der König liefs gelehrte Leute rufen, und sie zauberten über ihm, um ihn zu heilen; aber das half ganz und gar nichts. Darauf ging die Schlange hin zu einer Freundin, welche sie unter den Feen hatte, und meldete ihr die Wohlthat des Reisenden gegen sie, und wie es ihm ergangen war. Sie faſste Mitleiden gegen ihn, ging hin zum Sohne des Königes, erschien ihm und sagte: "Du wirst nicht gesunden, bevor der Mann über dir gezaubert hat, welchen ihr ungerechter Weise eingekerkert habt." — Die Schlange ging unterdessen zum Reisenden, kam herein zu ihm zu Gefangnifs und sagte: "Das war es, wovor ich dich warnte, diesem Menschen irgend eine Wohlthat zu erzeigen." Sie gab ihm darauf einige Blätter, welche gegen ihr Gift half, und sagte: "Wenn man dich hinbringt, um über dem Sohne des Königes zu zaubern, so gib ihm einen Abguſs von diesen Blättern; dann wird er genesen. Wenn der König nach deinen Umständen frägt, so berichte sie ihm unverhohlen; dann wirst du, so Gott der Hocherhabene will, gerettet werden." Der Königssohn erzählte nun dem Könige, daſs er hätte sagen hören, er könne nicht geheilt werden, ehe der Reisende, der unrechter Weise eingekerkert worden, über ihm gezaubert hatte. Der König liefs sofort den Reisenden holen und befahl ihm, über seinem Sohne zu zaubern. Er sagte: "Ich verstehe nicht die Zauberei; ich will ihm aber von diesem Blätterabgusse zu trinken geben; dadurch werde ich ihn heilen, so Gott der Hocherhabene es gestattet." Darauf gab er ihm davon, und der Jüngling genas. Der König freute sich

dessen und befragte ihn um seinen Lebenswandel. Er erzählte ihm diesen, worauf der König ihm dankte, ihm ein ansehnliches Geschenk gab und befahl, daſs der Goldschmied gekreuzigt wurde. Man kreuzigte ihn dann wegen seines Truges und seiner Undankbarkeit, und weil er Gutes mit Bösem vergolten hatte.

Darauf sagte der Philosoph zum Könige: "In dem Benehmen des Goldschmiedes gegen den Reisenden und seiner Undankbarkeit gegen ihn, nachdem dieser ihn errettet hatte, wie auch in der Dankbarkeit der Thiere und der Rettung, welche das eine ihm gewährte, liegt ein Beispiel für denjenigen, der darauf achtet, und Stoff zum Nachdenken für den Denker, imgleichen eine Anleitung zur Anwendung von Wohlthaten und Güte gegen die Treuen und Edeln, sie mögen vornehm seyn oder gering, weil sie wohldenkend sind, das Gute üben und das Böse meiden."

Ende des Capitels von dem Reisenden und dem Goldschmiede.

Vierzehntes Capitel.

Der Prinz und seine Gefährten.

König Dabschelim sagte zum Philosophen Bidpai: "Ich habe nun diese Fabel gehört. Wenn der Mann das Glück einzig durch Verstand, Klugheit und Beharrlichkeit in seinen Unternehmungen erlangt, wie man sagt, wie kann denn dem Thörichten Hoheit und Glück zu Theil werden, während der Weise und Verständige in Elend und Noth geräth?"

Bidpai sagte: "Gleichwie der Mensch nur mit seinen Augen sieht und mit seinen Ohren hört, so gelingt die Handlung nur durch Einsicht, Verstand und Standhaftigkeit, wenn nicht der Schluss des Schicksals dazwischen tritt. Eine Fabel davon ist diejenige von dem Prinzen und seinen Gefährten."

Der König sagte: "Wie lautet denn die?"

Der Philosoph sagte: "Man erzählt, dass vier Personen zusammen Eines Weges reisten; der Eine war ein Königssohn, der Andre ein Kaufmannssohn, der Dritte Sohn eines Scherifs*) und ein schöner Mann, der Vierte Sohn eines Landmannes. Sie waren alle dürftig und es war ihnen Unglück und viele Widerwärtigkeit in einer fremden Gegend zugestossen, und sie besassen nichts mehr, als die Kleider, welche sie anhatten,

*) Scherifen werden vorzugsweise Muhameds Nachkommen genannt.

Während sie gingen, dachten sie nach über ihren Zustand, und jeder von ihnen erwog seine Lage, und welche gute Seiten sie hätte.

Der Prinz sagte: "Alles, was in der Welt ist, hängt ab vom Schlusse des Schicksales; und was dem Menschen bestimmt ist, trifft ihn unter allen Umständen. Sich in den Willen des Schicksales mit Geduld fügen ist das beste."

Der Sohn des Kaufmannes sagte: "Reichthum überwiegt Alles."

Der Sohn des Scherifs sagte: "Schönheit ist das Vorzüglichste von Allem, was genannt werden mag."

Der Sohn des Landmannes sagte: "Nichts in der Welt ist dem Fleifse in der Arbeit vorzuziehen."

Als sie sich einer Stadt näherten, welche Matrun hiefs, setzten sie sich unfern derselben, um Rathes zu pflegen. Sie sagten dann zum Sohne des Landmannes: "Gehe hinein und verdiene uns durch deinen Fleifs Unterhalt für heute!" — Der Sohn des Landmannes ging sofort hinweg und fragte nach einer solchen Arbeit, wodurch ein Mensch Nahrung für viere verdienen könnte. Man sagte ihm, nichts in der Stadt sey theurer, als Brennholz, da es eine ganze Parasange weit von der Stadt hergeholt werden müsse. Der Sohn des Landmannes ging daher hin und sammelte ein Bündel Holz, brachte es nach der Stadt und verkaufte es um einen Silberling, für welchen er Speise kaufte. Darauf schrieb er auf dem Thore der Stadt: "Der Preis der Arbeit eines Tages, wenn ein Mann damit seinen Körper anstrengt, ist ein Silberling." Alsdann ging er zu seinen Gefährten mit der Speise, und sie afsen.

Tages darauf sagten sie: "Nun mufs derjenige an die Reihe kommen, welcher sagte: "Nichts ist köstlicher, als Schönheit." — Der Sohn des Scherifs ging hinweg in die Stadt. Er dachte bei sich selbst und sagte: "Ich verstehe keinerlei Arbeit; was habe ich denn in der Stadt zu thun?" — Er schämte sich aber auf der andern Seite, zurückzukehren zu seinen Gefährten ohne Speise, und sann darauf, wie er sich von ihnen trennte. Indessen ging er, bis er an einen grofsen Baum kam. An diesen lehnte er sich mit dem Rücken. Der Schlaf

befiel ihn, und er entschlummerte. Da kam gerade die Frau eines vornehmen Mannes aus der Stadt vorbeigegangen und ward seiner ansichtig. Sie ward dermafsen eingenommen von seiner Schönheit, dafs sie ihre Magd mit dem Befehl entsandte, ihn zu ihr zu bringen. Die Magd trat hin zum Jünglinge und bat ihn, ihr zu ihrer Gebieterin zu folgen. Bei ihr verfloss sein Tag in Wollust und Freude, und als es Abend wurde, gab sie ihm zum Lohne fünfhundert Silberlinge. Er ging hinweg, und schrieb auf das Thor der Stadt: "Schönheit gilt für einen Tag fünfhundert Silberlinge." Darauf brachte er seinen Gefährten das Geld.

Als der dritte Morgen anbrach, sagten sie zum Sohne des Kaufmannes: "Gehe nun du und verschaffe uns durch deine Klugheit und Handel-schaft etwas für heute!" — Der Kaufmannssohn ging hinweg, und gleich fiel sein Auge auf ein mit Waaren wohlversehenes Schiff, welches sich dem Ufer näherte; und eine Menge Kaufleute ging dahin, um von den Waaren zu kaufen, welche es brachte; und sie setzten sich an dem Schiffe, *um Rathes zu pflegen*. Da sagten einige zu den andern: "Lasset uns heute zurückkehren und nichts davon kaufen, dann werden ihnen die Waaren zur Last werden und sie werden uns besseren Kauf geben, wiewol wir ihrer bedürfen konnten; sie werden aber wohlfeiler werden." Jener mifsbilligte ihr Verfahren, ging zu den Schiffsleuten und kaufte auf Credit alles, was im Schiffe war, um hundert Goldstücke, und liefs ruchbar werden, er wolle seine Waaren nach einer andern Stadt bringen. Da die Kaufleute dieses hörten, fürchteten sie, die Waaren möchten ihnen entgehen, und gaben ihm hundert tausend Silberlinge mehr, als er für die Waaren gegeben hatte. Er gab nun den Schiffsleuten Anweisung auf sie für das Uebrige und brachte den Gewinn zu seinen Gefährten, und schrieb auf das Stadtthor: "Klugheit ist für einen Tag hundert tausend Silberlinge werth."

Als nun der vierte Tag kam, sagten sie zum Prinzen: "Gehe nun hin und verdiene uns etwas mit deinem Scharfsinne!" — Der Prinz ging hinweg, bis er an das Stadtthor kam. Da setzte er sich hin auf eine Bank im Thore. Nun begab

es sich gerade, dafs der König dieser Gegend starb, ohne Kinder, ja ohne einmal Verwandten zu hinterlassen. Man kam vorbei mit der Bahre des Königes, ohne dafs er einige Betrübnifs äufserte, während alle trauerten. Dieses sein Verhalten mifsfiel ihnen, und der Thorwächter schalt ihn und sagte: "Wer bist du, Hund? Warum sitzest du im Thore der Stadt und lässest dich nicht zur Trauer über den Tod des Königes bewegen?" — Darauf stiefs ihn der Thorwächter hinweg vom Thore. Sobald sie aber hinweg waren, kam der Jüngling zurück und setzte sich auf seinen Platz. Als sie den König begraben hatten und zurückkehrten, ward der Thorwächter seiner ansichtig, gerieth in Zorn und sagte: "Habe ich dir nicht verboten, an diesem Orte zu sitzen?" — Darauf ergriff er ihn und steckte ihn ins Gefängnifs. Am folgenden Tage versammelten sich die Einwohner der Stadt, um zu rathschlagen, wen sie zum Könige erwählen sollten. Sie sahen lange einander an und waren uneins. Da sagte der Thorwächter zu ihnen: "Ich sah gestern einen Jüngling im Thore sitzen, ohne Antheil an unsrer Trauer zu nehmen. Ich redete ihn an; aber er antwortete mir nicht; ich stiefs ihn daher hinweg vom Thore. Als ich aber zurückkam, sah ich ihn wieder da sitzen, weswegen ich ihn ins Gefängnifs warf aus Furcht, es möchte ein Späher seyn." — Die vornehmsten Einwohner der Stadt liefsen den Jüngling holen. Man brachte ihn. Sie fragten ihn um seine Verhältnisse und was ihn in ihre Stadt geführet hätte. Er sagte: "Ich bin ein Sohn des Königes Feviran. Als mein Vater starb, nahm mir mein Bruder den Thron. Ich floh daher, um mein Leben zu retten, bis ich in diesen Drangsal gekommen bin." — Als der Jüngling den Bericht von seinen Begegnissen geendigt hatte, erkannte ihn derjenige, der seinen Vater beerdigt hatte. Sie brachen nun aus in Lobreden über seinen Vater, und die Grofsen erwählten den Jüngling zum Könige und fanden Gefallen an ihm. Die Leute dieser Stadt hatten aber den Brauch, dafs, wenn sie einen König erwählt hatten, sie diesen auf einen weifsen Elephanten setzten und ringsumher in der Stadt führten. Als sie nun diesen mit ihm thaten, kamen sie an dem Stadtthore vorbei und bekamen zu se-

hen, was da angeschrieben stand. Er befahl, man solle schreiben: "Arbeitsamkeit, Schönheit, Klugheit und Alles, sey es Gutes oder Böses, was den Menschen in der Welt trifft, hängt ab von dem Rathschlusse und der Vorsehung des allmächtigen hochzupreisenden Gottes. Ein Beispiel dessen ist das Ansehen und Glück, welches Gott mir geschenkt hat." — Darauf ging er in den Versammlungssaal, setzte sich auf seinen Königsthron und schickte Einen seiner Leute zu seinen Gefährten. Dieser stellte sie vor, und er nahm den Klugen auf unter seine Minister, gesellte den Arbeitsamen zu den Landleuten und wies dem Schönen grofses Vermögen an mit dem Befehle, nicht die Weiblein zu verführen.

Darauf versammelte er die Weisen und Verständigen in seinem Lande und sagte zu ihnen: "Was meine Gefährten betrifft, so sind sie überzeugt, dafs derjenige, der sie glücklich gemacht hat, Gott der Hochzupreisende, der Hocherhabene ist, und dies nur nach dem Schlusse des Schicksales. Nun will ich nur, dafs auch ihr dieses wisset und davon überzeugt seyd. Denn dasjenige, was Gott mir geschenkt und zugetheilt hat, ist allein eine Folge des Schicksales, nicht der Schönheit, nicht der Klugheit, nicht der Arbeitsamkeit. Als mich mein Bruder vertrieb, hoffte ich nicht so viel zu erhalten, um mein Leben zu fristen, geschweige zu dieser Würde zu gelangen. Ich konnte keine Hoffnung hegen, sie zu erlangen, als ich in diesem Lande diejenigen sah, die mich an Schönheit und Anmuth, an Arbeitsamkeit und Klugheit übertrafen; allein das Schicksal trieb mich dahin, sie nach dem Rathschlusse Gottes zu erlangen."

Es war in der Versammlung ein Greis. Er erhob sich, blieb stehen und sagte: "Du hast eine verständige und weise Rede geführt und bei uns gute Gedanken und grofse Hoffnungen von dir erregt. Wir erkennen das an, was du gesagt hast, und geben dir völlig Recht darin. Des Thrones und der Würde, welche Gott dir geschenkt hat, bist du würdig, dieweil Gott der Hocherhabene dir Klugheit und Verstand ertheilt hat. Der glücklichste Mensch sowol hier in der Welt, als in dem künftigen Leben ist derjenige, welchem Gott Verstand und Klug-

geschenkt hat. Eine grofse Wohlthat hat uns Gott erssen, dafs er uns dich bei dem Tode unsers Königes schenkund uns eine solche Gnade erzeigte." — Darauf erhob sich andrer Greis, welcher viel gereist war, lobte und preiste t den Allmächtigen, den Hocherhabenen, und sagte: "Ich nte, als ich jung war, und ehe ich mich auf Reisen begab, einem Manne von hohem Stande. Als ich aber Neigung am, mich von der Welt zurückzuziehen, verliefs ich diesen nn, nachdem er mir zwei Goldstücke von meinem Lohne geben hatte. Ich beschlofs, das eine zu Almosen anzuwen, und das andre zu behalten. Ich ging sofort auf den rkt und traf allda einen Vogler mit ein paar Wiedehöpfen. dang mit ihm; allein der Vogler wollte sie nicht unter ei Goldstücken verkaufen. Ich drang in ihn, dafs er sie ein Goldstück verkaufen möchte; er aber wollte nicht. Da te ich bei mir selber: "Ich kann ja den einen von ihnen fen und den andern fahren lassen." Aber da dachte ich eder und sagte: "Vielleicht sind sie ein Paar, ein Er und e Sie, dann wurde ich sie trennen." Da hatte ich Mitleid t ihnen, setzte mein Vertrauen auf Gott und kaufte beide zwei Goldstücke. Ich fürchtete aber, wenn ich sie in ei bewohnten Gegend losliefse, möchten sie gefangen werden, d sie könnten nicht fliegen, weil sie gehungert hatten und ger geworden waren; ich war sonach nicht ohne Sorgen, s ihnen zustofsen könnte. Ich ging dann mit ihnen an ei n Ort, wo viele Pflanzen und Bäume, entfernt von Menschen d Wohnungen, waren. Da liefs ich sie los, und sie entflon und setzten sich auf einen Obstbaum. Da sie in den Wiel desselben hinaufgekommen waren, dankten sie mir, und ich rte den einen von ihnen zu dem andern sagen: "Dieser Reide hat uns nun aus dem Elende errettet, in welchem wir aren; er hat uns befreit und vom Tode errettet. Es ist unsre Pflicht, ihn für seine Handlung zu belohnen. An der Wurl dieses Baumes ist ein Krug voller Goldstücke; sollten wir m nicht diesen zeigen, damit er ihn nähme?" — Da sagte zu ihnen: "Wie könnet ihr mir einen Schatz zeigen, wel en die Augen nicht sehen, ihr, die ihr kein Netz sehen kön-

net?" — Sie sagten: "Wenn das Schicksal trifft, lenkt es die Augen von der Stelle weg, wo ein Ding ist, und verdunkelt das Gesicht. Es war mithin das Schicksal, welches unsre Augen von dem Netze ablenkte; es lenkte sie aber nicht ab von diesem Schatze." — Ich grub nun und holte den Krug herauf, voller Goldstücke. Ich segnete sie und sagte: "Gepriesen sey Gott, der euch von dem unterrichtete, was er sah, und ihr, die ihr in den Himmel fliegt und mir doch Nachricht von dem gabet, was unter der Erde ist!" — Da sagten sie zu mir: "O du Kluger, weißt du denn nicht, daß das Schicksal Alles regiert; niemand kann dessen Gränzen überschreiten." — Ich erzähle dem Könige dieses, was ich gesehen habe; und, so der König befiehlt, werde ich ihm das Geld bringen und es in seiner Schatzkammer niederlegen." — Der König sagte: "Das sey dir vergönnt, und du sollst es vielfältig wiederbekommen."

Als die Unterredung des Philosophen und Königes hieher gekommen war, schwieg der König, und der Philosoph sagte zum Könige: "Möchtest du, o König, tausend Jahre leben, über die sieben Himmelsgegenden herrschen, von allen Dingen die Fülle bekommen und sie zu deinem Vergnügen, zur Freude deiner Unterthanen und unter Begünstigung des Schicksales erhalten! Denn du besitzest vollkommene Milde und Weisheit, einen geläuterten Verstand und Voreicht, ferner Tapferkeit und Edelmuth. Möchten so deine Handlungen, als deine Rede gelingen durch die Hülfe des Königes, welchen alle anbeten!"

Ende des Buches von Kalila und Dimna.

Druckberichtigungen.

Seite	1	Zeile	2	v. o.	lese man:	dem ober-
—	20	—	30	- -	—	Feind (st. Freund)
—	37	—	15	- -	—	darstellen und erklären mögen
—	48	—	3	v. u.	—	Es kann
—	—	—	2	- -	—	als es
—	—	—	1	- -	—	hörte es
—	49	—	22	v. o.	—	es um
—	—	—	24	- -	—	Kalilas
—	50	—	11	- -	—	entdeckt
—	56	—	9	- -	streiche man (ich)	
—	61	—	1	v. u.	lese man:	Sache vorzuneh-
—	80	—	16	v. o.	—	sagte: "Von wannen kommst du?" Jene sagte: "Ich habe mich u. s. w.
—	81	—	23	- -	—	sehr
—	88	—	13	- -	—	zu
—	92	—	7	v. u.	—	Pfeile
—	134	—	14	- o.	—	vornehmer (st. frömmer)
—	139	—	15	- -	—	die dich
—	147	—	10	- -	—	nach (st. binnen)
—	148	—	9	- -	—	war
—	151	—	2	- u.	—	thue
—	152	—	2	- -	—	sein
—	154	—	4	- -	—	der Löwin
—	155	—	7	- o.	—	wälzte
—	157	—	8	- u.	—	nicht
—	167	—	12	- -	—	Fewiran

In der Vorrede:

Seite 2 Zeile 24 v. o. lese man: pedere

Morgenländiſche

Erzählungen.

Verdeutſcht

von

Philipp Wolff

Doctor der Philoſophie, Privatdocenten der orientaliſchen Literatur an der königl. Univerſität zu Tübingen, Mitgliede der aſiatiſchen Geſellſchaft von Paris.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Calila und Dimna

oder

die Fabeln Bidpai's.

S. 1 — 122.

Aus dem Arabiſchen

von

Philipp Wolff

Doctor der Philoſophie, Privatdocenten der orientaliſchen Literatur an der königl. Univerſität zu Tübingen, Mitgliede der aſiatiſchen Geſellſchaft von Paris.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Vorwort.

Als ich vor Jahresfrist von Paris zurückkehrte, dachte ich zunächst daran, dem orientalisch-gelehrten Publicum die von mir daselbst abgeschriebenen höchst interessanten Biographien arabischer Dichter von Ibn Challikan und die klassischen, für arabische Sprache und Geschichte höchst wichtigen, Gedichte der Verfasser der Moallakat's in arabischem Text und Uebersetzung mitzutheilen. Allein ein unfreundliches Schicksal ließ mich diese Pläne nicht ausführen, indem mir Andere theils unwissentlich theils wissentlich zuvorkamen, oder auch indem kein Verleger zu finden war. Da ich nun aber doch mein Scherflein beitragen wollte zu

weiterer Erkenntniß des Orients, so dachte ich bald an Anderes und kam so, zunächst durch die einer mir besonders freundlichen Stimme freundliche Aufforderung zu bisweiliger Mittheilung einer morgenländischen Erzählung angeregt, auf den Gedanken, die Fabeln Bidpai's, eines der merkwürdigsten Bücher, die es gibt, zu übersetzen. Das ist nun geschehen! Und ich setze nur hinzu, daß, wenn diese meine erste deutsche Uebersetzungs-Probe gute Aufnahme findet, ich, neben meinen historischen Arbeiten — einer Geschichte der morgenländischen Poesie (worüber ich Vorlesungen gehalten), und einer Geschichte Harun's und seines Zeitalters (mit einer Gallerie der berühmtesten Männer seiner Zeit) — fortfahren werde, zu meiner Lehrung und Ergötzung, Erzählungen der verschiedensten Art aus dem Arabischen, Persischen und Indischen zu übersetzen. Bei solchem Vorhaben ist vorliegender Uebersetzung des Bidpai der allgemeinere Titel:

„Morgenländiſche Erzählungen“ beigeſetzt und Bidpai in zwei Bändchen getheilt worden, denn es ſoll von Zeit zu Zeit, denke ich, ein Bändchen morgenländiſcher Erzählungen, zu etwa zwölf Bogen, erſcheinen. Zunächſt wird hiebei den Guliſtan (Roſengarten) von Sadi die Reihe treffen.

Was den Titel vorliegenden Buches betrifft, ſo glaubte ich dem alten und urſprünglichen „Calila und Dimna,“ welches Benennungen zweier Schakale ſind, die in den beiden erſten Capiteln des Buchs die Hauptrolle ſpielen, und wornach dann das ganze Buch benannt worden, den Titel beiſetzen zu müßen, unter welchem das Buch am bekannteſten iſt, „Fabeln Bidpai's.“ Hier muß aber gegen die Meinung verwahret werden, welche nach dieſem Titel blos gewöhnliche Thierfabeln, in unzuſammenhängender Reihe neben einander geſtellt, wie die des Aeſop und Locman, erwarten wollte;

denn Vidpai's Fabelbuch enthält nicht vereinzelt daſtehende Fabeln, ſondern, mit einem Wort, eine Philoſophie des Lebens, dargeſtellt in dem anmuthigen Gewande von Fabeln und Parabeln. Die in dem Buche enthaltenen, mehr denn ſechzig, Fabeln und Parabeln ſind durch ein engeres oder loſeres Band an einander geknüpft, kunſtreich und dennoch natürlich. Eine Einſicht in das Buch wird das Nähere über die Art und Weiſe der Verbindung zeigen.

Zu verwahren dürfte vielleicht auch noch dagegen ſeyn, wenn Jemand in dem Buch nur ſo blätterte und da gerade auf eine anſtößige Stelle ſtieße, deren es wirklich einige gibt, durch die Bemerkung, daß das Buch ein orientaliſches iſt und nach orientaliſchen Begriffen zu beurtheilen. Der Ueberſetzer, der ſich beſtrebte, ſeinen Text ſinngetreu wiederzugeben und, ſo gut als es angieng ohne unverſtändlich zu werden, das orienta-

lische Colorit beizubehalten, durfte nichts weglassen, was er verfand. Der Totaleindruck des Buchs wird, was ein Mackel daran scheint, leicht verwischen.

Die Zugabe, welche den größern Theil des zweiten Bändchens einnimmt, ist gegeben worden theils, um durch Mannigfaltigkeit den Leser zu ergötzen, theils um auch Neues und noch nicht Uebersetztes, wovon nur wenige kleinere Erzählungen auszunehmen sind, zu geben, theils auch Studierenden der arabischen Sprache zu Gefallen, denen bei den ersten Versuchen arabischer Lectüre eine vorliegende Uebersetzung des zu Lesenden nur willkommen seyn kann *).

Schließlich habe ich nur noch zu erklä-

*) Die Erzählungen von pag. 146—247 sind aus der trefflichen Chrestomathie von Rosegarten. Die von pag. 247—255 aus Rosenmüllers Institutiones etc. Die übrigen aus Freytag's werthvoller Chrestomathie, Bonn, 1834.

* * *

ren, daß ich einiges von dem, was Rückert in ſeiner Recenſion der Roſegarten'ſchen Chreſtomathie überſetzt hat, faſt wörtlich beibehalten habe, weil nicht beſſer überſetzt werden konnte, und daß ich durch Ueberſetzung zweier Makamen Hariri's nicht etwa mit dem bewundernswürdigen und unerreichbaren Ueberſetzer in die Schranken treten, ſondern blos dadurch den, der den Hariri von Rückert noch nicht kennen ſollte, darauf aufmerkſam machen wollte.

So gehe denn hin, du mein Büchlein, das du mir viel Arbeit gemacht aber noch weit mehr Freude gewähret haſt, und ſuche und finde dir, trotz der Mängel, die du an dir durch meine Schuld haben magſt, freundliche Leſer!

Tübingen den 6ten Februar 1837.

Ph. Wolff.

Inhaltsverzeichniß.

Erſtes Bändchen.

Einleitung.

	Seite
Der arme Mann und der Dieb . .	XXVII
Der arme Mann, der einen Schatz entdeckt	XXVIII
Der Saumſelige	XXIX
Der Kaufmann u. ſein trügeriſcher Genoſſe	—
Der ſich ſelbſt betrügende Dieb . .	XXX
Der unbedachtſame Fiſcher . . .	—
Die Parabel vom Menſchengeſchlecht .	XXXVI
Der übertiſchte Dieb	XXXIX
Der ertappte Liebhaber . . .	—
Der übervortheilte Kaufmann . .	XL
(Die Fabel vom Hund.) . . .	—

Calila und Dimna.

Erſtes Buch. Der Löwe und der Stier .	1
Der Affe und der Zimmermann . .	8
Der Fuchs und die Paucke . . .	22
Der Mönch und der Dieb . . .	29
(Die zwei Böcke und der Fuchs . .	—
Die beſtrafte Frau	30
Die Schuhmachers und Barbiers-Frau) .	31
Der Rabe und die Schlange . . .	40
Der Fiſchreiher und der Krebs . .	41
Der Löwe und der Haſe	46

Seite

Die drei Fische 54
Die Laus und der Floh 59
Die Ente, die das Fischfangen aufgab . 68
Der Löwe und das Kameel . . . 74
Der Eisvogel und der Meeresgott . . 84
Die Schildkröte und die zwei Enten . 85
Die Affen und der Vogel . . . 91
Der Betrüger und der ehrliche Mann . 93
Der Kaufmann und sein schlechter Freund 98

Zweites Buch. Untersuchung der Sache Dimna's 103

Die Kaufmannsfrau und der Maler . 110
Der unwissende Arzt 123
Das zurechtgewiesene Weib . . . 127
Der Falkenträger und die Papageyen . 138

Drittes Buch. Die Ringeltaube . . 146

Die Frau, die einen Tausch macht . 161
Der Jäger und der Wolf . . . 162

Viertes Buch. Die Uhu's und die Raben 183

Der Hase und der Elephant . . . 192
Der Hase, der Habicht und die Katze . 197
Der Mönch und die verschmitzten Diebe 205
Der Kaufmann und der Dieb . . 210
Der Mönch und die beiden Unholde . 212
Der leichtgläubige Zimmermann . . 214
Der Mönch und die Maus . . . 219
Die Schlange und der Froschkönig . . 226

Fünftes Buch. Der Affe u. die Schildkröte 235
Der Löwe, der Esel und der Schakal . 242

Zweites Bändchen.

	Seite
Sechstes Buch. Der Mönch u. das Wiesel	1
Der Pläne schmiedende Mönch . .	3
Siebentes Buch. Die Maus und die Katze	8
Achtes Buch. Der König und der Vogel	21
Neuntes Buch. Der Löwe und der fromme Schakal	35
Zehntes Buch. Jladh, Baladh und Jracht	55
Die beiden Tauben	76
(Der Affe mit den Linsen) . . .	78
Eilftes Buch. Die Löwin, der Bogenschütz und der Schakal . .	86
Zwölftes Buch. Der Mönch und der Gast	93
Der Rabe, der einen andern Gang lernen wollte	95
Dreizehntes Buch. Der Pilger u. der Goldarbeiter . . .	97
Vierzehntes Buch. Der Königssohn und seine Freunde . .	108
(Der Pilger und die beiden Tauben) .	119

Zugabe.

	Seite
Der falſche Prediger	125
Abu Seid's Abſchiedsrede an ſeinen Sohn	134
Dſchundaba und die Heldenmörderin .	146
Der tüchtige Strafprediger . . .	175
Der Bußfertige	185
Der Geldwechsler von Bagdad . .	189
Die Sängerin von Bagdad . . .	234
Der ertappte Dieb	247
Die Gewiſſenhaften	248
Der wahre Grund	250
Der Dichter Abu Dulama . . .	252
Mamun und Moſa'i	255
Die belohnte Gaſtfreundſchaft . . .	256
Der Wettſtreit	259
Der Sklave und der Hund . . .	263
Der Rebell	264
Der Graubart	265
Der Dieb	267
Wem zu gehorchen?	268
Der Bekehrte	269
Der ſchöne Mantel	273

Druckfehler.

Seite	Zeile	
59	5	traue ſtatt vertraue
193	1	litten — litten

II.

40	9	Schmeichellecker ſtatt Speichellecker.

Einleitung.

Schwer zu begreifen iſt es, daß ein Buch, wie vorliegendes der Fabeln Bidpai's, dem der Orient wie der Occident ſeine Bewunderung gezollt, ein Buch, das wohl nächſt der Bibel in die meiſten Sprachen der Welt überſetzt iſt, ein Buch, das ganze Völker begeiſterte und dem Könige und Fürſten Aufmerkſamkeit und Huldigung ſchenkten, — ſchwer zu begreifen iſt es, ſage ich, daß ein ſolches Buch bei uns in ſolches Dunkel der Vergeſſenheit gerathen iſt, daß außer Gelehrten vom Fach faſt Niemand mehr eine Kenntniß von demſelben hat.

Ohne die Urſachen, warum dieſes ſo gefeierte Buch in neuern Zeiten ſo vernachläßigt worden, weiter aufzuſpüren und auseinanderzuſetzen,

ohne zu wiederholen, was Männer von größter Bedeutung, wie ein Luther und Herder, über die Bedeutung der Fabeln gesagt haben, wollen wir bloß zum schlagenden Beweis der ausgesprochenen Bedeutsamkeit unsers Buchs seine

Geschichte der Entstehung und Verbreitung

in gedrängter Uebersicht geben.

Indisch.

Daß das Buch, d. h. der Grundstock desselben, indischen und nicht persischen Ursprungs sey, wie Herr von Diez zu beweisen sich bemühte, ist jetzt nach dem zu Tage geförderten indischen Text des Hitopadesa (freundliche Unterweisung) und nach den gründlichen Untersuchungen englischer und französischer Gelehrten, namentlich nach denen meines verehrtesten Lehrers, des Barons S. de Sacy außer allen Zweifel gesetzt. Außer vielen historischen Zeugnissen spricht für Indien als das Stamm-

land dieſer Fabelſammlung das indiſche Colorit, das ſich an vielen Stellen unſerer arabiſchen Ueberſetzung nicht verkennen läßt *), wiewohl der arabiſche Ueberſetzer oder Bearbeiter im Ganzen das Buch zu nationaliſiren ſuchte. Die allerdings nicht kleine Verſchiedenheit in den einzelnen Fabeln und Erzählungen und in ihrer Anreihung an einander, bei Hitopadeſa und unſerm arabiſchen Text, darf nicht befremden. Der arabiſche Ueberſetzer hat eben den ihm vorliegenden Stoff frei behandelt. Der Hitopadeſa, dem ſelbſt wieder ein älteres Werk, das Panchatantra (fünf Sammlungen), zu Grund liegt, iſt zuerſt von Wilkins in einer engliſchen Ueberſetzung Bath, 1787 bekannt gemacht worden. Der indiſche Text erſchien zuerſt Serampore, 1804 unter der Leitung von Carey, mit

*) Vergl. darüber Sacy in dem ſeiner Ausgabe vorangeſchickten Memoire historique (pag. 6.), welches wir überhaupt als die Grundlage dieſer Zuſammenſtellung angeben müßen, und Bohlen im alten Indien II, 387.

einer Einleitung von Colebrooke. Dann wieder London 1810, und von einer bengaliſchen und engliſchen Ueberſetzung begleitet Calcutta 1830. Einen kritiſch verbeſſerten Text gaben A. W. v. Schlegel und Chr. Laſſen, Bonn 1829. Den Anfang des Buchs (lithographirt, mit einem Gloſſar) gab Bernſtein, Breslau 1823.

Ueber die Entſtehung des Buchs in Indien verbreitet ſich die von einem gewiſſen Behnud, einem Perſer, zu dem Buch gemachte Einleitung. Was an der Erzählung dieſes Behnud Hiſtorie, was bloße Sage oder Erfindung ſey, iſt nicht auszumitteln, indeß iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſelbe eine hiſtoriſche Grundlage habe. Das Weſentliche dieſer Einleitung iſt folgendes:

Nachdem der indiſche König Fur (Porus) durch Alexander den Großen überwunden und getödtet war, kam ein gewiſſer Dabſchelim, königlichen Stammes, auf den Thron von Indien, denn der von Alexander an Porus Stelle eingeſetzte Statthalter konnte ſich nicht halten,

Dieſer Dabſchelim wurde mit der Zeit ein vollkommener Tyrann. Zu ſeiner Zeit lebte ein wegen ſeiner Weisheit in allgemeinem Anſehen ſtehender Brahmane, Namens Bidpai. Der Weiſe, von dem rückſichtsloſen Eifer getrieben, den König von ſeinem ungerechten Thun und Treiben abzubringen, ſtellt ſich vor demſelben und hält ihm in freimüthiger Sprache alle ſeine Gebrechen vor und ermahnt ihn zur Aenderung ſeiner Handlungsweiſe. Der ob ſolcher Freimüthigkeit ergrimmte König galb alsbald Befehl, den Brahmanen an's Kreuz zu ſchlagen, änderte jedoch gleich denſelben dahin ab, daß er den Bidpai bloß in's Gefängniß werfen ließ. Die zahlreichen Schüler des Weiſen entflohen in entfernte Gegenden. Bidpai blieb lange Zeit im Gefängniß. In einer ſchlafloſen Nacht verfiel der König in Nachdenken über die Geſtirne des Himmels und ihre Bewegungen, ſowie über das Syſtem des Univerſums. Da gedachte er wieder des weiſen Brahmanen, hoffte von demſelben über das, was ihm dunkel war, Aufſchluß

erhalten zu können und bereuete seine an demselben ausgeübte Grausamkeit. So ward Bidpai vor den König gebracht und auf dessen Befehl wiederholte er, indem er die Reinheit seiner Absichten betheuerte, die früher demselben gegebenen Zurechtweisungen und Ermahnungen. Dabschelim hörte ihn aufmerksam und ruhig an, ließ ihm die Fesseln abnehmen und erklärte ihm sogar, ihm die Regierung seines Reichs anvertrauen zu wollen. Nur ungern gieng der Brahmane auf diesen Antrag ein. Seine Verwaltung hatte, wie sich erwarten ließ, den günstigsten Einfluß auf das Reich. Alle Könige Indiens unterwarfen sich gern der Oberherrschaft des nun durch seine vortreffliche Eigenschaften ausgezeichneten Dabschelim. Bidpai erklärte hierauf seinen Schülern, die sich nach seiner ehrenvollen Erhebung zu dem höchsten Staatsamte wieder um ihn versammelt hatten, daß der König ihm den Auftrag gegeben: ein Buch zu verfassen, welches die wichtigsten Regeln der Weisheit in sich enthielte. Anfangs wollte Bid-

pai die Arbeit mit seinen Schülern theilen, aber bald sah er ein, daß er besser derselben sich allein unterzöge, und so gieng er an's Werk, indem er nur einen seiner Schüler als seinen Schreiber annahm. Nachdem er sich mit Papier und mit den für ihn und seinen Schreiber nöthigen Nahrungsmitteln auf ein ganzes Jahr, welche Frist ihm vom König zur Abfassung seines Werks vergönnt war, versehen hatte, schloß er sich mit seinem Schreiber in ein Zimmer ein, zu dem Niemand Eintritt erhielt. Nach Verfluß der bestimmten Frist ward er mit dem Buche fertig. Der König berief alle Großen und Weisen seines Reichs und vor solcher Versammlung las Bidpai sein Buch vor. Der König war entzückt darüber und zeigte sich bereit, dem Verfasser jegliche Belohnung, die er dafür verlangte, zu geben. Bidpai verlangte aber keinen andern Lohn, als daß sein Buch sorgsam aufbewahrt werden möchte, auf daß es nicht über Indien hinaus und in die Hände der Perser komme.

Pehlwi.

Die wichtigsten historischen Zeugnisse stimmen darin überein, daß unter Nuschirwan, dem Gerechten, das Buch Bidpai's nach Persien gebracht worden sey. Der Arzt Barzujeh, so lauten die historischen Berichte, gieng entweder aus eigenem Antrieb oder aus Auftrag des Königs nach Indien, um sich das außerordentliche Buch, dessen Ruf weit hin verbreitet war, zu verschaffen. Er erreichte seinen Zweck durch seine Klugheit und Schlauheit. Barzujeh, der das Buch sofort in das Pehlwi (das Altpersische) übersetzte, erwarb sich durch seine Bemühungen die höchste Gunst seines Fürsten, verlangte aber von demselben als Lohn nichts anderes, als daß er seinen ersten Minister Buzurdschmihr beauftragen möchte, die Geschichte seines (Barzujeh's) Lebens bis zu seiner Reise nach Indien dem von ihm übersetzten Buch voranzustellen. Diese Geschichte findet sich nun wirklich dem Buch vorangestellt, und weiter unten, bei Be-

sprechung der arabischen Uebersetzung, soll das Wichtigste daraus mitgetheilt werden. Ein anderes Capitel der Einleitung handelt von der Reise des Barzujeh nach Indien.

Die Pehlwi Uebersetzung hatte fast mit der gesammten persischen Literatur das Loos, unter der Dynastie der Sassaniden durch den Glaubenseifer der Araber vernichtet zu werden.

Arabisch.

Die älteste Uebersetzung unsers Buches ist die aus dem Pehlwi gemachte arabische von Abdallah ben Mokaffa'. Dieser Mann war ein geborner Perser und lange Zeit der Religion der Mager ergeben. Später, im Dienst des Isa ben Ali, eines Onkels der beiden Khalifen Saffah und Mansur, schwor er seine väterliche Religion ab und wurde ein Bekenner des Islam, wiewohl seine Orthodoxie stets in großem Verdacht blieb. Sein sarkastisches Wesen zog ihm viele Feinde zu, und unter diesen auch den Khalifen Mansur selbst. Er endete daher

auf eine schreckliche Weise, durch die Hand des von Mansur beauftragten Statthalters von Basra, Sofjan, — es wurde ihm ein Glied des Leibes nach dem andern abgeschnitten und in einen Ofen geworfen, zulezt sein ganzer übriger Körper. — Er starb 145 d. H. d. i. 762 unserer Zeitrechnung *).

Zu seiner Uebersetzung unsers Buchs hat Ibn Mokaffa eine Vorrede geschrieben, welche die Absicht des Buchs auseinandersetzt, den Nutzen hervorhebt, welcher aus seiner Lectüre zu ziehen, und Anweisung gibt, wie man dasselbe zu lesen habe. Es mag genügen die Hauptgedanken derselben hervorzuheben; durch eine vollständige Uebersetzung, die anfangs beabsichtigt war, fürchteten wir, unsere Leser zu langweilen.

Zuförderst verlangt Ibn Mokaffa von den Lesern des Buchs, daß sie nicht bei dem Aeussern der Erzählungen stehen bleiben, sondern

*) Vgl. Tydemann conspectus operis Ibn Chalicani nr. 186. *)

daß sie vielmehr den verborgenen moralischen Sinn derselben aufsuchen sollen. Erst dann werde das Buch Nutzen bringen. So müße man ja auch die Nuß erst aufbrechen, wenn man sie genießen wolle. Sodann empfiehlt er: die erkannten Lehren der Weisheit in das praktische Leben übergehen zu lassen, denn das Wissen helfe nichts, wenn man nicht darnach handle. Das Wissen, sagt er, vollendet sich erst durch das Handeln, das Wissen ist wie der Baum, und das Handeln wie die Frucht. Und wer nach dem wohl erkannten Guten nicht handle, der mache sich dadurch nur um so strafbarer. Der weise Mann, fährt er fort, werde bei all seinen Unternehmungen sich stets ein nützliches Ziel vorstecken, er werde Misgeschick, das ihn nach göttlicher Fügung treffe, in Geduld ertragen, denn dasselbe sey nur ein anscheinendes und werde für ihn günstigen Erfolg haben. Das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung dürfe ihn nicht abhalten das Seinige zu thun, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, aber der höchste Ge-

genſtand ſeiner Beſtrebungen müßen immer die bleibenden und unvergänglichen Güter ſeyn. Der einſichtsvolle Menſch werde auf ſeiner Hut ſeyn gegen ſeine Leidenſchaften, nicht Glauben ſchenken den Worten aller Welt, nicht hartnäckig beſtehen bei einem falſchen Verfahren, an das Unausweichbare der Beſchlüſſe der Gottheit glauben, mit Muth und feſter Ausdauer handeln, Andern nicht thun was er wünſcht, daß man ihm nicht thue, und nie ſeinen Vortheil auf Koſten Anderer ſuchen. Zulezt ermahnt er nochmals die Leſer, daß ſie ſich nicht begnügen ſollen, blos oberflächlich in dem Buch zu blättern, ſondern daß ſie es ganz und in ernſter Aufmerkſamkeit leſen ſollen.

Der Verfaſſer des Buchs, ſagt er noch am Ende, habe ſich bei Abfaſſung deſſelben viererlei vor Augen geſtellt. Einmal nemlich: dasſelbe anziehend zu machen für die jungen Leute, was er dadurch zu erreichen glaubte, daß er darin verſchiedene Thiere reden und handeln ließ. Zweitens: die Aufmerkſamkeit der Fürſten

zu fesseln durch die darin gezeichneten Gestalten der Thiere. Drittens: daß dasselbe, dem Vergnügen gemäß, das die Leute aus allen Ständen in seiner Lectüre finden würden, durch eine große Anzahl von Abschriften sich vervielfältigen und so auf die fernste Nachwelt sich erhalten sollte. Viertens endlich, sagt er, betreffe der wahre Zweck der Abfassung des Buchs nur die Philosophen, d. h. sein höchster Zweck seyen die unter dem Gewande der Fabeln verborgenen Lehren der Weisheit und Moral.

Alle diese gegebenen Wahrheiten und Lehren sucht Ibn Mokassa durch passende Gleichnißreden in morgenländischer Weise zu veranschaulichen. So veranschaulicht er z. B. die Wahrheit, daß ein anscheinendes Misgeschick oft günstigen Erfolg habe, durch folgendes Gleichniß von

dem armen Mann und dem Dieb,

welches in Kürze also lautet.

— In das Haus eines armen Mannes, der Mangel litt an Nahrung und Bekleidung und

der ſich vergebens mit Bitte um Unterſtützung an Verwandte und Freunde wandte, drang ein Dieb ein. Der arme Mann meinte, der Dieb werde ſich wohl vergebliche Mühe machen und in ſeinem Haus nichts finden. Indeß findet dieſer doch ein Gefäß mit Weizen und, um nicht ganz leer auszugehen, nimmt er den Weizen und thut ihn in ſeinen Mantel. Der arme Mann war untröſtlich, daß ihm das Wenige, was er noch beſaß, genommen werden ſollte. Doch das anſcheinende Misgeſchick wendet ſich zu ſeinem Vortheil. Er geht dem Dieb zu Leibe mit einem Stock, wo dann dieſer nichts anderes zu thun weiß, als zu entfliehen, mit Zurücklaſſung ſeines Mantels, den ſich der arme Mann zu Nutzen macht.

Die übrigen in dieſer Vorrede enthaltenen Gleichnißreden ſind, außer kürzern im Verlauf der Rede angebrachten Gleichniſſen, folgende:

Der Mann der einen Schatz entdeckt, aber um denſelben wieder kommt. Er iſt nemlich zu bequem denſelben ſelbſt nach

Hause zu schaffen, überträgt solches Geschäft gedungenen Leuten; diese aber, statt den Schatz in das Haus des Mannes zu tragen, behalten ihn selbst.

Der Mann, der vorher zusehen will, was werden soll, bis er betrogen ist. Er will nemlich einem Dieb zusehen, der in sein Haus eingebrochen, und erst bei seinem Fortgehen demselben in den Weg treten; da der Dieb aber gar lange macht, so schläft der gute Mann ein, und der Dieb entkommt.

Der Kaufmann und sein trügerischer Genosse, der aber sich selbst trügt. Zwei Kaufleute hatten eine gemeinschaftliche Bude für ihre Waaren. Der eine, unehrliche, wünscht dem andern einen Ballen Waare zu entwinden. Er sucht sich einen seinem Freund angehörenden Ballen aus, und, um denselben bei Nacht, wo er ihn holen wollte, gleich zu erkennen, legt er seinen Mantel darauf. Unerwartet kommt aber dieser sein Freund diesen Tag noch in die Bude, findet den Mantel sei-

nes Genoſſen auf einem ihm angehörenden Ballen und legt denſelben dann auf einen Ballen ſeines Genoſſen. Der unehrliche Mann kommt bei Nacht und entwendet den Ballen, auf dem der Mantel lag, des Morgens erſt entdeckt er, daß er ſeinen eigenen Ballen genommen habe. An dieſes Gleichniß ſchließt ſich das ähnliche von

dem ſich ſelbſt betrügenden Dieb,

der ſtatt des Gefäßes mit Gold das mit Weizen nimmt.

Der unbedachtſame Fiſcher. Ein Fiſcher wird eine Muſchel gewahr im Waſſer, wirft ſein Netz in daſſelbe und bekommt ſein Netz voll mit Fiſchen. Er hätte aber gern die Muſchel gehabt und wirft deshalb das Netz wieder in's Waſſer. Diesmal bekam er die Muſchel in ſein Netz, dieſelbe war aber leer. Da bereuete er den Verluſt der Fiſche. Den andern Tag erblickte er eine koſtbare Muſchel; allein er wollte ſich nicht wieder vergebliche Arbeit machen, und ſo ließ er die Muſchel. Da nahm

sie ein anderer Fischer, und fand darin eine werthvolle Perle.

An diese Vorrede des arabischen Uebersetzers schließt sich das angeblich von Buzurdschmihr verfaßte Capitel über den Arzt Barzujeh (s. oben pag. XXII), aus welchem für die religiösen Ansichten des alten Persiens äußerst interessanten Capitel wir hier unsern Lesern einen gedrängten Auszug geben.

Frühzeitig zeigte sich bei Barzujeh, der einer angesehenen Familie entstammte, die Neigung zum Studium der Medicin. Er übte seine Kunst aus in der einen Absicht, dadurch Gottes Wohlgefallen sich zu erwerben. So ließ er sich von keinem der Kranken, die er behandelte, belohnen. Fern war von ihm aller Neid und alle Eifersucht auf andere an Reichthum und Ansehen höher stehende Aerzte. Stets hielt er sich, wenn je eigennützige und ehrsüchtige Gedanken in ihm aufkamen, die Eitelkeit alles Irdischen und Vergänglichen vor und mit Kraft

widerſtand er böſen Rathgebungen und gefährlichen Beiſpielen ſeiner Bekannten und Freunde. Von ſolchen Gedanken kam Barzujeh auf die Betrachtung der verſchiedenen Religionen, welche die Menſchen unter ſich trennten. Durch keinen, an den er ſich wegen Löſung ſeiner Zweifel gewandt, befriedigt, entſchloß er ſich der Religion ſeiner Väter (der magiſchen) treu zu bleiben. Aber ſein Entſchluß war nicht von Dauer. Von Neuem richtete er ſeine Gedanken auf die Kürze des Lebens und auf die Ungewißheit der Todesſtunde, welche dem Menſchen in jedem Augenblick droht, und ſo dachte er, den beſten Theil zu erwählen, wenn er ſich von ſolchen Nachforſchungen losſagte, die ihn doch zu keiner Gewißheit brächten, und ſtatt deſſen ſich damit begnügte, bloß ſolche Handlungen zu thun, die ſein Gewiſſen billigte und welche ihm das Wohlgefallen der Menſchen aller Religionen verſchafften. Mit ſolcher Handlungsweiſe verband er einen feſten Glauben an ein anderes Leben und an zukünftige Strafen und Belohnungen.

Nichts schien ihm mehr geeignet das Glück des Menschen zu machen, als die Uebung der Tugend und ein zurückgezogenes Leben, und solchem dauerhaften und unentreißbaren Glück die sündlichen und vergänglichen Vergnügungen der Welt vorzuziehen, achtete er für Tollheit. Je mehr er die Freuden der Welt betrachtete, desto mehr flößten sie ihm Widerwillen ein. Gern hätte er sich selbst jenem zurückgezogenen mönchischen Leben, für das er immer mehr Achtung bekam, hingegeben, allein er fürchtete, nicht Kraft genug zu haben, um in demselben auszuharren. Was sind indeß, sagte er zu sich, die Entbehrungen und Härten des gottgeweihten Lebens, vor denen ich so erschrecke und die ich nicht ertragen zu können fürchte, im Vergleich gegen die Uebel, welche die Vergnügungen dieses Lebens begleiten? Welche Freude kann man auch finden an den Genüssen, denen ein so baldiges Ende droht durch den Tod, und auf welche eine Ewigkeit von Strafen und Qualen folgen wird? Was sind im Gegentheil einige Jahr

der Ertödtung und der Prüfungen, da sie zu einem Glück ohne Ende führen werden? Unglücklich sey ein der Welt ergebener Mensch, denn „hungert ihn, so weiß er nicht, wo Nahrung zu finden, dürstet ihn, so weiß er nicht, womit den Durst löschen, hat er Schmerzen, so weiß er nicht, wohin er sich um Hülfe zu wenden.“ Sehr treffend sind die Bilder, mit denen er das Wesen der Welt malt, wenn er sagt: „die Welt gleichet dem Salzwasser, das dem davon Trinkenden um so mehr Durst macht, je mehr er davon trinkt. Oder dem Knochen, den ein Hund findet und an dem er wegen seines Fleischgeruchs und in der Erwartung Fleisch daran zu finden so lange nagt, bis sein Mund blutet. Oder der Milve, die ein Stück Fleisch findet, um die sich dann die Vögel versammeln, und die, um mit dem Fleisch zu entkommen, hin und herfliegt und sich abmüht, bis sie, ganz ermüdet, dasselbe muß fallen lassen. Oder einem Honigkrug, auf dessen Boden Gift ist, der anfangs zwar süßschme-

ckende Speise reicht, am Ende aber unvermeidlichen Tod bringt. Oder Träumen, in denen der Schlafende sich freut, wenn er aber aufwacht, seine Freude dahin sieht.

Der Einsichtsvolle wird daher von der Welt hinweg seinen Blick stets auf die Ewigkeit richten, und wer es nicht so macht, der ist ein Narr, werth des Mitleids oder der Verachtung. Es scheint ihm daher nothwendig, sich loszureißen von den Vergnügungen der Welt, um sich einzig zu beschäftigen mit seinem Schicksal in der Ewigkeit, und dies besonders in einem Jahrhundert, wie das seinige sey, wo trotz der Tugenden und der trefflichen Eigenschaften des Monarchen, der das Reich mit Weisheit und Festigkeit regiere, doch Alles rückwärts zu gehen und in Verfall zu gerathen scheine, wo das Laster triumphire und die Tugend in Vergessenheit gebracht sey, wo die Wahrheit verworfen und die Lüge zu Ehren gebracht werde, wo die Niederträchtigen sich des Glückes zu erfreuen

hätten und die Rechtschaffenen unglücklich und verrückt seyen. Barzujeh verwundert sich zu sehen, daß die Menschen, die doch mit Vernunft begabt und erhaben seyen über alle sonstigen Creaturen, ihrer Würde uneingedenk, sich nur mit nichtswürdigen Dingen beschäftigen und ihre wahren Interessen vernachläßigen. Einige sinnliche Befriedigungen und die nur einen Augenblick dauern, sagt er, nehmen alle ihre Fähigkeiten in Anspruch und wenden ihr Auge ab von wichtigern Sorgen. Höchst erhaben ist folgendes Bild, das Barzujeh von dem menschlichen Geschlecht entwirft. „Man kann dasselbe, sagt er, mit nichts besser vergleichen, als mit einem Menschen, welcher, vor einem wüthenden Elephanten fliehend, in einen Brunnen hinabsteigt; er hält sich fest an zwei Aesten, die über den Brunnen herhängen, er steht auf einem hervorstehenden Stein des Gemäuers. Vier Schlangen strecken ihre Köpfe heraus aus ihren Löchern in der Mauer; auf dem Boden des Brunnens gewahrt

er einen Drachen, welcher, mit offenem Rachen, nur den Augenblick seines Falls erwartet, um ihn zu verschlingen. Seine Blicke richten sich auf die zwei Aeste, an denen er sich festhält, aber er sieht da zwei Ratten entstehen, eine schwarze und eine weiße, die ohne Aufhören an den Aesten nagen. Indeß bietet sich seinem Blick ein anderer Gegenstand dar, ein Bienenstock. Er macht sich an den Honig desselben und vergißt, ob solchem Genuß, der Schlangen, auf welchen seine Füße ruhen, der Ratten, welche die Aeste abnagen, an denen er sich festhält, und der drohenden Gefahr, eine Beute des Drachen zu werden, der auf den Augenblick seines Falles paßt. Seine Unbesonnenheit und seine Selbsttäuschung hören erst mit seinem Leben auf. Der Brunnen aber, das ist die Welt, voll von Gefahren und Elend. Die vier Schlangen, das sind die vier Säfte, deren Mischung unsern Körper bildet, die aber, wenn ihr Gleichgewicht gestört wird, eben so viel tödtende Gifte werden.

Die zwei Ratten, die ſchwarze und die weiße, das ſind der Tag und die Nacht, deren ſtete Folge die Dauer unſers Lebens verzehrt. Der Drache, das iſt das unausweichbare Ziel, das uns alle erwartet. Der Honig endlich, das ſind die ſinnlichen Vergnügungen, deren falſche Süßigkeit uns verführt und uns von dem Wege ableitet, den wir gehen ſollten *)."

„Ich entſchloß mich alſo, ſagt Barzujeh zum Schluß, zu verbleiben in meinem Stand und in meiner Handlungsweiſe, ſo viel wie möglich, zu beſſern, in der Hoffnung, daß einſt ein Augenblick des Lebens kommen würde, wo ich einen Führer fände, der mich recht leitete, eine Macht, fähig, meine Seele zu unterwerfen und einen Herrn, der Ordnung brächte in meine Angelegenheiten. In ſolchem Zuſtand verblieb ich bis zur Zeit, wo ich nach Indien geſchickt wurde. Ich begab mich nach dieſem

*) Vgl. geſammelte Gedichte von Rückert I. pag. 48.

Land und forschete dort vielem nach. Nachdem ich mir viele Bücher und unter andern das vorliegende abgeschrieben, gieng ich in mein Vaterland zurück."

Besonders auf diese lezten Aeußerungen gründet de Sacy die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß Barzujeh ein Christ gewesen.

Auch dieses Capitel enthält einige Apologen. Es sind folgende:

Der überlistete Dieb. Der Dieb will das Zaubermittel anwenden, von dem er den Herrn des Hauses, in welches er eingedrungen, zu seiner Frau sprechen hörte, als durch welches er sich seinen Reichthum erworben. Jenes Zaubermittel ward aber von dem Herrn des Hauses blos erdacht und ausgesprochen, um den Dieb, der wohl nicht säumen würde, es zu versuchen, dadurch zu fangen.

Der ertappte Liebhaber. Eine Frau hatte einen Liebhaber, für den sie für den Fall der Noth einen geheimen Gang von ihrer Wohnung auf die Straße ausersehen hatte. Als ihr

hatte ſich an der Thür des Hauſes zeigte, heißt
ie ihren Liebhaber eiligſt durch jenen Gang ent-
iehen. Allein er macht ſo viel Umſtände und
och ſo viele Fragen, bis ihn der Herr des
auſes ertappt.

Der übervortheilte Kaufmann. Ein
aufmann beſtellt ſich einen Mann, um ihm
inen koſtbaren Edelſtein zu durchbohren, wofür
ieſer hundert Denare verlangt. Allein, ſtatt
en Edelſtein zu durchbohren, ſpielt der Künſt-
r, und zwar auf eigenes Verlangen des Kauf-
annes, den ganzen Tag die Cymbel, die er
ut zu ſpielen verſtand. Am Abend verlangt
er Künſtler ſeine hundert Denare, und der
aufmann muß ihm, wiewohl ſein Edelſtein
icht durchbohrt iſt, dieſelben bezahlen.

Auch die bekannte Fabel von dem Hund,
er nach dem Schatten des Stückes Fleiſch, das
r im Maul hat, ſchnappt, findet ſich mit kur-
en Worten in dieſem Capitel.

Die arabiſche Ueberſetzung des Ibn Mokaffa
egt uns in der trefflichen Ausgabe von de

Sacy, Paris 1816, vor, und nach ihr ist vorliegende Uebersetzung gemacht.

Das erste Capitel des Buchs hat H. A. Schultens edirt, Lugd. Bat. 1786.

Ueber andere arabische Versionen, worunter eine poetische in vierzehntausend Versen, handelt de Sacy a. a. O.

Uebrige orientalische Versionen.

Den meisten derselben liegt die arabische Ibn Mokassa's zu Grund. Erst in neuerer Zeit wurde in Indien aus dem indischen Original übersetzt. Eine vollständige Aufzählung und Charakterisirung aller im Orient gemachten Versionen und Bearbeitungen unsers Buches kann nur der Gegenstand eines eigenen Buchs seyn. Hier müssen wir uns begnügen, blos auf die wichtigsten derselben und die im Druck erschienenen aufmerksam zu machen.

Dahin gehört vor allen die unter dem Titel Anwari Sohaili (Lichter des Canopus) bekannte persische Uebersetzung, oder richtiger Bearbei-

tung von Hoſein Waëz *). Sie zeichnet ſich hauptſächlich durch einen leichten Styl aus. Eigenthümlich iſt dieſer Bearbeitung noch, daß ſie die in der arabiſchen Verſion befindliche Einleitung zu dem Buch wegläßt, und daß ſich ſtatt derſelben eine eigene von Waëz verfaßte darin vorfindet. Dieſelbe iſt zu leſen in dem erſten Band der **Contes et fables indiens.** Waëz hat ſeiner Bearbeitung eine ältere perſiſche Verſion, die gegen 515 d. H. (d. i. 1121) Abul maali Nasrallah aus dem Arabiſchen des Ibn Mokaffa gemacht, zu Grund gelegt.

Von den übrigen perſiſchen Verſionen erwähnen wir blos noch der von dem blindgebornen Dichter Rudeghi **) in Verſen verfaßten, für welche Arbeit er mit 80,000 Goldſtücken belohnt worden ſeyn ſoll.

---

*) Gedruckt Calcutta 1805. 1824. Bombay 1828. Ein Auszug daraus (das ſiebente Capitel) London 1821.

**) Er lebte an dem Hof des ſamanidiſchen Emirs Nair ben Ahmed, welcher 331 d. H. (d. i. 942) ſtarb.

Ueber eine in neuerer Zeit aus dem Indiſchen gemachte perſiſche Verſion verbreitet ſich Sacy im zehnten Band der Notices et Extraits.

Die perſiſche Bearbeitung der Hoſein Waëz wurde bald nach ihrem Erſcheinen in's Türkiſche übertragen von Ali Tſchelebi, unter dem Titel Humajun nameh d. i. königliches Buch, und dem Kaiſer Soliman, dem Erſten, dedicirt. Herr von Diez hatte eine vollſtändige Ueberſetzung des königlichen Buchs verſprochen, es iſt aber bei einer Einleitung in daſſelbe und bei einer Probe aus demſelben geblieben. Und ſchwerlich würde, nach der gegebenen Probe zu urtheilen, die Ueberſetzung dieſer türkiſchen Bearbeitung bei uns Nicht-Orientalen Beifall gefunden haben, denn nach occidentaliſchem Geſchmack iſt dieſe Bearbeitung eine verkünſtelte und ſchwülſtige. Wenn, um nur ein Beiſpiel zu geben, Tſchelebi den Aufgang der Sonne mit folgenden Worten beſchreibt:

„Als eines Tages der Falke des Neſtes des Firmaments die Nachtvögel der flatternden Sterne

von der Wiese des Himmels zerstreut hatte und vor'm Anblick der Klauen des Löwens des Tages das Reh der bisamduftenden Nacht vom Felde des Daseyns in Wüsten des Nichtseyns entflohen war *)",

so mag man zwar sich über Tschelebi's Kunstfertigkeit verwundern, wird aber gewiß keinen Gefallen daran finden können.

Außer den genannten Versionen hat man noch folgende, die man theils in Handschriften besitzt, theils aber auch blos aus historischen Berichten kennt, eine hebräische, angeblich von Rabbi Joël, eine syrische, deren Existenz aber nach Sacy's Untersuchung sehr problematisch ist. Ausserdem, nach zum Theil zweifelhaften Berichten, eine armenische, tartarische, malabarische, malajische. Im Druck erschienen sind noch folgende orientalische Versionen: eine hindostanische, Calcutta 1803; eine mahrat-

*) Diez über das königl. Buch Berlin 1811, p. 153. Eine Probe dieser türkischen Bearbeitung gibt auch Hammer-Purgstall in den Fundgruben des Orients, im zweiten Band.

tiſche, Calc. 1815; eine bengaliſche, Serampur 1801; eine tamuliſche, Madras *).

Wir gehen zu

den europäiſchen Verſionen

über, unter welchen wir blos den deutſchen nähere Aufmerkſamkeit ſchenken wollen.

Das höchſte Alter unter den europäiſchen Verſionen hat die griechiſche von Simeon Seth, gemacht zu Konſtantinopel um's Jahr 1100 auf Befehl des Kaiſers Alexius Comenus, nach der arabiſchen des Ibn Mekaſſa. Sie wurde zuerſt von Poſſinus, im Jahr 1666, ins Lateiniſche überſetzt; eine neue lateiniſche Ueberſetzung ſammt dem griechiſchen Text gab S. G. Starck im Jahr 1697.

Eine neugriechiſche, wahrſcheinlich aus dem Franzöſiſchen gemachte, Ueberſetzung iſt gedruckt Wien 1783.

Von großer Bedeutung iſt ſodann die in Italien aus dem hebräiſchen gemachte lateiniſche

*) Man ſehe: A catalogue of books in oriental literature by Parbury, Allen et Co. Lond. 1835.

Ueberſetzung des Johann von Capua, eines getauften Juden, weil dieſe einer ganzen Anzahl neuerer europäiſchen Verſionen den Urſprung gegeben. Sie iſt gedruckt unter dem Titel: **Directorium humanae vitae alias parabolae antiquorum sapientum**. Jahr und Ort des Drucks ſind nicht angegeben. Er fällt aber in die Jahre 1470 bis 1480. Leider konnten wir uns dieſe Ueberſetzung nicht verſchaffen.

Eine andere lateiniſche Ueberſetzung wurde von Raymund de Biterris nach einer ſpaniſchen, die aus der arabiſchen gemacht ſeyn ſoll, verfertigt auf Befehl der Königin Johanna von Frankreich und Navarra im Jahr 1313, iſt aber, wie auch jene ſpaniſche, nie gedruckt worden.

Die erſte gedruckte ſpaniſche Ueberſetzung iſt vom Jahre 1498; wieder aufgelegt 1521 und 1547 *). Eine andere, nach dem Türkiſchen ge-

*) Vgl. Diez (pag. 140), welcher überhaupt über die neuern Ueberſetzungen nachzuſehen iſt.

machte, spanische Uebersetzung, die aber unvollständig ist, hat man von Bratutti, Madrid 1654, zweiter Theil 1658.

Nach erstgenannter spanischer Uebersetzung ist eine italienische gemacht durch Agnolo Firenzuola, Florenz 1548; wieder aufgelegt 1562, 1622 und 1723. Eine andere italienische Uebersetzung ist zu Venedig 1552 und dann noch fünfmal gedruckt. Eine dritte zu Ferrara 1583.

Französischer Uebersetzungen gibt es gleichfalls mehrere, keine aber ist aus der ältesten arabischen geflossen, sondern sie sind theils nach der persischen des Hosain Waëz theils nach der türkischen des Tschelebi gemacht. Die älteste derselben ist die angeblich von David Sahid von Ispahan, wahrscheinlich aber von Gaulmin, unter dem Titel: **Livre de lumieres ou la conduite des rois,** verfaßte, Paris 1644, und nachher unter verschiedenen Titeln mehrfach aufgelegt, z. B. 1792 durch den Herzog Friedrich August von Braunschweig, mit einer Zueignung an seine Mutter, Schwester des Königs Frie-

drich des Zweiten. Ein neuer französischer Uebersetzer war der verdiente Galland, der nach dem türkischen übersetzte. Seine Uebersetzung, nur der erste Theil, erschien unter dem Titel: **Les contes et fables indiennes de Bidpai etc.**, Paris 1724. Fortgesetzt wurde sie von Cardonne, Paris 1778. Neu abgedruckt im **Cabinet des Fées**, Bnd. **XVII** und **XVIII**, **Geneve** 1786.

Nach dem Italienischen wurde eine englische Uebersetzung gemacht, Lond. 1570 und öfter. Wahrscheinlich aus dem Französischen ist eine andere englische Version Lond. 1754 und öfter. Sehr bedauert haben wir, daß wir die neueste englische, aus dem Arabischen gemachte, Uebersetzung durch Wyndham Knatchbull, Oxford 1819, nicht erhalten konnten.

Eine holländische Uebersetzung erschien 1623, nach einer italienischen oder deutschen. Eine andere soll zu Amsterdam 1714 erschienen seyn.

Ins Schwedische wurde unser Buch zuerst übersetzt von Wilde, Stockholm 1743. Eine

zweite schwedische Uebersetzung rührt her von einem gewissen Rubeus, Stockh. 1762.

Ohne Zweifel wird noch manches andere europäische Volk eine Uebersetzung unsers Buchs besitzen, und der Uebersetzer würde es demjenigen Gelehrten sehr zu Dank wissen, der Nachforschungen hierüber anstellte. Ihm selbst standen Mittel und Gelegenheit dazu nicht zu Gebot.

Es ist nur noch übrig, von den deutschen Versionen unsers Buchs zu sprechen.

In keinem Lande hat Bidpai größeres Glück gemacht als in Deutschland, und es konnte nicht fehlen, er wurde von einem Manne eingeführt, welcher der Ruhm und Stolz seiner Zeit, ebenso durch seine Waffenthaten, wie durch seine Liebe der Wissenschaften ausgezeichnet war, durch den Stifter der Universität Tübingen, den Herzog von Würtemberg, Eberhard im Bart. Wahrscheinlich hatte er unser Buch auf einer seiner frühern Reisen kennen gelernt. Kurz! er ließ es aus dem Lateinischen des Johann von Capua in's Deutsche übersetzen, und auf seine

Koſten drucken. Wer der Ueberſetzer geweſen, weiß man nicht. Auch Zeit und Ort des Drucks ſind nicht angegeben, aber es iſt kein Zweifel, daß das Buch in Urach an dem Hofslager Eberhards durch Konrad Fyner gedruckt wurde, wahrſcheinlich in dem Jahr 1480 *). Es führt den Titel: Buch der Byſpel der alten Weiſen und iſt mit 125 Holzſchnitten geziert. Beiſpiellos iſt der Enthuſiasmus, womit dieſe Schrift von dem Volk aufgenommen wurde. Kaum machte die deutſche Bibelüberſetzung jener Zeit ſolches Glück. In einem Zeitraum von fünf Jahren erſchienen vier neue Auflagen in dem Publikum, drei zu Ulm 1483, 1484, 1485, eine zu Augsburg 1484, ſpäter in Straßburg 1501, 1539, 1545, und noch öfter da und dort. Um dem erlauchten Unternehmer einen Beweis von Verehrung und Dankbarkeit zu geben, unterließen Ueberſetzer und Drucker nicht auf eine ſinnige

*) Gutſcher: Eberhard der Erſte, Stuttg. 1822, pag. 239. Vgl auch Pfiſter: Eberhard im Bart, Tüb. 1822.

Weiſe deſſen Namen und Wahlſpruch mit den Anfangsbuchſtaben der einzelnen Sätze der Einleitung zu verweben, was Manchen *) Anlaß gegeben die Ueberſetzung für ein Werk des Herzogs ſelbſt zu halten. Wahrſcheinlich ließ Eberhard für ſich und ſeine Freunde nur eine kleine Anzahl davon abdrucken, daher ſucht man eben dieſe von ihm veranſtaltete Ausgabe ohne Jahrzahl und Druckort umſonſt noch auf einer andern Bibliothek in Deutſchland als auf der königl. Bibliothek in Stuttgart **).

In der Ausgabe von 1545 iſt der Inhalt des Buchs alſo angegeben ***):

„Der alten Weiſenen Exempel ſprüch mit vielen ſchönen Beyſpielen und Figuren erleuchtet. Darinnen faſt aller Menſchen Weſen, Händel, Untreue, Liſt, Geſchwindigkeit, Neyd

*) Namentlich dem ſeiner Zeit berühmten Orientaliſten Schickard zu Tübingen. S. deſſen Vorrede zu Ochſenbach's Ueberſetzung des Gulliſtan. Tüb. 1636.

**) Gutſcher a. a. O.

***) Diez pag. 138.

und Haßz figurieret und angezeigt worden. In welchem auch nicht weniger der heymlich Neyd und Haßz, so ſich beyweilen an königlichen und fürſtlichen Höfen zwiſchen Räthen und andern des Regiments Verwandten mit falſcher Schmeycheley und Verrätherey der Boshaftigen wider die Getrewen und Frummen zutragen, gleichwie in einem ſpiegel erſehen und erkannt werden. Allen Menſchen nit allein fruchtbarlich und kurzweilig ſonder auch ſchimpflich und ernſtlich zu leſen und hören.“

Hier mag auch das Wort Platz finden, das Wolfgang Strüder, einſt Profeſſor zu Jena, über unſer Buch geſagt: „Dieſs Buch der alten Weyſen, wie ſchwer es wigt (und es war wohl in Schweinsleder gebunden, und wog alſo viel), ſo viel und mehr werth Goldes iſt es *)“.

Auch in neuerer Zeit hat unſer Buch noch deutſche Ueberſetzungen erlebt, welche aber alle ſehr ſelten zu ſeyn ſcheinen, denn Ueberſetzer hat

*) Diez a. a. O. p. 139.

keine derſelben erhalten können. Es ſind folgende:

Abuſchalem und ſein Hofphiloſoph, oder die Weisheit Indiens in einer Reihe von Fabeln von Rector Lehmus, Leipz. 1778.

Dieſe Ueberſetzung iſt nach der griechiſch-lateiniſchen von Stark gemacht. Ferner:

Kalila Wadimna Pilpay verdeutſcht und metriſch bearbeitet von L. Weber, Leipz. 1802.

Aus dem Franzöſiſchen. Sodann:

Betragen der Großen und Kleinen, wie es ſeyn ſollte, oder die Fabeln des indiſchen Weltweiſen Pilpai, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Conrector Vollgraf. Eiſenach 1803 *).

Zu erwähnen iſt auch die Ueberſetzung des erſten Capitels unſers Buchs nach Johann von Capua durch V. Schmid, welche ſich im 28ten Band der Wiener Jahrbücher findet.

Endlich iſt in neueſter Zeit in Norwegen eine Ueberſetzung unſeres Buchs, und zwar nach dem Arabiſchen, gemacht worden, auf die wir

aber bis heute vergeblich gewartet haben. Ihr Titel iſt:

Calila und Dimna, eine Reihe moraliſcher und politiſcher Fabeln des Philoſophen Bidpai, aus dem Arabiſchen überſetzt von C. H. Holmboe, Prof. der morgenl. Sprachen an der königl. Norweg. Friedrichs-Univerſität u. ſ. w. Chriſtiania 1832 *).

So hätten wir denn die Reihe der Länder durchlaufen, vom fernſten Oſten bis in die heimiſchen Gegenden, und da geſehen, wie die gebildetſten Völker der Erde unſer Buch freundlich ja mit Begeiſterung aufgenommen, wie die größten und weiſeſten Fürſten ihm ihre Aufmerkſamkeit ja Bewunderung geſchenkt haben.

*) Die Kenntniß dieſer Ueberſetzung verdanke ich meinem theuren Freund Dr. Schultz zu Paris. Derſelbe hat mir auch ſeine handſchriftliche Ueberſetzung des erſten Capitels unſers Buchs zur Benützung überlaſſen, die an einigen Stellen mir treffliche Dienſte geleiſtet hat. Gratias tibi, amicissime!

Calila und Dimna.

Erſtes Buch.

Der Löwe und der Stier.

Der König Dabſchelim ſagte zu dem Philoſophen Bidpai, welcher war das Haupt der Brahmanen:

— Mache mir ein Gleichniß in Beziehung auf zwei ſich gegenſeitig Liebende, welche ein ränkevoller Lügner auseinander bringt, und dann gar zu Feindſchaft und Haß aufregt!

Bidpai erwiederte:

— Wenn zwei ſich Liebende das Unglück haben, daß ein ränkevoller Lügner bei ihnen Eingang gewinnt, ſo ſteht es nicht lange an, bis ſie ſich trennen und ſich den Rücken bieten. Ein Gleichniß, welches hieher gehört, iſt folgendes:

Es war in dem Lande Deſtawend ein bejahrter Mann, der hatte drei Söhne. Als ſie das männliche Alter erreicht hatten, verſchwendeten ſie in kurzer Zeit das Vermögen ihres Vaters,

da ſie gar kein Geſchäft trieben, um ſich ſelbſt dadurch etwas zu erwerben. Ihr Vater rügte ſie deshalb, und gab ihnen wegen ihrer ſchlechten Handlungsweiſe ernſtliche Ermahnungen. Unter anderem ſagte er zu ihnen:

— Meine Söhne! der Bürger der Welt hat nach drei Dingen zu ſtreben; dieſe kann er aber nur durch vier andere erreichen. Jene drei Dinge, nach denen er trachten wird, ſind: ein reichlicher Lebensunterhalt, eine würdige Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft und Schätze, die er mitnehmen kann in das Jenſeits. Die vier Dinge aber, deren er bedarf, um dieſe drei zu erreichen, ſind: einmal, daß er ſich ſein Vermögen auf rechtliche Art erwerbe; daß er ſodann ſeinem erworbenen Gut wohl vorſtehe; daß er ferner es zu Nutzen anlege, und endlich, daß er daſſelbe, wie zu eigener Lebensfriſtung, ſo zum Wohl und Dank Anderer verwende; ſo wird dann hoher Gewinn ihm im andern Leben zu Theil werden. Wer aber eine dieſer Bedingungen nicht beobachtet, der findet nicht Befriedigung ſeines Bedürfniſſes; denn wer ſich nichts erwirbt, der bekommt kein Vermögen, wovon er leben könnte; wer ſich ſodann Gut und Vermögen

erworben hat, demſelben aber nicht gut vorzuſtehen weiß, der wird bald um ſein Gut kommen und arm werden; wer weiter ſein Geld hinlegt und es nicht zu Nutzen anzulegen verſteht, dem wird es, wenn er gleich immer nur wenig davon ausgibt, doch ſchnell ausgehen, gleichwie das Augenpulver, wenn gleich immer nur einige Stäubchen von demſelben auf den Stift genommen werden, doch ſchnell ausgeht; wer endlich ſein Geld nicht paſſend zu verwenden weiß, es nicht an den rechten Platz bringt, und, wo es wohl angelegt wäre, es anzulegen verfehlt, der befindet ſich in der Lage des Armen, der kein Vermögen beſitzt, und dieſes ſein Vermögen wird nicht bewahrt ſeyn vor dem Untergang, wenn Unfälle hereinbrechen. Sein ſo aufgehäufter, aber übel verwendeter, Schatz gleicht einer Ciſterne, in die ſich zwar immer Gewäſſer ergießen, deren Waſſer aber doch, wenn gleich es weder abfließt noch verdunſtet, verloren geht, wenn nemlich Löcher in dieſelbe einbrechen, wo dann das Waſſer nach allen Richtungen hinfließt und verſiegt. Manchmal bekommt auch eine ſolche Ciſterne einen ſtarken Riß, ſo daß all ihr Waſſer verfließt.

Die Söhne des alten Mannes ließen sich durch die Worte ihres Vaters ermahnen, nahmen dieselben an, denn sie sahen ein, daß sie gut gemeint waren, und handelten darnach.

Da machte sich der Aelteste von ihnen auf den Weg nach einem Lande, das Majun heißt. Unterwegs kam er an einen Ort, wo viel Sumpf war; er hatte aber einen Wagen bei sich, welchen zwei Stiere, Schenzeba und Bendeba benannt, zogen. Der Schenzeba sank an diesem Ort in den Sumpf; sein Besitzer, ein Kaufmann, und wer bei ihm war, gaben sich alle mögliche Mühe, denselben herauszuziehen, allein sie vermochten es nicht. Da gieng der Kaufmann fort, indem er einen Mann bei dem Stiere zurückließ, um auf denselben Acht zu geben, und in der Hoffnung, daß der Sumpf sich verlieren möchte, und der Mann ihm dann mit seinem Stier nachfolgen könnte. Allein nachdem dieser Mann die ganze Nacht an jenem Orte verweilt, wurde er des Wachens über den Stier überdrüssig, und ließ denselben im Unmuth im Stich, suchte den Kaufmann auf und sagte ihm, daß der Stier bereits den Tod gefunden habe, indem er hinzufügte:

— Siehe! dem Menschen, dessen Lebenszeit verstrichen ist und dessen Ende sich genähert hat, wird alle Mühe und Anstrengung, die er sich gibt, um das von sich abzuwenden, wodurch er seinen Untergang fürchtet, nichts helfen, und oft zieht er sich gerade durch diese seine Mühe und Vorsicht den Untergang zu. Wie erzählt wird von einem Manne, welcher durch eine wüste Gegend wanderte, die Löwen furchtbar machten, und er war wohl bekannt mit den Gefahren einer Reise in dieser Gegend. Wie er noch nicht weit war, begegnete ihm ein wüthender und raubgieriger Wolf, und als er denselben auf sich loskommen sah, gerieth er in große Furcht, sah deshalb rechts und links um nach einem Ort, wo er vor demselben Schutz fände; er wurde aber nichts gewahr als einen Ort jenseits des Flusses. Da lief er eilenden Schrittes nach jenem Ort; wie er aber an den Fluß kam, sah er keine Brücke über denselben und den Wolf ganz nahe hinter sich. Da stürzte er sich in das Wasser; weil er aber nicht gut zu schwimmen verstand, so wäre er beinahe ertrunken, wenn ihn nicht einige Leute von der Stadt erblickt hätten, die ihm zu Hülfe eilten und ihn aus dem Wasser herauszogen, da

er ſchon ſeinem Untergange ganz nahe war. Nachdem er zu dieſen Leuten gekommen, und für ſein Leben vor dem Angriffe des Wolfs ſicher war, erſchaute er an dem Ufer des Fluſſes ein einzeln ſtehendes Haus. Da ſprach er: Ich will in dieſes Haus hineingehen, um darin auszuruhen. Allein als er hineinkam, fand er daſelbſt eine Truppe von Räubern, die eben einen vorübergehenden Kaufmann ausgeplündert hatten, ſeine Habe gerade unter ſich theilten und ihn tödten wollten. Da lief er voll Furcht ſchnell nach dem Ort zurück, lehnte ſich mit dem Rücken an eine Mauer an, um auszuruhen von ſeiner Furcht und ſeiner Ermüdung, als die Mauer über ihm zuſammenfiel und er ſeinen Tod fand.

Der Kaufmann entgegnete dem Mann:

— Du haſt Recht, dieſe Geſchichte iſt mir auch ſchon zugekommen.

Was aber den Stier betrifft, ſo machte er ſich aus dem Sumpf heraus, und weidete ſich dann auf Frucht- und Waſſerreichem Boden. Nachdem er fett geworden und in Sicherheit war, fieng er an, ſeine Stimme zu erheben und zu brüllen, da er nach Kühen Verlangen hatte. In ſeiner Nähe war aber ein Wald, worin ein

gewaltiger Löwe war, der dieſe ganze Gegend als König beherrſchte, und in ſeiner Umgebung waren viele wilde Thiere, Wölfe, Schakale, Füchſe, Hirſchlüchſe und Panther. Dieſer Löwe hatte ſich alle Gewalt angeeignet, und er nahm von keinem ſeiner Genoſſen einen Rath an. Als er das Brüllen des Stiers vernahm, — nie hatte er vorher einen Stier geſehen, noch ſein Brüllen gehört — wagte er ſeine Behauſung nicht mehr zu verlaſſen, und war nicht mehr heiter, ſondern ließ ſich alle Tage ſeine Nahrung von ſeinen Untergebenen herbeiſchaffen.

Unter ſeiner Truppe befanden ſich auch zwei Schakale, wovon der eine Calila und der andere Dimna hieß, die viel Scharfſinn, Kenntniſſe und Bildung hatten. Einmal ſprach Dimna zu ſeinem Bruder Calila:

— Was mag doch dem Löwen fehlen, daß er immer zu Hauſe ſitzt, nicht mehr ausgeht und ſo misvergnügt iſt?

Calila antwortete:

— Was geht dich das an, und was ſoll ſolche Frage? Wir, die wir am Hofe des Königes ſind, müſſen das thun, was er liebt, und das laſſen, was er verabſcheut, und wir ſind

nicht Leute hoher Würde, welche mit Königen verkehren und in ihre Angelegenheiten ſehen dürfen. Drum ſchlage dich von dieſem Gedanken los und wiſſe, daß wer ſich in einer Sache, die nicht zu den ſeinigen gehört, ein Wort oder eine Handlung erlaubt, daß dem Aehnliches widerfahren kann, wie dem Affen von dem Zimmermann widerfahren iſt.

— Wie war das? fragte Dimna.

Calila erwiederte:

Der Affe und der Zimmermann.

— Ein Affe, erzählt man, ſah einen Zimmermann ein Stück Holz ſpalten vermittelſt zweier Keile, indem er auf dem Holz rittlings ſaß. Das ſetzte den Affen in Erſtaunen. Kaum war der Zimmermann nach einem andern Geſchäft fortgegangen, ſo erhob ſich der Affe, und ergriff ein Geſchäft, das nicht das ſeinige war. Er ſetzte ſich nemlich rittlings auf das Holz, lehnte ſich mit dem Rücken an den hintern Keil, und richtete ſein Geſicht auf das Stück Holz. Da kamen ſeine Hoden in die Spalte zu hangen, und er zog den vordern Keil heraus und

die Spalte klaffte zusammen. Da fiel er in Ohnmacht. Nach einiger Zeit kam der Zimmermann, und wie er den Affen an seiner Stätte sah, nahte er sich demselben und schlug ihn tüchtig durch. Die Schläge aber, die er von dem Zimmermann erhielt, verursachten ihm noch ärgere Schmerzen, als ihm das zusammenklaffende Stück Holz verursachte.

Auf diese Erzählung entgegnete Dimna:

— Was du da gesagt hast, läßt sich hören, allein du mußt wissen, daß nicht Jeder, welcher sich Königen nähert, sich bloß seines Bauches wegen denselben nähert, sondern auch, um seinen Freund zu erfreuen und seinen Feind zu unterdrücken. Und siehe! Leute, die ohne männlichen Muth sind, die sind mit Wenigem zufrieden und begnügen sich mit Geringem, gleich dem Hunde, welcher, wenn er nur einen dürren Knochen erjagt, sich schon dessen erfreuet. Was aber Leute von Auszeichnung und Muth betrifft, so begnügen sie sich nicht mit dem Geringen, und sind damit nicht zufrieden, sondern streben immer darnach, wessen sie sich würdig halten und was ihrer Würde wiederum angemessen ist. Wie der Löwe, welcher nach einem Hasen jagt, densel-

den laufen läßt, wenn er ein Kameel erblickt, und dann auf dieſes losgeht. Siehſt du nicht den Hund mit ſeinem Schwanze wedeln, bis du ihm das Stück hinwirfſt, und daß der Elephant, der berühmt iſt wegen ſeiner Klugheit und Stärke, wenn ihm Futter gebracht wird, nicht eher davon frißt, als bis man ihn ſtreichelt und ihm ſchmeichelt? Und wer Güter beſitzt und ſich auszeichnet und ſich um ſein Volk und ſeine Genoſſen verdient macht, der lebt lange, wenn gleich ſein Leben nur kurze Zeit dauern ſollte; was dagegen einen ſolchen betrifft, der in bedrängten und dürftigen Umſtänden lebt, und der gegen ſich ſowohl als die Seinigen karg ſich erweiſt, ſo lebt ein ſchon Begrabener mehr als er. Wer nur für ſeinen Bauch arbeitet und ſich damit begnügt, und was drüber hinausgeht liegen läßt, der muß den unvernünftigen Thieren beigezählt werden.

Calila erwiederte:

— Ich habe wohl verſtanden, was du geſagt haſt, aber ſey noch einmal verſtändig und laß dir ſagen, daß jeder Menſch ein gewiſſes Verdienſt und einen gewiſſen Werth hat, und wenn er beſitzt, was ſeinem Verdienſt angemeſſen iſt, ſo ſoll er zufrieden ſeyn. Wir aber haben kein ſol-

ches Verdienſt, daß wir die Lage, in der wir ſind, für eine uns herabwürdigende anſehen dürften.

Dimna entgegnete:

— Siehe! die Grade der Würde richten ſich nach dem Grade des männlichen Sinnes, ſo daß ein Mann von männlichem Sinn von einer niedrigen Stellung zu einer hohen erhoben, dagegen ein anderer, dem männlicher Sinn fehlt, von einer hohen Stellung erniedrigt wird zu einer geringen. Das Sicherheben aber zu einer hohen Stellung iſt ſchwer, das Herabſinken von derſelben iſt leicht; gleichwie es ſchwer iſt, einen ſchweren Stein von der Erde weg auf die Schulter zu heben, dagegen leicht ihn auf die Erde fallen zu laſſen. Uns ſteht es aber an, daß wir eine höhere Würde anſtreben vermöge unſers männlichen Sinnes; denn warum ſollen wir uns mit unſerer jetzigen niedrigen Stellung begnügen, da wir von derſelbigen zu einer hohen uns zu erheben das Vermögen haben?

— Was haſt du denn nun vor, fragte Calila, und wie willſt du das angreifen?

— Ich will, erwiederte Dimna, bei dieſer Gelegenheit dem Löwen zu begegnen ſuchen, denn er iſt von ſchwacher Einſicht; vielleicht

daß ich bei ſolchem Umſtand mich ihm nähern und bei ihm eine würdige Stelle erhalten kann.

Calila fragte:

— Und woher weißt du, daß der Löwe ſeine Geſchäfte nicht recht zu führen verſteht?

Dimna erwiederte:

— Durch meine Scharfſichtigkeit und Einſicht weiß ich das, denn der einſichtsvolle Mann erkennt den Zuſtand eines Andern und die Beſchaffenheit ſeines Innern aus deſſen Aeuſſerungen und Betragen.

Calila fragte:

— Wie kannſt du denn auf eine hohe Stelle bei dem Löwen hoffen, da du nie im Umgang eines Fürſten geweſen biſt, und da du von dem Fürſtendienſt keine Kenntniß haſt?

Dimna erwiederte:

— Der ſtarke und kräftige Mann läßt ſich nicht ſchwach finden, wenn er eine ſchwere Laſt tragen ſoll, auch wenn er an das Laſttragen nicht gewohnt iſt, und der ſchwache Mann, wenn gleich das Laſttragen ſein eigentliches Geſchäft iſt, wird einer ſchweren Laſt nicht gewachſen ſeyn.

Calila entgegnete:

— Siehe! ein Fürst überträgt Ehrenstellen nicht an die Trefflichsten seiner Höflinge, sondern er berücksichtigt hiebei die, welche ihm die nächsten und mit ihm verbunden sind. Hierin, sagt man, gleiche der Fürst dem Rebstocke, welcher nur an den edelsten Bäumen sich hinaufrankt. Und wie kannst du auf eine Ehrenstelle bei dem Löwen hoffen, da du ihm nicht nahe stehst?

Dimna erwiederte:

— Ich verstehe alle deine Worte und was du erwähnt hast, und du hast Recht; allein du mußt wissen, daß oft einer, der dem Fürsten immer nahe stand, weniger seiner Stelle und seiner Würde gewachsen ist, als ein Anderer, der sich ihm erst, nachdem er ihm fern gestanden, genähert, und dabei ein rechtlicher und ehrenvoller Mann ist; ich aber verlange vermöge meines Eifers mich auch zu solchem hohen Rang emporzuschwingen. Man sagt auch, es könne sich Keiner am Hof eines Fürsten halten, als wer es verstehe, die Scham abzulegen, Unrecht zu ertragen, den Zorn zu unterdrücken und gegen Alle gefällig zu seyn; daß aber, wer solches verstehe, seinen Zweck gewiß erreiche.

Calila entgegnete:

— Nun, angenommen, daß du zu dem Löwen kommſt, was berechtigt dich dann zu der Hoffnung eine hohe Stelle und Anſehen bei ihm zu finden?

Dinna erwiederte:

— Wenn ich ihm mich einmal genähert und ſeine Eigenſchaften kennen gelernt habe, dann werde ich ihm alles zu Gefallen ſagen und thun, und nur wenig ihm widerſprechen. Hat er Verlangen nach einer Sache, von der er ſich einen guten Erfolg verſpricht, ſo will ich ihm dieſe Sache recht anpreiſen, ihm einige Ausdauer anempfehlen, ihn auf den Nutzen und das Gute derſelben aufmerkſam machen, ihn zu muthigem Streben darnach aufmuntern, bis er immer mehr Freude daran bekommt. Zeigt er dagegen Verlangen nach einer Sache, welche nur Schaden für ihn und Entehrung befürchten läßt, ſo will ich ihn aufmerkſam machen auf das Schädliche und Entehrende dieſer Sache, und will ihm, ſo weit als ſolches angeht, bemerklich machen, daß es nutz- und ehrbringend ſey, dieſelbige fahren zu laſſen. Auf dieſe Weiſe hoffe ich immer mehr und mehr Anſehen bei dem Löwen zu gewinnen, denn er wird von mir ſehen, was er von keinem

andern ſehen wird. Denn ein feingebildeter und gar gefälliger Mann, wenn er was recht iſt als falſch, oder was falſch iſt als recht darſtellen will, ſo macht er es wie der geſchickte Maler, der Bilder an die Wand hinmalt, die vertieft ſcheinen, aber doch nicht vertieft ſind, und andere, die erhaben ſcheinen, aber doch nicht erhaben ſind.

Calila entgegnete:

— Du magſt nun ſprechen was du willſt, ich bin eben für dich in Furcht, wenn du dich dem Fürſten näherſt, denn die Verbindung mit ihm iſt eine gefährliche. Und die Weiſen haben geſagt: Es gibt drei Dinge, die nur ein Schwachſinniger wagt, und wobei nur Wenige unverletzt davon kommen, nemlich: mit einem Fürſten in nähere Verbindung zu treten, Weibern Geheimniſſe anzuvertrauen, und Gift zu trinken, um es zu probiren. Auch haben die Weiſen den Sultan verglichen mit einem ſchwer zu erſteigenden Berge, worauf gute Früchte, köſtliche Edelſteine und heilſame Kräuter, der aber dabei der Aufenthaltsort iſt von Löwen, Parthern, Wölfen und jeglichem ſchädlichen und gefürchteten Gethier; denſelben zu erſteigen iſt ſchwer, auf demſelben ſtehen zu bleiben noch ſchwerer.

Dimna verſetzte hierauf:

— Du haſt Recht in dem, was du geſagt haſt; nur daß, wer keine Gefahren reiten will, auch auf Erreichung ſeiner Wünſche verzichten muß, und wer eine Unternehmung, durch die er vielleicht ſeinen Zweck erreichen kann, fahren läßt, weil ſie ihm möglicher Weiſe auch misglücken kann, der wird nie etwas Bedeutendes erlangen. Man ſagt auch: Zu dreierlei Dingen iſt man nur fähig, wenn man kühnen Muth beſitzt und wenn man keine Gefahr ſcheut, nemlich: zu dem Regierungsgeſchäft, zum Seehandel und zum Feindesangriff. Auch haben die Weiſen geſagt: Einen einſichtsvollen und rechtſchaffenen Mann ſieht man nur an zweierlei Stellen, und ſonſt geziemt ihm keine, nemlich entweder bei Königen, wo er geehrt, oder bei Frommen, wo er verehrt wird; gleichwie die Schönheit und der Glanz des Elephanten nur an zweierlei Orten ſich zeigt, nemlich entweder, wenn man ihn in der Wildniß ſieht, oder wenn er von Königen geritten wird.

Calila ſagte hierauf:

— So möge denn Gott deine Pläne dir gedeihen laſſen!

Dimna machte sich hinfort auf den Weg, bis daß er vor den Löwen kam, welchen er nach Gebühren begrüßte. Der Löwe sagte sodann zu einem seiner Höflinge:

— Wer ist das?

Dieser erwiederte:

— Es ist der und der, der Sohn des und des.

Der Löwe versetzte:

— Ich kannte seinen Vater.

Darauf fragte er:

— Wo hältst du dich auf?

Dimna erwiederte:

— Ich war immer am Hofe des Königes gelagert, in der Hoffnung hier Gelegenheit zu finden, um dem König durch meine Person und Einsicht einen Dienst zu erweisen. Denn an den Höfen der Könige sind der Angelegenheiten viele, zu deren Besorgung man solcher bedarf, denen man sonst keine Achtung schenkt; und es gibt Niemanden, wenn er auch noch so gering scheint, der nicht nach Maasgabe seiner Kraft einige Befriedigung und einigen Nutzen gewähren könnte; gleichwie auf der Erde herumliegendes Holz schon oft dem von Nutzen war, der es von der Erde auflas.

Dieſe Rede Dimna's gefiel dem Löwen ſehr, nd er glaubte ihn für aufrichtig und einſichtsoll halten zu dürfen. Er wandte ſich darauf n Einen in ſeiner Nähe und ſagte zu ihm:

— Siehe der einſichtsvolle und mit männidem Sinn begabte Mann, der ohne Ruf und iedrig geſtellt iſt, wird ſtreben ſich einen Namen u verſchaffen und hoch erhoben zu werden, leichwie die unterdrückte Feuerflamme hoch aufnlodern ſtrebt.

Nachdem Dimna bemerkte, daß er beim Löen Anerkennung gefunden, ſetzte er hinzu:

— Die Unterthanen eines Reichs begeben ſich u der Pforte des Königs in der Hoffnung, daß ieſer die Kenntniſſe, welche ſie beſitzen, erkenen werde. Es gibt aber, ſagt man, zweierlei, vorin man ſich auszeichnen kann, nemlich entveder im Führen der Waffen oder in den Kenntniſſen. Hat man viele Helfer in einer Sache, o können dieſe oft, wenn ſie nicht erprobte Leute ind, derſelben ſchaden; denn den glücklichen Erfolg einer Unternehmung darf man nicht hoffen, wenn man viele, ſondern wenn man rechte Helfer hat. Viele Helfer ſind nur eine beſchwerliche Laſt, durch die man leicht zu Boden gedrückt

werden kann, wie man durch die Laſt eines zu ſchweren Stieres niedergedrückt wird; und wiederum, wenn ein Mann Palmſtämme nöthig hat, ſo können ihm Schilfrohre, auch wenn er deren noch ſo viel hätte, zu nichts dienen. Dir aber, o König, gebühret es nun, daß du nicht mit Geringſchätzung auf einen männlichen Sinn blickeſt, welchen du bei einem Manne niedrigen Ranges antriffſt. Denn der niedrig Geſtellte hat oft eine Stärke wie die Sehne, welche von einem todten Thier genommen wird, und dieſe, wenn man aus ihr einen Bogen gemacht hat, wird von Königen hoch geachtet und von denſelben zum Kampf und zum Spiel gebraucht.

Dimna wollte aber den Höflingen des Löwen zeigen, daß die Ehre, die ihm von dem Löwen erwieſen worden, ihm nur zu Theil geworden ſey wegen ſeiner Einſicht, ſeines männlichen Sinnes und ſeiner Klugheit und nicht, wie dieſelben glauben mochten, weil der Löwe ſeinen Vater gekannt habe, und fuhr deshalb alſo fort:

— Ein König darf nicht aus dem Grund einen Mann in ſeine Nähe ziehen und ihm Ehre erweiſen, weil deſſen Vater in ſeiner Nähe und

bei ihm in Ehre gestanden, noch aus dem Grund Jemanden von sich fern halten und zurücksetzen, weil dessen Vater ihm ferne gestanden, sondern es geziemt ihm, daß er an Jedem untersuche, was an ihm sey; denn nichts ist dem Menschen näher als sein eigener Leib, und dann von seinem Leibe der Theil, der krank ist und der ihn schmerzt; um geheilt zu werden aber bedarf er eines Arzneimittels, das ihm aus weiter Ferne zukommt.

Nachdem Dimna seine Rede vollendet, bezeugte ihm der König sein vollkommenstes Wohlgefallen, gab ihm eine freundliche Antwort und erwies ihm immer mehr Ehre. Darauf wandte er sich an die Höflinge mit den Worten:

— Es geziemt einem König nicht, einen in den ihm zukommenden Rechten zu beeinträchtigen. Die Menschen im Allgemeinen gleichen hierin zwei Männern, von denen der eine von bösartiger Natur ist. Dieser gleicht der Schlange. Tritt dieselbige einer mit dem Fuß, und wird dabei von ihr nicht gebissen, so soll ihn das nicht dreist machen, daß er nochmals auf sie trete, denn bei dem zweiten Fußtritt, den er ihr gibt, könnte sie ihn beißen. Der andere ist von

Natur sanftmüthig und gleicht daher dem kühlenden Sandelholz. Reibt man dasselbige übermäßig, so wird es heiß und verliert seinen Nutzen.

Dimna wurde nun bald mit dem Löwen näher vertraut und war öfters ganz allein bei ihm. Eines Tages sagte er zu ihm:

— Ich sehe daß der König immer an ein und demselbigen Orte sich aufhält, ohne ihn je zu verlassen, was ist wohl die Ursache hievon?

Während Dimna so mit dem Löwen redete, ließ sich der Stier Schenzeba durch ein schreckliches Brüllen vernehmen. Da sprang der Löwe vor Schrecken von seinem Platz auf, wollte aber doch nicht gern, daß Dimna merken sollte, was ihm begegnet. Dimna hatte aber wohl bemerkt, daß dieser Ton dem Löwen Angst und Furcht eingejagt, und er fragte ihn deshalb:

— Hat den König dieser Ton erschreckt?

Der Löwe erwiederte:

— Es hat mich noch nichts erschreckt außer dem.

Dimna entgegnete:

— Es gebührt dem König nicht seinen Platz zu verlassen wegen eines Tons, und die Weisen

haben geſagt: Man muß vor gar keinem Ton erſchrecken.

Der Löwe ſagte:

— Weißt du mir ein hierauf ſich beziehendes Gleichniß mitzutheilen?

Dimna erzählte Folgendes:

Der Fuchs und die Pauke.

— Ein Fuchs kam in einen Wald, in welchem eine Pauke an einen Baum aufgehängt war. So oft ein Wind wehte, ſchlugen die durch denſelben bewegten Zweige die Pauke an, und es erſchallte ihr ſtarker, bewundernswürdiger Ton. Der Fuchs gieng dem Ton den er vernommen nach, bis er zur Pauke kam. Er fand dieſelbe ſehr dickleibig, und glaubte deshalb ſicherlich, daß ſie viel Fett und Fleiſch haben müſſe. Er machte ſich dann an dieſelbige, bis daß er ſie entzwei brachte. Allein als er ſah, daß ſie hohl war und nichts in ihr, ſprach er:

— Ich weiß nicht, wie das möglich iſt, daß das gehaltloſeſte Ding den lauteſten Ton von ſich gibt und den größten Körperumfang hat.

— Dieſes Gleichniß, fügte Dimna bei, habe

ich dir mitgetheilt, um dir bemerklich zu machen, daß wenn wir diesem Ton, der uns so erschreckt hat, nachgiengen und untersuchten, woher er käme, wir ihn gewiß nicht so schrecklich finden würden, als er uns nun vorkommt. Wenn aber der König will, so kann er mich fortschicken, während er ruhig an seinem Platze bleibt, um für ihn Erkundigung über den gehörten Ton einzuziehen.

Der Löwe gab seine Zustimmung und erlaubte Dinna dem Ton nachzugehen.

Dinna gieng nun nach dem Orte hin, wo Schenzeba sich aufhielt.

Nachdem Dinna den Löwen verlassen, dachte dieser über seine Sache nach und es reute ihn Dinna dahin abgeschickt zu haben, wohin er ihn abgeschickt hatte, indem er bei sich sprach:

— Ich habe es nicht gut gemacht, daß ich Dinna mein Vertrauen schenkte, denn ich ließ ihn lange Zeit unbeachtet liegen an meiner Pforte. Und wenn ein Mann am königlichen Hofe sich zeigt, dessen Rechte ohne seine Verschuldung gekränkt worden sind, oder wenn ihm bei dem Könige Unrecht geschehen ist, oder wenn er diesem bekannt geworden ist durch Gier und Habsucht,

oder wenn er in Schaden und Armuth gerathen, ohne daß ihm der König eine Entschädigung verliehen, oder wenn er eines Verbrechens sich schuldig gemacht und nun Strafe befürchtet, oder wenn er auf etwas hofft, das dem Könige Schaden, ihm selbst aber Nutzen bringen soll, oder wenn er für sich daher Schaden fürchtet, woher für jenen Nutzen zu erwarten ist, oder wenn er dem Feinde des Königes Freund und dessen Freund Feind ist, so thut der König nicht recht daran, wenn er mit solchen bald vertraut wird, wenn er sich auf solche verläßt, oder ihnen sein Zutrauen schenkt. Was aber Dimna betrifft, so ist er sehr verschlagen und in Allem wohl bewandert, und er ist mit Unrecht lange unbeachtet geblieben an meinem Hof; deshalb ist es wohl möglich, daß er nun gegen mich aufgebracht ist, es ist wohl möglich, daß er sich nun bestimmt sieht, mich zu hintergehen, meinem Feinde beizustehen und mich bei demselbigen herunterzumachen, und es ist wohl möglich, daß er den auffindet, der jenes Gebrüll erschallen ließ, und daß dieser stärker ist an Macht als ich, daß er sich dann von mir weg zu demselben hingezogen fühlt und mit demselben sich gegen mich verbindet.

Hierauf erhob ſich der Löwe von ſeinem Platze. Er kam aber nicht weit, ſo ſah er Dimna ſich ihm nähern. Da wurde ſeine Seele wieder guter Dinge und er kehrte an ſeinen vorigen Platz zurück. Als Dimna ihm nahe getreten, fragte er denſelben:

— Was haſt du ausgerichtet und was haſt du geſehen?

Dimna erwiederte:

— Ich habe einen Stier geſehen und der iſt's, von welchem jener brüllende Ton herkam, den du vernommen.

Der Löwe fragte weiter:

— Und wie ſteht es mit ſeiner Stärke?

Dimna erwiederte:

— Mit ſeinem Muth iſt es nicht weit her; ich habe mich ihm genähert und habe mit ihm ein ziemlich langes Geſpräch geführt, allein er vermochte nichts gegen mich.

Der Löwe verſetzte hierauf:

— Laß dich dadurch ja nicht von ihm täuſchen und denke ja nicht geringſchätzend von ihm; denn der heftige Wind bringt einem ſchwachen Kraut keinen Schaden, ſondern er zerbricht nur hohe Palmen und ſtarke Bäume.

Dimna entgegnete:

— Fürchte, o König, gar nichts von ihm und beunruhige dich ſeinetwegen nicht. Ich werde ihn dir zuführen als einen gehorſamen und folgſamen Diener.

Der Löwe erwiederte:

— Thue das und thue, was du für gut hälteſt.

Da gieng Dimna zu dem Stier und redete ihn ohne Furcht und ohne alle Rückſicht alſo an:

— Der Löwe hat mich zu dir geſchickt, um dich zu ihm zu bringen, und er hat mir geſagt, daß, wenn du Folge leiſteſt und alsbald zu ihm kommeſt, du nichts zu fürchten habeſt wegen des Verbrechens, das du begangen, indem du dich nicht vor ihm geſtellt und ihm den ſchuldigen Gruß nicht bezeugt haſt; wenn du aber zauderеſt zu ihm zu gehen und dich dazu nicht entſchließen wolleſt, ſo ſoll ich ſchnell zu ihm zurückkommen und ihm davon Meldung thun.

Schenzeba entgegnete ihm:

— Und wer iſt denn dieſer Löwe, der dich zu mir geſandt hat, und wo hält er ſich auf, und wie ſind ſeine Verhältniſſe?

Dimna erwiederte:

— Es iſt der König der Raubthiere, er hält ſich an dem und dem Ort auf, und um ihn herum iſt ein ſtarkes Heer von Raubthieren.

Da gerieth Schenzeba in Furcht, wie er von dem Löwen und den Raubthieren hörte, und ſagte zu Dimna:

— Wenn du mir die Sicherheit meines Lebens verbürgſt, ſo will ich mit dir zu dem Löwen gehen.

Dimna bürgte ihm für die Sicherheit ſeines Lebens und ſo kam er mit dem Stier zu dem Löwen. Der Löwe nahm den Stier gut auf, hieß ihn näher kommen und ſagte zu ihm:

— Wann biſt du in dieſe Gegend gekommen und was hat dich hieher geführt?

Da erzählte ihm Schenzeba ſeine Geſchichte Der Löwe ſagte ſodann zu ihm:

— Tritt in meine Dienſte und bleibe bei mir, und ich werde dir alle Ehre erweiſen.

Der Stier wünſchte dem Löwen hierauf alles Gut und ſagte ihm Lob und Preis. Der Löwe erwies ſodann Schenzeba immer mehr Ehre und Auszeichnung, und wurde mit ihm bald ſo vertraut, daß er ihm alle ſeine Geheimniſſe anvertraute und ihn in allen ſeinen Angelegenheiten um Rath fragte, und kein Tag vergieng, wo der

Löwe ihm nicht ſein Wohlgefallen bezeugte, oder wo er nicht nach ihm Verlangen gehabt und ihn zu ſich gerufen hätte, ſo daß er bald den erſten Rang unter allen Dienern am Hofe behauptete.

Als aber Dimna die Auszeichnung bemerkte, welche der Löwe dem Stier angedeihen ließ, mit Zurückſetzung ſeiner ſelbſt und ſeiner Genoſſen, und daß derſelbe des Löwen Rathgeber, Geſellſchafter und Spielgenoſſe geworden, faßte er gewaltigen Neid gegen den Stier und ſein Ingrimm über denſelben ſtieg auf's Höchſte. Er trug ſodann ſeine Klage ſeinem Bruder Calila vor, indem er zu ihm ſagte:

— Verwunderſt du dich nicht, mein Bruder, über meine ſchwache Einſicht, über das was ich mir ſelbſt angethan habe, daß ich nur auf den Nutzen des Löwen geſehen und meinen eigenen Nutzen überſehen habe, indem ich da dem Löwen einen Stier zuführte, der mich nun von dem Platz, den ich behauptet, verdrängt hat?

Calila entgegnete ihm:

— Es iſt dir da gerade begegnet, was dem Affen begegnet iſt.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da begann Calila folgendermaßen:

Der Mönch und der Dieb.

Ein Mönch, erzählt man, bekam von einem Könige ein kostbares Kleid zum Geschenk. Das sah ein Dieb mit an und bekam alsbald Verlangen nach dem Kleide. Er gieng deshalb zu dem Mönch und sprach zu ihm:

— Ich möchte gern mit dir Umgang haben und mich von dir belehren und unterweisen lassen.

Der Mönch gestattete ihm seinen Umgang. Der Dieb gab sich dann alle Mühe dem Mönch ähnlich zu werden und ihm stets zu Gefallen zu seyn, bis daß er, nachdem er sich desselben Gunst erworben, jenes Kleid zu nehmen Gelegenheit fand, mit dem er sofort auf und davon gieng. Als der Mönch sein Kleid vermißte, dachte er gleich nicht anders, als daß sein Schüler ihm das Kleid genommen. Er begab sich daher, um denselben aufzusuchen, nach einer Stadt. Unterwegs kam er an zwei Böcken vorbei, die sich mit ihren Hörnern also stießen, daß ihr Blut herabfloß. Da kam ein Fuchs herbei, um dieses Blut aufzulecken. Allein während er im Auflecken des Bluts begriffen war, kamen die beiden Böcke auf ihn zu und stießen ihn also mit ihren Hörnern, daß er todt umfiel.

Der Mönch gieng ſeines Wegs weiter, bis daß er in die Stadt kam, in die er wollte. Hier kehrte er, da er ſonſt nirgends Aufnahme fand, in dem Hauſe eines Weibes ein, bei welchem ſich auch ein dem Leichtſinn ergebenes Mädchen aufhielt. Dieſes Mädchen liebte einen Mann, in welchen auch ihre Herrin verliebt war. Von Eiferſucht getrieben erſann dieſe letztere ein Mittel jenen Mann aus dem Leben zu ſchaffen, was ſie gerade in der Nacht ausführen wollte, wo der Mönch bei ihr zu Gaſt war. Als nemlich der Mann zu gewohnter Stunde an ekommen, gab ſie ihm ſo viel Wein zu trinken, bis er betrunken wurde; dann legte er ſich ſchlafen an der Seite des Mädchens. Als ſie aber beide in tiefen Schlaf verſunken waren, holte ſie Gift, welches ſie in ein Rohr hineingethan hatte, um daſſelbe dem Mann in den H— zu blaſen. Allein, wie ſie im Begriff war dies zu thun, ließ der Mann einen W— gehen, und das Gift wurde dem Weib in den Hals getrieben, daß ſie todt umfiel. Der Mönch hatte aber alles mit angeſehen und mit angehört, wollte nun nicht mehr länger in dieſem Hause bleiben.

Den andern Tag traf er einen Schuhmacher,

der ſich bereit zeigte ihn als Gaſt aufzunehmen. Der Schuhmacher führte ihn zu ſeiner Frau und ſagte derſelben:

— Ich empfehle dir dieſen Mönch, daß du ihm, als unſerm Gaſt, Ehre erweiſeſt und ihn gut bedieneſt. Ich muß fort, weil mich einer meiner Freunde zu einem Trunk zu ſich eingeladen hat.

Hierauf entfernte er ſich und gieng fort. Dieſe Frau des Schuhmachers hatte aber einen Liebhaber, und als Unterhändlerin zwiſchen ihnen diente das Weib eines Barbiers. Das Weib des Schuhmachers ſchickte nun alsbald, nachdem ihr Mann fortgegangen war, zu dem Weib des Barbiers und ließ ihr ſagen, daß ſie zu ihr kommen und ihrem Liebhaber zu wiſſen thun möchte, daß ſie allein ſey. Die Unterhändlerin erſchien alsbald, und die Frau des Schuhmachers ſagte zu ihr:

— Mein Mann iſt ausgegangen, um einem Schmauſe bei einem ſeiner Freunde beizuwohnen, und er wird nicht anders zurückkommen als betrunken. Sage nun meinem Liebhaber, daß er ſo ſchnell wie möglich zu mir kommen ſoll.

Der Liebhaber des Weibes kam ſodann und ſetzte ſich, bis daß ihm das Haus geöffnet wür-

de, an die Thüre deſſelben. Da kam der Schuhmacher betrunken, wurde den Mann gewahr, ſchöpfte böſen Verdacht, gieng voll Zorn zu ſeiner Frau hinein, ſchlug dieſelbe tüchtig durch und band ſie dann an einen Pfeiler im Zimmer. Darauf legte er ſich beſinnungslos ſchlafen. Nach einer Weile kam die Unterhändlerin, um die Frau des Schuhmachers aufmerkſam zu machen, daß ihr Liebhaber ſchon lange unten warte, und fragte ſie, was ſie zu befehlen habe. Die Schuhmachersfrau entgegnete ihr:

— Thue mir doch den Gefallen und binde mich los, und laß dich an meiner Statt anbinden, daß ich zu meinem Liebhaber hinabgehen kann. In aller Eile werde ich zurückkommen.

Die Frau des Barbiers zeigte ſich hiezu bereitwillig, band die Schuhmachersfrau los, ſo daß ſie zu ihrem Geliebten gehen konnte, und ließ ſich an ihrer Statt an den Pfeiler hinbinden. Allein der Schuhmacher wachte auf, bevor daß ſeine Frau zurückkam, und rief ſie bei ihrem Namen. Die Frau des Barbiers gab keine Antwort aus Furcht, daß ihre Stimme ſie verrathen möchte. Der Schuhmacher rief ſeiner Frau zum zweitenmal, allein es wurde ihm wieder keine

Antwort zu Theil. Da wurde er also mit Zorn erfüllt, daß er aufstand, ein Messer nahm und dem Weibe die Nase abschnitt, indem er die Worte hinzusetzte:

— Nimm das und mache damit deinem guten Freund ein Geschenk.

Er dachte aber nicht anders, als daß die, der er die Nase abgeschnitten, sein Weib gewesen. Als die Frau des Schuhmachers wieder kam, sah sie, was ihr Mann mit dem Weibe des Barbiers gethan, ließ ihr das sehr leid seyn, und machte sie los, worauf dieselbe, ihrer Nase beraubt, sich nach Hause begab. Alles dieses sah und hörte der Mönch mit an. Die Schuhmachersfrau begann dann Verwünschungen und Flüche auszustoßen über ihren Mann, der sie so mißhandelt habe, erhob ihre Stimme und rief demselben:

— Du Gottloser, Ungerechter! stehe auf und siehe, wie du an mir gethan hast, und wie Gott an mir gethan hat, wie dieser Erbarmen mit mir gehabt und meine Nase mir wieder hergestellt hat, so wie sie vorher war.

Da erhob sich der Mann, zündete ein Licht an und sah nach, und siehe da! er fand die

Naſe ſeiner Frau wieder hergeſtellt. Nun bat er ſie um Verzeihung, bereute ſein Verbrechen und flehte auch Gott um Verzeihung an.

Die Frau des Barbiers aber, die indeß nach Hauſe gekommen, beſann ſich hin und her, was ſie wohl ihrem Mann und ihrer Familie als Grund angeben könnte, warum ihr die Naſe abgeſchnitten worden, da ſie das Geheimniß nicht verrathen wollte. Als der Morgen anbrach, wachte der Barbier auf und ſagte zu ſeiner Frau:

— Bring mir mein ganzes Beſteck, denn ich will zu einem vornehmen Herrn gehen.

Sie brachte ihm blos das Scheermeſſer. Da ſagte er nochmals zu ihr:

— Bringe mir doch alle meine Inſtrumente.

Sie brachte ihm aber wieder nur das Scheermeſſer. Da erzürnte er, daß ihn ſein Weib ſo oft daſſelbe wiederholen ließ, und warf ihr das Scheermeſſer nach. Das Weib aber warf ſich auf die Erde, ſchlug ein Jammergeſchrei auf und ſchrie:

— Meine Naſe, meine Naſe!

So ſchrie ſie, bis die Leute aus dem Hauſe und die Nachbarn herbeiliefen; und als ſie das Weib in ſolchem Zuſtand ſahen, ergriefen ſie den

Barbier und ſchleppten ihn vor den Richter. Dieſer fragte den Barbier:

— Was hat dich dazu getrieben, deiner Frau die Naſe abzuſchneiden?

Da derſelbe aber nichts zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen konnte, ſo verhängte der Richter über ihn, daß er gezüchtigt werden ſollte. Indeß, gerade als die Züchtigung mit ihm vorgenommen werden ſollte, erſchien der Mönch, trat vor den Richter und ſprach zu demſelben:

— Nicht länger, o Richter, mögeſt du in Täuſchung bleiben! denn nicht der Dieb iſt es, der mich beſtohlen; nicht die Wölfe, die den Fuchs getödtet; nicht das Gift, das das ſchlechte Weib umgebracht; nicht der Barbier, der ſeinem Weib die Naſe abgeſchnitten, ſondern ich und dieſe, wir haben alle unſer Unglück uns ſelber zuzuſchreiben.

Der Richter fragte hierauf den Mönch nach näherem Aufſchluß; dieſer gab ihm denſelben, indem er den Hergang der Sachen erzählte. Da gab der Richter Befehl, daß man den Barbier frei laſſen ſollte.

Nach Anhörung dieſes Gleichniſſes ſprach Dimna:

— Das paßt ganz auf meinen Zuſtand, was du da erzählt haſt, und wohl hat auch mir Niemand Schaden zugefügt, als ich mir ſelber; allein, was vermag nicht die Schlauheit?

Kalila entgegnete:

— Sage mir doch, was du für einen Plan haſt und wie du es in dieſer Sache angreifen willſt?

Dimna erwiederte:

— Meine Hoffnung iſt zunächſt nicht, mir einen höhern Rang, als der Stier behauptet, bei dem Löwen zu verſchaffen, ſondern mein Verlangen iſt blos, meine vorige Stellung wieder zu gewinnen. Es ſind aber drei Dinge, auf welche der Kluge ſehen und auf welche er mit aller Sorgfalt bedacht ſeyn muß. Nemlich einmal muß er darauf ſehen, was ihm in vergangener Zeit Schaden oder Nutzen gebracht hat, dann auf ſeiner Hut ſeyn vor dem, was ihm Schaden gebracht, damit ihn derſelbige Schaden nicht wieder treffe, und auf der andern Seite nach dem ſtreben, was ihm Nutzen verſchafft hat und darauf bedacht ſeyn, denſelben Nutzen ſich wieder zu verſchaffen. Sodann zweitens muß er in Erwägung ziehen, was ihm in der

Gegenwart von Nutzen oder von Schaden seyn kann, dann festhalten das, was nutzbringend und meiden das, was schadenbringend ist. Endlich drittens muß er auf die Zukunft sehen, was in derselben wohl von Nutzen zu hoffen und von Schaden zu fürchten sey, dann seine Hoffnung zu erreichen und was er fürchtet von sich abzuwenden bestrebet seyn. Nachdem ich aber bei mir wohl überlegt, was mir Hoffnung geben könne, meinen vorigen Rang wieder zu gewinnen und wodurch ich wieder werden könne, was ich war, habe ich gefunden, daß ich durch keine andere List und durch kein anderes Mittel meinen Zweck erreichen kann, als dadurch, daß ich den Krautfresser aus dem Wege schaffe. Denn wenn dieser nicht mehr um den Löwen ist, werde ich wieder meinen vorigen Rang behaupten können, und vielleicht wäre das auch für den Löwen gut, denn das, daß er dem Stier so übermäßig Ehre erweist, könnte ihm mit der Zeit Schande und Schaden bringen.

Calila entgegnete:

— Ich wüßte nicht, wie dem Löwen von dem Stier, wegen seines ehrenden Betragens gegen denselben, Schande oder Schaden werden könnte.

Dimna verſetzte hierauf:

— Durch ſechs Dinge macht ſich ein König Feinde und verdirbt ſeine Sache: durch Verkennung ſeiner Leute, durch Bürgerkrieg den er aufkommen läßt, durch Leidenſchaften, denen er ergeben, durch Härte und Grauſamkeit, durch Muthloſigkeit in Unglückszeit, durch verkehrte Handlungsweiſe. Erſtlich alſo, wenn er verkennt diejenigen unter ſeinen Dienern, welche es redlich und aufrichtig mit ihm meinen, ſowie die ſeiner Beamten, welche Einſicht und Muth beſitzen und ihm in Treue ergeben ſind, und ſich nicht bemüht Männer zu ſuchen, welche genannte Eigenſchaften haben. Zweitens, wenn ſeine Unterthanen unter einander in Krieg gerathen. Drittens, wenn er ſich von Leidenſchaften beherrſchen läßt, wie von der Liebe zu Weibern oder Knaben, von der zum Spiel, zum Trunk, zur Jagd und was dem ähnlich iſt. Viertens, wenn er in ungeſtümer Härte ſeine Zunge gleich Schmähungen ausſtoßen und ſeine Hand gleich Gewaltthat ausüben läßt, wo es gar nicht am Platze iſt. Fünftens, wenn er zur Unglückszeit, bei Seuchen, bei Hungersnoth, bei feindlichen Einfällen und dergleichen, gleich alle Faſſung

verliert. Sechstens endlich, wenn seine Handlungsweise eine verkehrte ist, so daß er streng ist, wo er mild, und mild, wo er streng seyn sollte. Und, daß sich der Löwe so ganz und gar dem Stiere dahingegeben hat, das ist es, um es zu wiederholen, was mich für denselben Schande und Schaden befürchten läßt.

Calila entgegnete:

— Was glaubst du denn zu vermögen gegen den Stier, der doch stärker ist als du und in höherem Ansehen steht bei dem Löwen, als du, und dem mehr Helfer zu Gebot stehen als dir?

Dimna versetzte:

— Siehe nicht auf meine Kleinheit und Schwäche; denn, wenn es sich um die Erreichung einer Sache handelt, kommt es nicht auf die Schwäche oder Stärke an, noch auf die körperliche Kleinheit oder Größe, sondern auf die Schlauheit; und mancher Kleine und Schwache hat schon Dinge erreicht vermittelst seiner List, Schlauheit und Einsicht, welche mancher Starke nicht zu erreichen vermochte. Oder ist dir nicht bekannt, was ein schwacher Rabe durch List über eine Schlange vermocht hat, so daß er sie ums Leben brachte?

— Wie war das? fragte Calila.

Da begann Dimna alſo:

Der Rabe und die Schlange.

— Ein Rabe, erzählt man, hatte ſein Neſt auf einem Baum im Gebirge. In ſeiner Nähe aber hauſte eine ſchwarze Schlange, welche, ſo oft der Rabe Junge ausgebrütet, dieſelbe holte und verſchlang. Das ſchmerzte und betrübte den Raben ſo ſehr, daß er ſich endlich gedrungen fühlte, ſeinen Jammer einem Schakal zu klagen, der ein Freund von ihm war. Er wandte ſich an denſelben mit den Worten:

— Ich möchte gern deinen Rath hören über einen Entſchluß, den ich gefaßt habe.

Der Schakal fragte:

— Und welcher iſt dieſer?

Der Rabe erwiederte:

— Ich habe mich entſchloſſen zu der Schlange zu gehen, wenn ſie ſchläft, und ihr die Augen auszukratzen; vielleicht daß ich dann von ihr Ruhe bekomme.

Der Schakal aber entgegnete ihm:

— Das iſt ein ſchlechtes Mittel, das du da

ausgedacht haſt; du mußt auf ein ſolches ſinnen, wodurch du deine Abſicht mit der Schlange erreichen kannſt, ohne dich ſelbſt dem Verderben und der Gefahr auszuſetzen. Nimm dich in Acht, daß es dir nicht geht, wie dem Fiſchreiher, welcher den Krebs tödten wollte, aber dabei ſich ſelbſt ums Leben brachte.

— Wie war das? fragte der Rabe.

Da begann der Schakal alſo:

Der Fiſchreiher und der Krebs.

Ein Fiſchreiher hatte ſich in der Nähe eines Teiches eingeniſtet, in welchem viele Fiſche waren. Seit dem er lebte, hatte er ſich von dieſen Fiſchen ernährt. Allein, als er alt geworden, ſah er ſich nicht mehr im Stande, Fiſche zu fangen, weshalb er ſehr Hunger litt. Betrübten Sinnes ſetzte er ſich nun hin und ſann auf eine Liſt. Da kam ein Krebs an ihm vorbei, und als dieſer bemerkte, in welchem Zuſtand von Traurigkeit und Betrübniß der Fiſchreiher ſich befand, näherte er ſich demſelben und redete ihn alſo an:

— Wie! ich ſehe, o Vogel, daß du betrübt und traurig biſt.

Der Fiſchreiher entgegnete:

— Und wie ſollte ich nicht betrübt ſeyn! Meine einzige Nahrung ſind ſtets die Fiſche geweſen, welche ich in dieſem Teich fieng. Nun ſah ich heute zwei Fiſcher hier vorübergehen, von denen der eine zu dem andern ſagte:

— Ei, hier gibt es viele Fiſche, wollen wir dieſe nicht ſogleich fangen?

Der Andere hatte hierauf erwiedert:

— In dem und dem Teich habe ich mehr Fiſche geſehen als in dieſem da, darum wollen wir uns zuerſt an jenen machen und wenn wir ihn ausgefiſcht haben, wollen wir zu dieſem Teich gehen, um ihn auch auszuleeren.

— Nun weiß ich, daß dieſe beiden Fiſcher, wenn ſie erſt dort fertig geworden ſind, an dieſen Teich kommen und alle Fiſche fangen werden, die ſich darin befinden. Solches wird mir aber den Untergang und meinem Leben ein Ende bringen.

Nach Anhörung ſolcher Worte begab ſich der Krebs auf der Stelle zu den Fiſchen und erzählte ihnen, was er vernommen. Dieſe näherten ſich ſodann dem Fiſchreiher, indem ſie zu ihm ſagten:

— Wir ſind zu dir gekommen, um uns einen Rath auszubitten, denn der Kluge verſchmähet ſelbſt nicht den Rath ſeines Feindes.

Der Fiſchreiher entgegnete ihnen:

— Da ich gegen die Macht der Fiſcher nichts vermag, ſo weiß ich kein anderes Mittel, um der mir drohenden Gefahr zu entgehen, als nach dem in der Nähe liegenden Teich auszuwandern, wo es der Fiſche und des Waſſers und des Schilfrohrs genug gibt. Wenn ihr nun auch vermöchtet dahin zu gelangen, ſo würdet ihr dort ſicher und bequem leben können.

Die Fiſche erwiederten:

— Niemand kann uns dazu verhelfen als du.

Da fieng der Fiſchreiher an täglich ein Paar Fiſche fortzutragen, trug ſie aber, ſtatt in den verſprochenen Teich, auf einen Hügel, wo er ſie verzehrte. Eines Tags, als er wieder ſeine Paar Fiſche holen wollte, näherte ſich ihm der Krebs und redete ihn alſo an:

— Auch ich fürchte mich an dieſem Ort zu bleiben und bin in Unruhe, ſo lang ich da bin, drum ſchaffe auch mich fort nach jenem Teich.

Da nahm ihn der Fiſchreiher und flog mit ihm davon. Als ſie aber in die Nähe des Hü-

gels kamen, wo der Fiſchreiher die Fiſche zu verzehren pflegte, ſah der Krebs auf und erblickte da eine Menge von Fiſchgräten. Da merkte er, daß der Fiſchreiher die Fiſche, welche er fortgetragen, aufgefreſſen hatte und daß er mit ihm wohl auch nichts anders vorhabe, als ihn zu verzehren. Und er ſagte in ſeinem Herzen:

— Wenn Einer in die Hände ſeines Feindes geräth, ſo ſoll er ſich, wenn er gleich weiß, daß er umkommen wird, er möge ſich um wehren oder nicht, doch wehren, um wenigſtens ehrenvoll zu ſterben.

Hierauf packte er mit ſeinen Scheeren den Hals des Reihers und würgte ihn ſo, daß er ſtarb. So rettete ſich der Krebs und begab ſich ſodann zu den Fiſchen zurück und erzählte ihnen das Vorgefallene.

— Dieſes Gleichniß, fügte der Schakal bei, habe ich dir erzählt, daß du ſehen ſolleſt, wie manche Liſt gerade dem ſelbſt Verderben bringt, der ſie ausgeſonnen. Allein, ich will dir ein Mittel angeben, wodurch es dir gelingen ſoll, die Schlange aus dem Leben zu ſchaffen, ohne daß du dabei dein eigenes Leben auf das Spiel ſezeſt, und wobei dir keine Gefahr droht.

— Welches iſt dieſes? fragte der Rabe.

Der Schakal erwiederte:

— Flieg umher und ſieh dich um, ob du nicht etwas von dem Schmuck eines Weibes bekommen kannſt. Kannſt du das, ſo fliege damit fort, aber ſo, daß du den Leuten nicht aus dem Blicke kommſt, bis daß du an das Loch der Schlange gelangſt. Hier laß dann den Schmuck fallen. Wenn die Leute ſolches ſehen, werden ſie den Schmuck nehmen, und dir vor der Schlange Ruhe verſchaffen.

Der Rabe folgte dem Rath, gieng fort und flog in der Luft umher, bis daß er auf einem Dach ein Weib, die Tochter eines Vornehmen, erblickte, die ſich badete und die ihre Kleider und ihren Schmuck auf die Seite gelegt hatte. Da flog er auf das Dach zu, nahm von dem Geſchmeide einen Halsſchmuck und flog damit davon. Die Leute verfolgten ihn dann, während er ſo langſam weiter flog, daß ſie ihn immer im Auge behalten konnten, bis daß er an dem Loch der Schlange anlangte. Hier warf er den Halsſchmuck hin und die Leute bemerkten es. Als ſie dann herbeigekommen, nahmen ſie den Halsſchmuck und tödteten die Schlange.

— Dieſes Gleichniß, fügte Dimna bei, habe ich dir erzählt, daß du ſehen ſollſt, wie die Liſt mehr ausrichten kann als die Stärke.

Calila entgegnete:

— Wenn der Stier nicht neben ſeiner Stärke auch Einſicht beſäße, dann wäre Alles recht, allein er beſitzt neben ſeiner Stärke und Kraft auch hohe Einſicht und Klugheit; wie kannſt du nun da etwas gegen ihn vermögen?

Dimna verſetzte:

— Wenn der Stier wirklich Stärke und Einſicht zugleich beſitzt, wie du meinſt, ſo bin ich ihm doch an Scharfſinn überlegen, und ſo mag es mir wohl gelingen ihn zu ſtürzen, gleichwie der Haſe den Löwen geſtürzt hat.

— Wie war das? fragte Calila.

Da begann Dimna alſo:

Der Löwe und der Haſe.

— Es lebte einmal ein Löwe in einer waſſerreichen und fruchtbaren Gegend. Ebendaſelbſt lebten viele andere Thiere, denen nichts fehlte, da ſie Waſſer genug hatten und die Weide gut war, nur daß die Furcht vor dem Löwen ihnen

keinen ruhigen Genuß gestattete. Um diesen zu erlangen, giengen sie daher insgesammt zu dem Löwen und sprachen zu ihm:

— Du erjagst jedes einzelne von uns immer nur mit Mühe und Anstrengung. Wir haben dir daher einen Vorschlag zu machen, um dich solcher Mühe zu entheben, und um uns Ruhe zu verschaffen. Wenn du uns nemlich Sicherheit und Ruhe versprächest, so wollten wir dir alle Tage eines von uns zuschicken, zur Zeit des Frühstückes.

Der Löwe gab seine Zufriedenheit mit diesem Vorschlag zu erkennen, und der Vertrag wurde abgeschlossen und längere Zeit auch von Seiten der Thiere richtig gehalten. Eines Tags nun traf das Loos, ein Frühstück des Löwen zu werden, einen Hasen. Da sprach er zu den übrigen Thieren:

— Wenn ihr mich unterstützet in etwas, was euch nicht Schaden bringen wird, so hoffe ich euch vor dem Löwen Ruhe verschaffen zu können.

Die Thiere fragten:

— Und was verlangst du denn von uns?

Der Hase erwiederte:

— Befehlet dem, welcher mich dem Löwen ausliefern ſoll, daß er mich nicht treibe, wenn ich unterwegs einige Zeit mich aufhalten will.

Die Thiere erwiederten:

— Das ſoll dir verliehen ſeyn.

Da machte ſich der Haſe auf den Weg, hielt ſich aber unterwegs ſo lange auf, bis die Zeit vorüber war, wo der Löwe ſein Frühſtück zu nehmen gewohnt war. Nach und nach endlich gelangte er zu dem Löwen, aber allein. Dieſer, hungrig und aufgebracht, erhob ſich von ſeinem Platz und wandte ſich zu dem Haſen mit den Worten:

— Woher kommſt du ſo ſpät?

Der Haſe erwiederte:

— Ich wurde abgeſchickt von den Thieren, dir einen Haſen auszuliefern; allein unterwegs überfiel mich ein Löwe und nahm mir denſelben, indem er ſagte: Mir gehört dieſe Gegend an, ſowie alle Thiere, die ſich darin befinden. Ich ſagte zwar: Das iſt das Frühſtück des Königs, welches die Thiere ihm durch mich überſchicken, drum nimm es mir nicht weg. Allein er verhöhnte und verſchmähete dich, und ich eilte zu dir, um dir das Vorgefallene zu erzählen.

Da ſprach der Löwe:

— Komm mit mir und zeige mir den Ort, wo ſich jener Löwe aufhält.

Der Haſe führte ihn aber zu einem Brunnen, worin vieles und helles Waſſer war, ſah in denſelben hinein und ſagte:

— Dies hier iſt der Ort, wo ſich der Löwe aufhält.

Der Löwe ſah auch hinein, erblickte in dem Waſſerſpiegel ſein Bild und das Bild des Haſen, zweifelte nun nicht mehr an der Wahrheit der Ausſage des Haſen, ſtürzte auf den vermeintlichen Löwen los, um ihn zu bekämpfen, und ertrank in dem Brunnen. Darauf kehrte der Haſe zu den Thieren zurück und erzählte ihnen, was er dem Löwen angethan.

Calila verſetzte auf dieſe Rede:

— Wenn du den Stier auf eine für den Löwen unſchädliche Weiſe aus dem Weg ſchaffen kannſt, ſo magſt du es thun; denn der Stier hat mir ſowohl als dir, ſowie allen andern von uns Schaden gebracht; dagegen, wenn du durch ſolches Unternehmen den Löwen ſelbſt ins Unglück ſtürzen ſollteſt, dann laß es gehen; denn

das wäre eine Treuloſigkeit gegen den Löwen von meiner wie von deiner Seite.

Dimna beſuchte hierauf mehrere Tage nicht mehr den Hof; dann aber gieng er einmal zu dem Löwen, wie er allein war.

Der Löwe fragte ihn:

— Warum haſt du dich ſo lange nicht bei mir ſehen laſſen? Hatte dein Ausbleiben etwas Gutes zur Urſache?

Dimna erwiederte:

— Etwas Gutes? O daß das ſo wäre, o König!

Der Löwe fragte weiter:

— Nun, was gibt es für eine Neuigkeit?

Dimna antwortete:

— Eine Neuigkeit, an der weder der König noch einer ſeiner Diener eine Freude haben kann.

Der Löwe fuhr fort:

— Was iſt das für eine?

Dimna erwiederte:

— Eine empörende Sache.

Der Löwe verſetzte:

— Erzähle mir dieſelbe.

— Es iſt', ſprach darauf Dimna, eine Nachricht, die man nicht gerne vernimmt, und welche

mitzutheilen dem Ueberbringer Leid thut. Ich kenne aber deine vortrefflichen Eigenschaften. So wird dir deine eigene Einsicht sagen, daß es mir wehe thun muß, dir etwas zu sagen, was für dich unangenehm ist, und ich habe das Vertrauen auf dich, daß du mich kennest als einen aufrichtigen Diener und als einen solchen, der es besser mit dir meint als mit sich selbst. Und wenn ich gleich fürchten muß, daß du meiner Mittheilung keinen Glauben schenken und mich für einen Verläumder halten möchtest, so hätte ich doch, bei Erwägung, daß das Leben und das Heil von uns Thieren allen an dich geknüpft ist, es nimmermehr über mich vermocht, das zu verschweigen, was meine Pflicht mich sagen heißt, auch wenn du mich nicht selbst gefragt hättest, und auf die Gefahr hin bei dir keinen Glauben zu finden. Man sagt ja: Wer dem Könige nicht seine aufrichtige Gesinnung und seinen Freunden nicht seinen Rath zu erkennen gibt, der betrügt sich selbst.

Der Löwe sagte:

— Was ist denn vorgefallen?

Dimna erwiederte:

— Ein zuverläßiger und wahrhaftiger Freund

hat mir berichtet, daß Schenzeba ſich heimlich zu den Anführern deines Heers gemacht und zu ihnen geſagt hat: Ich habe den Löwen genau kennen gelernt und ſeine Einſicht, Schlauheit und Stärke auf die Probe geſetzt und da gefunden, daß es mit alle dem ſehr ſchwach bei ihm ausſieht. Die Sache mit mir und ihm wird ſich daher bald ändern. Als mir ſolches zu Ohren gekommen, da erkannte ich, daß Schenzeba ein treuloſer Verräther iſt. Ja! deshalb, daß du ihn mit allen Ehren überhäuft und ihn dir ſelbſt gleich geſtellt haſt, glaubt er nun, daß er ſey, was du biſt und daß, wenn du von deinem Throne geſtürzt ſeyeſt, ihm das Reich zufallen werde, und er wird nicht eher ruhen, als bis er dich geſtürzt hat. Man ſagt aber: Wenn ein König von einem Manne weiß, daß er ihm gleich zu kommen trachte in Rang und Stellung, ſo muß er ihn niederwerfen; denn wenn er das nicht thut, ſo wird er ſelbſt der Niedergeworfene. Und Schenzeba weiß wohl, was er zu thun hat und iſt ſeiner Unternehmung gewachſen. Klug aber iſt der zu nennen, welcher einem auf ihn gemachten Anſchlag durch Liſt zuvorkommt. Sey alſo ja nicht ſorglos gegen die

dir drohende Gefahr! Siehe! man ſagt, es gebe dreierlei Leute: Umſichtige, Vorſichtige und Schwachſinnige. Zu den Umſichtigen gehört der, welcher, wenn ihn ein Unglück trifft, den Kopf nicht verliert, nicht aus der Faſſung kommt und Liſt und Schlauheit zu ſeiner Rettung anzuwenden weiß. Noch beſſer macht es der Vorſichtige, welcher zuvorzukommen und ſich vorzuſehen weiß, der das Unglück ſieht, bevor es ihn trifft, es mit demſelben nicht leicht nimmt und ihm mit Klugheit begegnet, gleich wie es ihn ſchon getroffen hätte, der ſo die Krankheit unterdrückt, bevor ſie über ihn ausbricht und das Uebel vertreibt, bevor es ihn erreicht. Was endlich den Schwachſinnigen betrifft, ſo treibt er ſich da und dort unnützer Weiſe herum, gibt ſich eitlen Wünſchen und Hoffnungen hin und lebt in Sorgloſigkeit, bis daß er unerwartet ſeinen Untergang findet. Ein hieher gehöriges Gleichniß iſt das von den drei Fiſchen.

— Wie iſt das? fragte der Löwe.

Da begann Dimna alſo:

Die drei Fiſche.

Es waren einmal in einem Teich drei Fiſche, ein liſtiger, ein noch liſtigerer und ein ſchnachſinniger. Dieſer Teich war in bergiger Gegend gelegen, wohin kaum ein Menſch hinkommen konnte, und in ſeiner Nähe war ein Fluß. Es traf ſich nun einmal, daß zwei Fiſcher an dieſem Fluß vorbeikamen, wo ſie dann auch jenen Teich gewahr wurden. Sie kamen dann mit einander überein, ihre Netze in demſelben auszuſpannen, um die Fiſche zu fangen, die darin wären. Dieſe Rede hörten die Fiſche mit an. Der Liſtige ſie von ihnen, da er das Schlimmſte befürchtete, war nun ſogleich darauf bedacht, durch den Kanal, der den Teich mit dem Fluſſe verband, in den Fluß zu entkommen. Der zweite weniger liſtige blieb an ſeinem Platz, bis daß die beiden Fiſcher näher herankamen. Als er aber ihre Abſicht erkannte, wollte er auch durch den Kanal entrinnen, allein die Fiſcher hatten ihn verſtopft. Da ſprach der Fiſch bei ſich ſelbſt:

— Ich habe mich nachläßig gezeigt und nun ſehe ich mich beſtraft für meine Nachläßigkeit. Was kann mir nun alle Liſt helfen in ſolchem

Zuſtand, da es ſelten iſt, daß eine in groſſer Eile und nicht gehörig ausgedachte Liſt gelingt? Doch der Kluge verzweifelt nicht, wenn er in Lebensgefahr iſt, an dem Nutzen der Einſicht und gibt nicht ſogleich alle Hoffnung auf, ſondern wendet ſeine Einſicht an und gibt ſich Mühe, daß er der Gefahr entkomme.

Hierauf ſtellte er ſich todt, indem er auf der Oberfläche des Waſſers, bald auf den Rücken, bald auf den Bauch ſich legend, hinſchwamm. Die Fiſcher nahmen ihn dann und warfen ihn auf das Land zwiſchen dem Fluß und dem Teich. Bald enthüpfte er in den Fluß und ward gerettet. Der ſchwache Fiſch endlich hörte nicht auf vorwärts und rückwärts ſich zu bewegen, bis daß er gefangen ward.

Der Löwe entgegnete nach Anhörung dieſes Gleichniſſes:

— Ich verſtehe was du damit willſt; allein ich kann nicht glauben, daß der Stier die Abſicht haben ſoll mich zu betrügen und mir Böſes zu bereiten. Wie könnte er auch ſolches thun, da ich ihm nie etwas Böſes zugefügt, ſondern ihm ſtets nur Gutes erwieſen und alle ſeine Wünſche ihm immer erfüllt habe?

Dimna verſetzte hierauf:

— Der Habgierige erweist ſo lange ſei
Dienſte und ſeine Ergebenheit, bis daß er
zu dem erſehnten Rang erhoben, deſſen er ni
würdig iſt; und wenn er denſelben erreicht h
dann trachtet er nach einem noch höhern. N
ſchlimmer machen es die Treuloſen und Go
loſen. Denn der Habgierige der Gottloſe
weist ſeine Dienſte und treue Ergebenheit d
Fürſten nur ſo lang, als er ſich vor ihm für
tet. Sobald aber ſeine Wünſche befriedigt ſi
und die Furcht verſchwunden, zeigt er ſich w
der, wie er von Natur aus war. So bleibt
Schwanz des Hundes, der gebunden wird, d
mit er eine gerade Haltung bekomme, in gl
cher Haltung, ſo lange als er gebunden i
doch ſo bald er aufgebunden wird, biegt u
krümmt er ſich wieder, wie zuvor. Und wi
o König, daß, wer den Rath wohlmeinend
Freunde nicht annimmt, weil er ihn drückt, eb
ſo wenig zu loben iſt, als der Kranke, welc
die ihm von dem Arzt vorgeſchriebene Arz
verſchmäht und nur ſeinen Gelüſten folgt.
iſt aber eine Pflicht der königlichen Räthe, d
König, ſo viel in ihren Kräften ſteht, auf

muntern zu dem, was seine Macht zu vermehren und seinen Glanz zu erhöhen geeignet ist; dagegen ihn abzuhalten von dem, was ihm Schaden oder Schande bringen könnte. Der beste Freund und Diener ist aber gewiß der, welcher am wenigsten sich verstellt und aufrichtig sagt was er denkt; die beste Unternehmung die, welche das erfreulichste Ende nimmt; die beste Frau die, welche sich mit ihrem Mann gut verträgt; das beste Lob das, welches aus dem Munde der Rechtschaffensten hervorgeht; der edelste Regent der, welcher sich nicht träger Sorglosigkeit dahingibt; die beste Eigenschaft die Gottesfurcht. Man sagt auch: Wenn ein Mann sich auf Feuer legt und auf Schlangen sich bettet, so ist es billig, daß seine Leute ihm zu Hülfe eilen, und solches ist der Fall, wenn er an seinem Freunde feindselige Absichten auf sein Leben entdeckt. Der schwächste König aber ist gewiß der, welcher träger Gemächlichkeit sich hingibt und der sich wenig bekümmert um die Dinge, die da kommen werden, der es macht wie ein geiler Elephant, welcher sich um gar nichts umsieht, der, wenn ihn Betrübendes trifft, sich wenig daraus macht, und wenn er selber Alles ver-

tadelt, die Schuld davon ſeinem Unſiern beilegt.

Der Löwe entgegnete auf dieſes:

— Du haſt harte Worte geſprochen; doch von einem in Aufrichtigkeit ergebenen Diener hört man ſolche an und läßt ſie ſich gefallen. Allein, wenn Schenzeba auch wirklich ſolche feindſelige Abſichten gegen mich hätte, wie du vorgibſt, ſo vermöchte er mir doch nicht zu ſchaden. Denn wie ſollte er dazu fähig ſeyn, da er nur Kraut frißt, während dem ich Fleiſch freſſe? ſo kann nur er mir zur Speiſe dienen, und ich habe nichts von ihm zu fürchten. Ueberdies wäre es mir gar nicht möglich, Treuloſigkeit an dem zu üben, dem ich Sicherheit verſprochen und dem ich alle Ehrenbezeugungen erwieſen, und ſollte ich mich wirklich zu Anderem beſtimmen laſſen, ſo würde ich dadurch nur Dummheit und Schwachheit verrathen und mich als einen Treuloſen zu erkennen geben.

— Laß dich nicht trügen, entgegnete Dimna, durch die Worte, die du geſprochen: Nur er kann mir zur Speiſe dienen, ich habe nichts von ihm zu fürchten; denn ſiehe, wenn Schenzeba für ſeine Perſon allein nichts gegen dich ver-

mag, so kann er dir doch beikommen mit Hülfe Anderer. Und es ist ein bekanntes Wort: Wenn eines Tag's ein Gast sich bei dir einstellt und du seine Eigenschaften nicht kennst, so traue dich ihm nicht an, denn leicht könnte dir da von ihm oder durch seine Veranlassung begegnen, was der Laus durch den Floh begegnet ist.

— Wie war das? fragte der Löwe.

Da begann Dimna also:

Die Laus und der Floh.

— Eine Laus, erzählt man, hatte sich in dem Teppich eines reichen Mannes angesiedelt seit geraumer Zeit. Sie lebte von seinem Blut, das sie ihm aussog, wann er schlief, so daß er es nicht merkte, indem sie bedächtlich und sanft einherschritt. So lebte sie seit einiger Zeit. In einer Nacht einmal aber stellte sich ein Floh als Gast bei ihr ein. Die Laus sagte zu dem Floh:

— Bringe diese Nacht bei uns zu bei gutem Blut und auf einer weichen Decke.

Der Floh nahm diese Einladung an. Wie sich aber der Mann auf seine Decke hingelegt

hatte und eingeſchlafen war, hüpfte der Floh auf ihn und ſtach ihn ſo, daß er aufwachte und nicht wieder einſchlafen konnte. Da erhob er ſich von ſeinem Lager und ließ die Decke unterſuchen. Man fand aber nichts als die Laus, die dann ergriffen und zerdrückt wurde; denn der Floh war entflohen.

— Dieſes Gleichniß, ſetzte Dimna hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß von einem, der nur auf Schlechtes ausgeht, Niemand verſchont bleibt, und wenn ein ſolcher ſelber zu ſchwach iſt, um ſchaden zu können, ſo veranlaßt er Andere dazu. Deshalb wenn du vor Schenzeba keine Furcht haſt, ſo fürchte Andere deines Heers, welche ſich auf ſeine Veranlaſſung gegen dich verſchworen haben.

Dieſe letzten Worten Dimna's machten Eindruck auf die Seele des Löwen und er ſagte zu ihm:

— Was glaubſt du, daß nun anzufangen ſey und wozu räthſt du mir?

Dimna erwiederte:

— Der hohle Zahn bleibt hohl und hört nicht auf zu ſchmerzen, als bis er herausgeriſſen wird; und wenn man ſich durch eine Speiſe

den Magen verdorben, ſo bekommt man nicht eher Ruhe, als bis die Speiſe heraus iſt; und das Mittel gegen einen gefürchteten Feind iſt, ihm den Tod zu geben.

Der Löwe verſetzte hierauf:

— Du haſt mich beſtimmt, daß ich Schenzeba nicht länger in meiner Nähe dulden werde; doch vorher will ich ihn kommen laſſen und ihm vorhalten, was ich über ihn gehört und dann ihn gehen heißen, wohin er will.

Dieſer Vorſchlag mißfiel Dimna ſehr, denn er wußte wohl, daß, wenn der Löwe mit Schenzeba über dieſen Gegenſtand ſpräche und deſſen Antworten vernähme, er die Richtigkeit des von ihm Hinterbrachten erkennen, ſeinen Trug und ſeine Lüge durchſchauen und ſeine gehegten Abſichten verrathen würde. Deshalb ſagte er zu dem Löwen:

— Daß du Schenzeba zu dir willſt kommen laſſen, halte ich nicht für rathſam und klug. Möge doch der König ſolches bei ſich wohl erwägen! Denn wenn Schenzeba erfährt, daß er verrathen iſt, ſo fürchte ich, daß er mit Gewalt dem Könige zuvorkommen möchte; wenn er dich aber angreift, ſo thut er das wohlgerü-

ſtet, und wenn er blos von dir verbannt wird, ſo wird er in der Verbannung darauf hinarbeiten, dich zu ſtürzen und dir Schande zu bereiten. Ueberdies halten es einſichtsvolle Könige ſo, daß ſie den, deſſen Verbrechen nicht öffentlich bekannt iſt, auch nicht öffentlich beſtrafen. Jedes Verbrechen hat bei ihnen ſeine Strafe; ein öffentlich bekanntes Verbrechen wird öffentlich, ein geheimes Verbrechen im Geheimen beſtraft.

Der Löwe verſetzte:

— Wenn ein König Einen beſtraft auf bloſen Verdacht hin, ohne daß derſelbe ſeines Verbrechens überwieſen worden, ſo ſtraft er ſich ſelbſt und begeht groſes Unrecht an ſich ſelber.

Dimna entgegnete:

— Nun, da der König ſolche Anſicht hat, ſo möge der Stier wenigſtens dich nicht anders als wohl gerüſtet treffen. Hüte dich daher wohl dir Nachläſigkeit oder Sorgloſigkeit zu Schulden kommen zu laſſen. Ich ſage dem Könige voraus, daß er alsbald, wenn der Stier ſich ihm nähert, deſſen feindliche Abſichten erkennen werde. Zu den Zeichen aber, woran du ſolche gleich bemerken kannſt, gehört: daß ſeine Farbe eine veränderte ſeyn wird, daß er zittern wird

an all seinen Gliedern, daß er rechts und links sich umsehen und mit seinen Hörnern eine Bewegung machen wird, wie sie der macht, welcher zu stoßen und anzugreifen im Sinn hat.

Der Löwe versetzte:

— Ich werde vor ihm auf der Hut seyn, und wenn ich an ihm ein solches Zeichen bemerke, dann werde ich nicht länger seine Absichten bezweifeln.

Nachdem Dimna auf diese Weise den Löwen gegen den Stier aufgebracht und seine Absicht erreicht hatte, auch wußte, daß der Löwe sich gegen den Stier auf die Hut stellen und demselben gerüstet begegnen werde, so wollte er nun zu dem Stier gehen, um auch diesen gegen den Löwen aufzubringen. Da er aber fürchtete, daß, wenn er heimlich zu dem Stier hingienge, dies der Löwe erfahren und er sich dadurch schaden könnte, so suchte er den Löwen selbst zu bestimmen ihn zu dem Stier hinzuschicken. In dieser Absicht sagte er daher:

— O König! soll ich nicht zu Schenzeba mich begeben, seinen Zustand und seine Sache untersuchen und hören, was er spricht? Vielleicht daß ich so seinem Geheimniß auf die Spur

komme; und dieſes würde ich dann dem Könige mittheilen, ſo wie alles, was ich von demſelben erführe.

Der Löwe hieß ihn ſolches thun.

Dimna begab ſich hierauf zu Schenzeba mit verſtellter Niedergeſchlagenheit und Betrübniß. Sobald ihn der Stier erblickte, hieß er ihn willkommen und ſagte:

— Was iſt die Urſache deiner Zurückgezogenheit von mir, denn ich habe dich ſchon ſeit mehreren Tagen nicht geſehen. Du befindeſt dich doch wohl?

Dimna erwiederte:

— Wie kann ſich doch einer wohl befinden, der nicht ſein eigener Herr iſt, der von einem Andern abhängig iſt, auf den man ſich nicht verlaſſen kann, der ſtets in Gefahr und Furcht ſchwebt, ſo daß keine Stunde vergeht, in welcher er nicht für ſein Leben in Furcht iſt?

Schenzeba fragte weiter:

— Nun, was iſt denn vorgefallen?

Dimna erwiederte:

— Es ereignet ſich, was göttliche Fügung iſt, und ſolches muß ſeyn. Wo kommt aber einer zu Macht und wo erwirbt ſich einer Ver-

mögen in der Welt, und wird nicht übermüthig? Wo sieht einer seine Wünsche in Erfüllung gehen, und wird nicht sorglos? Wo folgt einer seinen Leidenschaften, und leidet nicht Schaden? Wo schließt sich einer an Weiber an, und wird nicht berückt? Wo spricht einer einen Geizigen um eine Gabe an, und sieht sich nicht zurückgewiesen? Wo mischt sich einer unter Schlechte, und kommt ohne Schaden davon? Wo hat einer Umgang mit einem Herrscher, und bleibt in dessen Vertrauen und Gunst? Ja, der hat ein wahres Wort gesprochen, der gesagt hat: die Fürsten kennen so wenig Treue gegen ihre Freunde und pflegen ihre Lieblinge, die sie verlieren, so leicht zu vergessen, wie die Buhlerinnen, die, wenn sie einen Liebhaber verlieren, gleich wieder einen andern annehmen.

Schenzeba fuhr fort:

— Was ich da von dir höre, läßt mich glauben, daß du schlimmen Verdacht habest gegen den Löwen und daß dich von ihm etwas in Furcht setze.

— Ich habe Grund, erwiederte Dimna, solchen Verdacht gegen ihn zu haben; allein die Sache betrifft nicht meine eigene Person.

— Wen betrifft ſie denn? fragte Schenzeba.

— Du weißt, antwortete Dimna, in welch freundſchaftlichem Verhältniß wir ſtets zu einander ſtanden ſeit unſerer Bekanntſchaft, wie mir deine Wohlfahrt immer am Herzen gelegen, und was ich dir für ein Wort und Verſprechen gegeben habe zu der Zeit, wo der Löwe mich zu dir hingeſchickt; deshalb halte ich es nun für meine Pflicht dich zu ſchützen und dich aufmerkſam zu machen auf die Gefahr, welche dir durch den Löwen droht.

— Was haſt du denn erfahren? fragte Schenzeba weiter:

— Ein wahrheitsliebender Freund, erwiederte Dimna, in deſſen Worte man keinen Zweifel ſetzen darf, hat mir mitgetheilt, daß der Löwe zu einigen ſeiner Höflinge geſagt hat: der Stier wird auffallend fett, und ſein Leben iſt mir zu gar nichts mehr nütze, drum will ich ihn freſſen und meinen Freunden auch ein Stück von ſeinem Fleiſch geben. Nachdem ich ſolche Worte vernommen und die Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit des Löwen erkannt hatte, eilte ich zu dir, um meine Pflicht gegen dich zu er-

fällen und du magst nun auf deine Rettung bedacht seyn.

Nachdem Schenzeba diese Rede Dimna's vernommen, glaubte er, in Erwägung des Wortes und des Versprechens, das ihm Dimna gegeben, so wie in Erwägung des Betragens des Löwen, an Dimna's Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit nicht zweifeln zu dürfen, und hielt es wohl für möglich, daß es dem also sey, wie Dimna ausgesagt. Sehr bestürzt über solche Nachricht erwiederte er hierauf:

— Ich habe doch dem Löwen zu solch treuloser Handlung gegen mich keine Veranlassung gegeben, da ich mich weder eines Verbrechens gegen ihn, noch gegen eines seines Heers, seit meinem Umgang mit ihm, schuldig gemacht habe; deshalb glaube ich nicht anders, als daß der Löwe durch Verläumdung irgend eines Böswichts gegen mich aufgereizt worden ist. Da der Löwe schon so vielfältig von schlechten Personen seiner Umgebung betrogen worden ist, so kann ich mir wohl sein allgemeines Mistrauen, das er nun auch auf mich überträgt, erklären; denn wer mit Schlechten Umgang gehabt hat, der trägt die schlechte Meinung, die er durch

dieſe von den Menſchen gewonnen, auch auf die Guten über und ſeine Erfahrungen ſind Schuld, daß er ſich täuſchen läßt, wie jene Ente:

Die Ente, die das Fiſchfangen aufgab.

— Eine Ente nemlich erblickte einmal bei Nacht in dem Waſſer den Schein eines Sternes. Sie hielt denſelben für einen Fiſch und wollte ihn fangen. Nachdem ſie ſolches mehreremal vergeblich verſucht, überzeugte ſie ſich, daß das was ſie ſah etwas ſeyn müſſe, das nicht gefangen werden könne und ließ es daher gehen. Wie es Tag wurde, erblickte ſie wirklich einen Fiſch, hielt dieſen dann aber auch für ſo ein Ding, wie ſie verfloſſene Nacht geſehen, und das ſie nicht fangen konnte, und ließ das Fiſchfangen bleiben.

So, fuhr der Stier fort, hat wohl der Löwe den Lügen, die über mich mögen ausgeſtreut worden ſeyn, Gehör und Glauben geſchenkt, und was über andere ergieng, wird nun auch über mich ergehen. Daß mich aber Niemand bei ihm verläumdet haben, und daß er mir Böſes ſollte zufügen wollen ohne irgend einen Grund, das wäre mir ganz unbegreiflich. Denn man pflegt

zu ſagen: Es iſt unbegreiflich, wie ein Mann die Gunſt eines Andern erlangen will, ohne gegen ihn gefällig zu ſeyn; und noch unbegreiflicher iſt es, wenn er ſeine Gunſt erlangen will, und reizt ihn zum Zorn. Iſt man in Ungnade gefallen aus einem gewiſſen Grund, ſo iſt die Gnade allenfalls wieder zu finden und die Verzeihung zu hoffen, iſt man dagegen in Ungnade gefallen ohne allen Grund, ſo iſt alle Hoffnung abgeſchnitten je wieder zu Gnaden zu kommen, denn jenen Grund kann man durch Darlegung ſeiner Unſchuld zu entkräften hoffen. Mag ich mich auch noch ſo ſehr beſinnen, ſo fällt mir doch nichts bei, wodurch ich mich gegen den Löwen vergangen und wodurch ich eine kleine oder groſſe Schuld auf mich geladen hätte. Freilich, es iſt allerdings nicht möglich, wenn zwei Freunde längere Zeit mit einander verbunden ſind, ſie mögen ſich auch noch ſo ſehr in Acht nehmen, daß nicht zwiſchen ihnen Sachen vorkommen, wodurch der eine dem andern ein gröſſeres oder kleineres Aergerniß gibt. Allein ein einſichtsvoller und treu ergebener Freund wird, wenn ſich ſein Freund eines Fehlers gegen ihn hat zu Schulden kommen laſſen, zu-

erſt dieſen Fehler unterſuchen und ſehen, ob er mit Abſicht oder blos aus Verſehen begangen worden und dann erwägen, ob von der Verzeihung dieſes Fehlers Schaden oder Schande für ihn zu fürchten ſey; er wird aber ſeinen Freund nicht beſtrafen ob eines Fehlers, der zu verzeihen iſt. — Hält der Löwe mich wirklich für eines Verbrechens ſchuldig, ſo wüßte ich kein anderes, als daß ich ſeinen Anſichten manchmal widerſprochen habe, indem ich es aufrichtig mit ihm meinte, ohne irgend auf meinen Vortheil oder Nachtheil bedacht geweſen zu ſeyn. Vielleicht hat mich das in Ungnade bei ihm gebracht, daß ich ihm ſo manchmal widerſprochen habe; allein in dieſem Punkt glaube ich mir keine Schuld beimeſſen zu dürfen, da ich ihm in keiner Sache widerſprochen, als wo aus dem Widerſpruch das Gute, Nützliche und Rechte hervorgieng. Ueberdies habe ich ſolches nie öffentlich gethan im Beiſeyn der Obern ſeines Heeres oder vor ſeinen Dienern, ſondern ich bin da immer mit ihm bei Seite gegangen und habe bei Allem, was ich ihm ſo im Geheimen ſagte, nie die ſchuldige Ehrfurcht gegen ihn auſſer Augen geſetzt. Ich weiß aber, daß, wer Schonung ver-

langt von den Freunden, wenn er bei einer gemeinschaftlichen Berathschlagung entgegengesetzte Ansichten ausspricht, ebenso daß, wer in einer Krankheit den Arzt, und in einem Streitfall den Rechtsgelehrten um Schonung bittet, nicht nur Unnützes thut, sondern sogar dadurch seine Sache noch verschlimmert. Hat aber nicht dieses mein Widersprechen, das ich mir manchmal erlaubt habe, meine Ungnade herbeigeführt, so ist daran das unbesonnene und ungestümme Wesen des Königs Schuld, in das er manchmal geräth; denn der Umgang mit Königen ist immer mit Gefahr verbunden, auch wenn man mit ihnen auf dem besten und freundschaftlichsten Fuße steht. Und ist auch dies nicht die Veranlassung meiner Ungnade, so ist wohl die Auszeichnung, die ich mir zu verschaffen wußte, Schuld an meinem Verderben. Ist es aber weder dieses noch jenes, dann muß ich eben glauben, daß es so über mich beschlossen war. Und die göttliche Fügung ist es, welcher man nicht ausweichen kann; sie ist es, welche dem Löwen seine Kraft und Stärke entreißt und ihn ins Grab fördert; sie ist es, welche einen schwachen Menschen den Rücken eines geilen Elephanten besteigen läßt;

ſie iſt es, welche die Gewalt dem Menſchen gibt, daß er einer giftigen Schlange ihr Gift nehmen und mit ihr ſpielen kann; ſie iſt es, welche ſtärkt den am Geiſt Schwachen und ſchwächt den am Geiſt Starken, welche reich macht den Armen, muthig den Furchtſamen und kleinmüthig den Muthigen, wenn Unfälle hereinbrechen.

Dinna verſetzte hierauf:

— Die böſe Abſicht des Löwen auf dich hat ihren Grund weder darin, daß er durch bösartige Verläumder gegen dich aufgebracht worden, noch in ſeinem unbeſonnenen und ungeſtümmen Weſen, noch in ſonſt etwas von dem, was du erwähnt haſt, ſondern einzig und allein in ſeiner Treuloſigkeit und Gottloſigkeit, denn er iſt ein Gottloſer, Treuloſer, Wortbrüchiger; ſeine Speiſe iſt Süßigkeit, die aber tödtliches Gift in ſich enthält.

Schemzeba entgegnete:

— Nun ja! ich habe die Süßigkeit gekoſtet und an ihr mich erquickt, nun wirkt das Gift, das den Tod bringt. Doch ich trage ſelbſt Schuld an meinem Unglück; denn hätte ich mich nicht vom Ehrgeiz verſuchen laſſen, ſo hätte ich mich nicht dem Löwen genähert, der ein Fleiſchfreſſer

iſt, während dem ich mich nur von Kräutern nähre. Ich ſehe mich ſo rettungslos verloren, wie die Biene, welche ſich in den Kelch einer Seeroſe ſetzt und in ihrem Genuſſe ſo lange ſchwelgt, bis, wenn bei hereinbrechender Nacht die Blume ſich ſchließt, ſie ſich eingeſchloſſen ſieht und ſie ihren Tod findet. Ja! wer ſich nicht mit dem begnügt, was für ihn hinreichend iſt, und ſein Auge gierig auf noch Anderes richtet, ohne an die ſchlimmen Folgen davon zu denken, der gleicht der Fliege, welche ſich nicht begnügt mit dem Saft, den ſie aus den Bäumen und Blumen ziehen kann, ſondern auch noch nach dem Schweiß des Elephanten verlangt, der demſelben vom Ohre herabfließt, wo dann der Elephant durch einen Schlag mit ſeinen Ohren ihrem Leben ein Ende macht. Und wer ſeine Liebe und Freundſchaft ſolchen ſchenkt, die ihm nicht Dank wiſſen, der gleichet dem, welcher Samen ausſtreut auf ſalzigem Boden. Und wer einem Selbſtgefälligen einen Rath gibt, der ſpricht zu einem Todten oder Tauben.

— Laß ſolche Reden, verſetzte Dimna, und denke an die Rettung deines Lebens.

Schenzeba entgegnete:

— Wodurch könnte ich mein Leben retten, da der Löwe mich zu verzehren gedenkt? Es hilft mir gar nichts, daß du mir ſeine Abſicht mitgetheilt und mich von ſeiner Bösartigkeit unterrichtet haſt; denn ich weiß, daß, wenn auch der Löwe mir nur gut wollte, ſeine argliſtigen und gottloſen Genoſſen meinen Untergang wollen, um dadurch für ſich mehr Macht zu erlangen. Wenn ſich aber Argliſtige und Gottloſe gegen einen Unſchuldigen und Rechtſchaffenen verbinden, ſo ſind ſie im Stande, dieſen zu verderben, wenn ſie auch gleich nur ſchwach ſind, während dieſer ſtark iſt. So haben ein Wolf, ein Rabe und ein Schakal ein Kameel ums Leben gebracht dadurch daß ſie ſich gegen daſſelbe in ihrer Argliſt und Treuloſigkeit verbanden.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da begann Schenzeba folgendermaßen:

Der Löwe und das Kameel.

— Ein Löwe erzählt man, hauſte in einem Walde, welcher in der Nähe einer beſuchten Straße war. Er hatte drei Genoſſen bei ſich, einen Wolf, einen Raben und einen Schakal.

Einmal passirten diese Straße Hirten, welche Kameele mit sich führten. Eines derselben blieb zurück und kam dann in den Wald, wo es den Löwen traf. Der Löwe fragte das Kameel:

— Woher kommst du?

— Ich komme, antwortete dieses, von da und dort her.

— Was ist dein Verlangen? fragte der Löwe weiter.

— Zu thun, was mir der König befehlen wird, war die Antwort des Kameels.

Da sagte der Löwe:

— Bleibe bei uns, es wird dir hier an nichts gebrechen, du findest hier Sicherheit und gutes Land!

Das Kameel nahm den Antrag des Löwen an, und beide lebten lange Zeit in gutem Befinden bei einander. Eines Tages gieng der Löwe auf die Jagd aus und stieß da auf einen gewaltigen Elephanten. Sie geriethen in heftigen Kampf, aus welchem der Löwe nur mit schweren Wunden bedeckt und von Blute triefend entkam, denn der Elephant hatte ihn tüchtig mit seinen Zähnen gehauen. Wie er dann nach seinem Aufenthaltsort zurückkam, fiel er um, vermochte

ſich nicht mehr zu rühren und ſah ſich außer Stand geſetzt wieder auf die Jagd zu gehen. Der Wolf, der Rabe und der Schakal warteten nun mehrere Tage vergebens auf Speiſe, denn ihre Speiſe war das, was der Löwe ihnen übrig ließ, und wurden daher ſehr hungrig und mager. Der Löwe bemerkte ſolches und ſprach zu ihnen:

— Ihr ſeyd in Noth, weil ihr nichts zu eſſen habt!

— Unſertwegen, erwiederten ſie, kümmern wir uns nicht, ſondern blos, daß wir den König in ſolchem Zuſtand ſehen müſſen. Fänden wir doch etwas, womit wir ihn ſpeiſen und ihm helfen könnten!

Der Löwe entgegnete:

— Ich zweifle nicht an eurer treuen Ergebenheit; aber gehet doch aus, vielleicht könnet ihr etwas erjagen, was euch und mir zur Nahrung dienet.

Da verließen der Wolf, der Rabe und der Schakal den Löwen und machten ſich auf den Weg. Sie berathſchlagten ſich aber unter einander und ſprachen:

— Was haben wir mit dieſem Krautfreſſer, dem Kameel, zu ſchaffen? Sein Thun iſt nicht

unſer Thun, und ſeine Anſicht nicht die unſrige. Wollen wir nicht dem Löwen zuſprechen, daß er es freſſe und auch uns von ſeinem Fleiſche zu eſſen gebe?

Der Schakal entgegnete:

— Solchen Vorſchlag können wir dem Löwen nicht machen, denn er hat dem Kameele Sicherheit zugeſagt und daſſelbe in ſeinen Schutz aufgenommen.

Der Rabe aber verſetzte:

— Ich will Alles auf mich nehmen.

Darauf machte er ſich auf den Weg zu dem Löwen.

Der Löwe fragte ihn alsbald:

— Haſt du etwas erjagt?

Der Rabe erwiederte:

— Es kann nur etwas erjagen wer laufen und ſehen kann; wir aber können weder laufen noch ſehen, weil wir an Hunger leiden. Allein, wir ſind auf einen guten Einfall gekommen, den wir ausführen werden, wenn der König uns beiſtimmt; denn ſeinem Willen gehorchen wir.

— Laß hören, ſagte der Löwe.

Der Rabe erwiederte:

— Das Kameel, der Krautfreſſer, das ſich

da so zwischen uns hereingeschlichen hat, das uns keinen Nutzen bringt und nichts zu thun weiß, was Vortheil verschaffte — —

Als der Löwe diese Worte hörte, entrüstete er sich und sagte:

— Welch gottloser Vorschlag und welch erbärmlicher Gedanke und welche Treulosigkeit und Unbarmherzigkeit! Wie konntest du so frech seyn gegen mich, mir solches zu sagen und dich mir nähern mit einem solchen Vorschlag, da dr doch weißt, daß ich dem Kameel Sicherheit zugesagt und ihm meinen Schutz versprochen habe; oder hast du noch nicht gehört, daß es kein gutes Werk gebe von größerem Werth als das ist: einer geängstigten Seele Sicherheit zu verleihen und sie vom gewaltsamen Tode zu retten. Ich habe dem Kameel Sicherheit zugesagt und ich werde mein Wort nicht brechen.

Der Rabe entgegnete:

— Ich erkenne das an, was der König gesprochen; allein es giebt Fälle, wo ein Einzelner für eine Familie, eine Familie für einen Stamm, ein Stamm für eine große Stadt, eine große Stadt für den König aufgeopfert werden muß. Ein solcher Fall ist nun eingetreten, da der Kö-

nig sich in höchster Noth befindet. Er selbst soll aber das seinem Schutzbefohlenen gegebene Wort nicht brechen dürfen und in dieser Sache nichts zu thun haben, sondern wir wollen auf eine List bedacht seyn, daß uns und ihm geholfen werde.

Der Löwe gab auf diesen Antrag des Raben keine Erwiederung. Dieser gieng sodann, nachdem er bemerkt, wie der Löwe durch seine letzten Worte beruhigt worden, zu seinen Freunden, dem Wolfe und dem Schakal und sagte zu ihnen:

— Ich habe nun mit dem Löwen über die Schlachtung des Kameels gesprochen, und wir haben die Sache also anzugreifen: Wir begeben uns insgesammt mit dem Kameel zu dem Löwen und geben ihm unsere Betrübniß über das Unglück, das ihn getroffen und über seine jetzige schlimme Lage, sowie das Verlangen zu erkennen, ihm Hülfe zu schaffen. Jedes von uns bietet dann dem Löwen sein Leben als Opfer dar, und das Anerbieten eines jeglichen von uns dreien müssen die andern zurückweisen und als unnütz oder schädlich darzustellen suchen. Wenn wir es so machen, werden wir uns alle gerettet sehen, und der Löwe wird uns sein Wohlgefallen bezeugen.

Sie begaben ſich hierauf insgeſammt zu dem Löwen. Der Rabe nahm zuerſt das Wort und ſagte:

— Du bedarfſt, o König, einer ſtärkenden Speiſe, und uns gebührt es, für dich unſer Leben hinzugeben; denn wir leben nur durch dich, und wenn du dahingiengeſt, ſo wäre auch unſers Bleibens ein Ende und wir dürften nichts Gutes mehr erwarten; darum möge mich der König verzehren, denn gerne gebe ich für ihn mein Leben hin.

Da entgegneten der Wolf und der Schakal:

— Sey doch davon ſtill, denn dich zu freſſen würde dem Könige nichts helfen, und er würde an dir nicht ſatt werden.

Der Schakal ſagte dann:

— Aber an mir könnte der König ſich ſatt eſſen, drum verzehre er mich, denn gerne und mit Freuden gebe ich für ihn mein Leben hin.

Da widerſprachen der Wolf und der Rabe, indem ſie ſagten:

— Du haſt ein übelriechendes und unreines Fleiſch.

— Aber ich, ſetzte der Wolf hinzu, habe kein ſolches, drum möge mich der König verzehren;

denn mit Vergnügen und gerne gebe ich für ihn mein Leben hin.

Allein diesmal widersetzten sich der Rabe und der Schakal, indem sie sagten:

— Die Aerzte sagen: wer sich um sein Leben bringen will, der esse Wolfsfleisch.

Endlich trat das Kameel hervor der Meinung, daß, wenn nun es sich dem Löwen zur Speise anbieten würde, die übrigen Thiere auch etwas dagegen zu seiner Rettung würden einzuwenden wissen, daß der Löwe dann damit zufrieden seyn und es so dem Untergang entgehen würde, und sagte:

— Aber an mir könnte sich der König voll satt essen, und mein Fleisch ist gut und leicht und rein, drum möge mich der König verzehren und mit meinem Fleisch auch seine Freunde und Diener speisen, denn gerne und mit Freuden und Vergnügen gebe ich für ihn mein Leben hin.

Da versetzten der Wolf, der Rabe und der Schakal:

— Wahrhaftig! das Kameel hat Recht, und hat edelmüthig und der Wahrheit gemäß gesprochen.

Dann stürzten sie auf dasselbe los und zerrissen es.

— Dieses Gleichniß, setzte der Stier hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß, wenn sich die Genossen des Löwen verbunden haben zu meinem Untergang, ich durchaus nicht im Stande bin, ihnen zu entgehen und mich zu hüten; und wenn selbst der Löwe wirklich anders gesinnt wäre gegen mich als jene es sind, so würde mir auch das nichts nützen und mir zu nichts helfen. Man sagt: der beste Herrscher ist der, welcher Gerechtigkeit übt an seinen Unterthanen. Wäre aber auch der Löwe nur gut und gnädig gegen mich gesinnt gewesen, so hätten ihn doch die vielen Worte meiner Verläumder anders stimmen müßen, denn wo die Verläumdung groß ist, da müßen bald die Gesinnungen der Güte und Gnade weichen. Oder siehst du nicht, daß das Wasser, welches doch dem Worte des Menschen nicht zu vergleichen ist, den Stein, welcher doch härter ist als der Mensch, wenn es unaufhörlich auf denselben herabfällt, aushöhlt und in ihn eindringt? So dringen die Worte in den Menschen ein.

Dimna entgegnete:

— Und was haſt du nun im Sinn zu thun?

Schenzeba erwiederte:

— Ich weiß nichts anderes zu thun, als mich auf den heftigſten Kampf zu rüſten, denn weder der Preis, welcher dem Gebet, noch der welcher dem Allmoſen, noch der welcher der Frömmigkeit ertheilt wird, iſt ſo hoch wie der Preis, welchen der Kampf für das eigene Leben erwarten darf, wenn derſelbe ein gerechter iſt.

Dimna entgegnete hierauf:

— Es ſoll Niemand ſein Leben in Gefahr ſetzen, wenn es nicht durchaus nothwendig iſt. Der Einſichtsvolle verſucht vielmehr, bevor er ſich gewaltſam in den Kampf ſtürzt, alle gütlichen Mittel, um denſelben zu vermeiden. Und man ſagt: Man ſoll nicht gering achten einen ſchwachen und leichten Feind, geſchweige denn einen ſolchen, der verſchlagen iſt, und dem viele Helfer zu Gebot ſtehen. Wie magſt du daher dich meſſen mit dem Löwen, der ſo kühn und ſtark iſt? Wer aber ſeinen Feind ob ſeiner Schwäche gering ſchätzt, dem wird begegnen, was dem Herrn des Meeres durch den Eisvogel begegnet iſt.

— Wie war das? fragte Schenzeba.

Da erzählte Dimna folgendermaßen:

Der Eisvogel und der Meeresgott.

— Ein Eisvogel hatte sein Nest am Gestade des Meeres. Als die Brützeit kam, sagte sein Weibchen, das er bei sich hatte, zu ihm:

— Wenn wir uns nicht für die Brutzeit einen sichern Ort aussuchen, so fürchte ich, daß der Herr des Meeres, wenn er das Meer anschwellen macht, uns unsere Jungen entreiße.

Das Männchen erwiederte:

— Brüte du nur immerfort hier, denn wir können keinen so angenehmen Ort mehr finden, wo wir blühenden Gesträuchen und dem Wasser so nahe wären!

Das Weibchen entgegnete:

— Du Unbesonnener, möge dein Eigensinn keine schlimmen Folgen haben! Ich fürchte eben, daß hier der Herr des Meeres uns unsere Jungen entreißen möchte.

— Brüte du nur ruhig hier, versetzte das Männchen, er wird solches nicht thun!

— Wie willst du doch, fuhr das Weibchen fort, ihm dich entgegensetzen, oder ihm drohen! Kennst du denn dich selber und deine geringe Macht nicht?

Nachdem das Weibchen nun noch mehreremal vergebens ihre Bitte wiederholt, ſagte ſie zu dem Männchen:

— Wer nicht hört auf die Stimme des Ermahners, dem wird es ergehen, wie es der Schildkröte ergangen iſt, als ſie nicht hörte auf die Stimme der beiden Enten.

— Wie war das? fragte das Männchen.

Da erzählte das Weibchen alſo:

Die Schildkröte und die zwei Enten.

— Es war ein Teich und daneben eine grüne Wieſe. Auf derſelben waren zwei Enten, und in dem Teich eine Schildkröte, welche mit einander in Liebe und Freundſchaft verbunden waren. Es traf ſich nun, daß das Waſſer des Teiches austrocknete. Da giengen die Enten zu der Schildkröte, um von ihr Abſchied zu nehmen und ihr ein Lebewohl zu ſagen, indem ſie ſagten:

— Wir müſſen dieſen Platz verlaſſen, weil kein Waſſer mehr da iſt.

Die Schildkröte entgegnete:

— Das Verſchwinden des Waſſers trifft meines gleichen noch viel empfindlicher, da ich,

wie ein Schiff, immer im Waſſer ſeyn muß, um leben zu können, während dem ihr euer Leben friſten könnt, wo ihr auch ſeyd. Drum nehmet mich mit euch!

Die Enten erwiederten:

— Nun gut!

— Aber wie könnt ihr mich weiterſchaffen? fragte die Schildkröte.

Die Enten verſetzten:

— Wir nehmen einen Stock an ſeinen beiden Enden, du hängſt dich an die Mitte deſſelben an, und ſo fliegen wir mit dir durch die Luft. Aber hüte dich ja, wenn du die Leute unter uns ſprechen hörſt, ihnen Antwort zu geben!

Darauf nahmen ſie die Schildkröte und flogen mit ihr durch die Luft. Die Leute aber, welche das ſahen, riefen:

— Welch Wunder! eine Schildkröte in der Mitte von zwei Enten, welche ſie tragen!

Da ſagte die Schildkröte, als ſie ſolches hörte:

— Gott möge euch verblenden, ihr Menſchen!

Allein alsbald, nachdem ſie ihren Mund zum Sprechen geöffnet, fiel ſie auf die Erde herab und gab ihr Leben auf.

Das Männchen entgegnete hierauf:

— Ich habe deine Rede vernommen, aber ſey ohne Furcht wegen des Herrn des Meeres.

Allein, als das Meer anſchwoll, entriß derſelbe die jungen Eisvögel.

Da ſagte das Weibchen:

— Ich habe es ja gleich von vorne herein geſagt, daß es ſo kommen werde.

Das Männchen aber entgegnete:

— Ich werde mich zu rächen wiſſen an dem Herrn des Meeres.

Darauf gieng er zu einer Truppe von Vögeln und ſprach zu ihnen:

— Ihr ſeyd meine Verwandte und Freunde, ſo ſtehet mir nun bei!

Dieſe fragten:

— Was willſt du, daß wir thun ſollen?

Der Seevogel erwiederte:

— Gehet mit mir insgeſammt zu den übrigen Vögeln, daß wir ihnen klagen was von dem Herrn des Meeres geſchehen iſt, und wir wollen zu ihnen ſagen: ihr ſeyd Vögel wie wir, drum ſtehet uns bei.

Jene Truppe von Vögeln entgegnete:

— Siehe! der Greif iſt unſer Beherrſcher

nd König, darum gehe mit uns zu demſelben, aß wir ihn um ſeine Hülfe anrufen, ihm kla= en was dir von dem Herrn des Meeres begeg= et und ihn bitten, Rache an demſelben uns a verſchaffen durch die Macht ſeines ganzen eiches.

Hierauf begaben ſie ſich zu dem Greif mit em Eisvogel und ließen ihren Hülferuf ertönen. Der Greif zeigte ſich ihnen alsbald, wo ſie ihm amm ihre Geſchichte erzählten und ihn erſuchten, nit ihnen zum Kampf gegen den Herrn des Meeres auszuziehen, was derſelbige ihnen gleich uſagte. Wie aber der Herr des Meeres erfuhr, aß der Greif mit dem geſammten Reich der Vö= el ihn bekriegen wolle, da wagte er es nicht ſich n Kampf einzulaſſen mit einem ihm überlegenen König, gab dem Eisvogel ſeine Jungen zurück nd ſchloß mit ihm Frieden, worauf der Greif ich zurückzog.

— Dieſe Erzählung, fügte Dimna hinzu, abe ich dir mitgetheilt, um dir zu zeigen, daß es für dich nicht rathſam ſeyn möchte, dich mit dem Löwen in Kampf einzulaſſen.

Schenzeba entgegnete:

— So will ich denn den Löwen nicht angrei=

ſen, ihm weder mit verſteckter noch mit offener Feindſeligkeit entgegenkommen und überhaupt gar keine Veränderung ihn an mir merken laſſen, bis daß er erſt verräth was ich befürchte, und dann erſt will ich mich gegen ihn wehren.

Dieſer Gedanke gefiel Dimna nicht, denn er wußte, daß, wenn der Löwe nicht die Zeichen der Feindſeligkeit, von denen er ihm geſagt, an dem Stier bemerkte, er dann gegen ihn ſelber ſchlimmen Verdacht ſchöpfen würde. Deshalb ſagte er zu Schenzeba:

— Gehe nur zu dem Löwen hin, und du wirſt gleich bemerken, wenn du ihn nur anſiehſt, was er gegen dich im Schilde führt.

— An was ſoll ich das bemerken? fragte Schenzeba.

— Du wirſt es, erwiederte Dimna, daran merken, wenn er auf ſeinem Schweif ſitzt, wenn er ſich in die Bruſt gegen dich wirft, wenn er dich ſtarr anſieht, ſeine Ohren zuſammenzieht, ſeinen Rachen öffnet und auf den Sprung lauert.

Schenzeba entgegnete:

— Wenn ich ſolche Zeichen an dem Löwen bemerke, dann werde ich erkennen, daß du die Wahrheit geſprochen.

Nachdem Dimna ſo den Löwen gegen den Stier und den Stier gegen den Löwen aufgereizt hatte, begab er ſich zu Calila. Dieſer fragte ihn alsbald:

— Nun, wie weit iſt dein Werk gediehen, das du unternommen?

Dimna erwiederte:

— Es iſt nahe an ſeiner Vollendung, ſo wie ich und du es wünſchen.

Hierauf begaben ſich Calila und Dimna mit einander an den Hof, um dem Kampf des Löwen und des Stiers beizuwohnen, und um zu ſehen, was für ein Ende die Sache nehmen würde. Schenzeba kam an, näherte ſich dem Löwen und ſah ihn auf dem Schweife ſitzen, wie es ihm Dimna beſchrieben hatte. Da ſprach er bei ſich:

— Mit einem Herrſcher Umgang haben iſt ebenſo gefährlich, wie eine Schlange in dem Buſen tragen, von der man nicht weiß, wenn ſie einen verwundet.

Als der Löwe ſodann den Stier erblickte, erblickte auch er die Zeichen an denſelben, auf welche Dimna ihn aufmerkſam gemacht hatte, und er zweifelte nun nicht länger, daß der Stier

in feindlicher Abſicht zu ihm gekommen. Er ſprang deshalb auf denſelben los, und der Kampf begann. Sie kämpften heftig und lange und ihr Blut floß. Endlich überwand der Löwe den Stier.

Da ſagte Calila zu Dimna:

— Der König beſteht nur durch ſeine Diener, wie das Meer durch ſeine Wellen. Ich aber hätte bei meinen Ermahnungen und Zurechtweiſungen, die ich dir gegeben, bedenken ſollen, was jener Mann zu dem Vogel geſagt hat: Suche nicht zu verbeſſern, was ſich nicht verbeſſern läßt und bemühe dich nicht, den zu belehren, der ſich nicht will belehren laſſen.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da erzählte Calila alſo:

Die Affen und der Vogel.

Ein Haufe von Affen wohnte auf einem Berge. In einer kalten, ſtürmiſchen und regneriſchen Nacht hätten ſie gern Feuer gehabt, um ſich wärmen zu können, konnten aber keines bekommen. Endlich erblickten ſie einen Glühwurm, der einem Feuerfunken glich, hielten

denſelben wirklich für Feuer, ſchleppten dann viel Holz herbei, welches ſie auf den vermeintlichen Funken legten, und bliesen aus vollen Kräften, um ein Feuer zu Stand zu bringen, an dem ſie ſich wärmen könnten. In der Nähe von ihnen ſaß aber ein Vogel auf einem Baum, welchen ſie im Geſicht hatten, wie auch er ſie. Als derſelbe ſah, was die Affen thaten, redete er ſie an und ſagte zu ihnen:

— Mühet euch nicht ſo ab, denn was ihr da geſehen habt, war kein Feuerfunke!

Vergeblich wiederholte er öfters dieſe Worte. Endlich ſah er ſich bewegen, ſich ſelbſt den Affen zu nähern, um ſie von ihrem nutzloſen Bemühen abzuhalten. Da kam ein Mann an ihm vorüber, der ſobald er ſeine Abſicht erkannte, zu ihm ſagte:

— Suche nicht zu verbeſſern was ſich nicht verbeſſern läßt, denn an einem harten Stein, der ſich nicht durchhauen läßt, darf ſich kein Schwerdt verſuchen, und aus einem Holze, das ſich nicht biegen läßt, wird man nie einen Bogen machen können.

Der Vogel hörte aber nicht auf die Stimme des Mannes, ſondern trat den Affen nahe, um

sie zu belehren, daß der Glühwurm kein Feuerfunke sey. Da packte ihn ein Affe und schlug ihn auf die Erde, daß er starb.

— So wird es am Ende, setzte Calila hinzu, mir mit dir ergehen, denn du bist nun ganz in Trug und Schlechtigkeit versunken. Aber der Betrüger nimmt immer ein schlechtes Ende. Hiefür weiß ich ein Gleichniß.

— Wie ist das? fragte Dimna.

Da erzählte Calila also:

Der Betrüger und der ehrliche Mann.

— Ein verschlagener Betrüger und ein ehrlicher Mann giengen mit einander in Handelsgeschäften auf eine Reise. Unterwegs fand der Ehrliche, als er einmal bei Seite gieng, einen Beutel mit tausend Denaren und hob ihn auf. Der Betrüger aber bemerkte das. Sie begaben sich dann nach ihrer Vaterstadt zurück. Als sie in der Nähe derselben angelangt waren, setzten sie sich hin, um das Geld zu theilen, indem der gute Ehrliche sagte:

— Nimm du die eine Hälfte und laß mir die andere!

Der Betrüger hätte aber durchaus gerne die

ganzen tauſend Denare gehabt. Deshalb ſagte er zu ſeinem Reiſegefährten:

— Laß uns das Geld nicht theilen, ſondern es ſoll unſer gemeinſchaftlicher Beſitz bleiben! So werden ſich die Bande der Freundſchaft noch feſter unter uns ſchließen. Jetzt wollen wir nur, was wir gerade brauchen, von dem Geld nehmen, das übrige aber an dem Stamm dieſes Baums vergraben, denn das iſt ein ſicherer Ort. Wenn wir dann wieder Geld nöthig haben, dann gehen wir mit einander zu dem Baum hin und holen uns ſo viel als wir brauchen.

Da nahmen ſie etwas Weniges von dem Geld, vergruben das übrige an dem Stamme eines großen Baums, und giengen dann mit einander in die Stadt. Nicht lange nachher gieng der Betrüger heimlich zu dem Baume, grub die Denare aus, nahm ſie und ebnete den Boden wieder ſo, wie er vorher war. Nach einigen Monaten kam dann der ehrliche Mann zu dem Betrüger und ſagte zu ihm:

— Ich habe einiges Geld nöthig, drum komm mit mir, daß wir holen ſo viel wir brauchen.

Der Betrüger begab ſich alsbald mit ihm nach dem Orte hin. Sie gruben nach, fanden

aber nichts. Da ſtürzte der Betrüger auf den ehrlichen Mann los, ſchlug ihn ins Geſicht und ſagte:

— Betrüge einen Freund nicht ſo, du haſt heimlich die Denare weggenommen!

Der Ehrliche ſchwur, daß er das nicht gethan habe, und ſprach Verwünſchungen gegen den aus, der das Geld genommen. Allein der Betrüger ſchlug immer heftiger auf ihn los, indem er immer wiederholte:

— Niemand hat es ſonſt genommen als du; und weiß denn ſonſt Jemand etwas davon außer dir?

Sie kamen vor den Richter, und theilten demſelben ihr Anliegen mit. Der Betrüger behauptete feſt, daß ſein Freund das Geld weggenommen habe, dieſer aber läugnete es ſtandhaft. Darauf fragte er den Betrüger:

— Haſt du für deine Behauptung einen Zeugen?

Dieſer antwortete mit Ja, indem er hinzuſetzte:

— Der Baum, unter dem die Denare vergraben waren, wird mir bezeugen, daß ſie mein ſchlechter Freund genommen hat.

Darauf gieng der Betrüger zu ſeinem Vater und verlangte von demſelben, daß er hingehen, ſich in dem Baum verſtecken und auf die Frage, wer das Geld weggenommen habe, den ehrlichen Mann angeben ſolle. Der Vater des Betrügers gieng hin und verſteckte ſich in der Höhlung des Baums. Bald hierauf begab ſich der Richter, der die Sache für bedeutend nahm, von ſeinen Leuten ſowie auch von dem Betrüger und dem ehrlichen Mann begleitet, zu dem Baum, und erhielt wirklich auf die an denſelben gerichtete Frage, wer das Geld entwendet habe, durch den darin verſteckten alten Mann die Antwort: Der ehrliche Mann hat es genommen. Die Verwunderung des Richters ſtieg auf das Höchſte, als er dieſe Stimme vernahm; er ließ dann Holz herbeiſchaffen und ein Feuer anlegen rings um den Baum herum, um denſelben zu verbrennen. Da ſchrie der Vater des Betrügers um Hülfe. Man zog ihn halb todt aus dem Baume heraus. Nachdem der Richter ſich dann den ganzen Hergang der Sache hatte berichten laſſen, verhängte er: daß der Betrüger gehauen, und ſein Vater beorſeigt und auf einem Eſel reitend durch die Stadt geführt werden ſollte. Dazu mußte der

Betrüger dem ehrlichen Mann alle Denare zurück erstatten.

— Dieses Gleichniß, setzte Calila hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß, wer Trug und Falschheit übt, sich selbst am meisten betrügt. Du aber, o Dimna, vereinigst Trug und Falsch- und Gottlosigkeit. Ich fürchte daß die Frucht deiner Werke nicht ausbleiben wird, und daß du der Strafe nicht entgehen wirst dafür, daß du zweierlei Farben und zweierlei Zungen angenommen. Das Flußwasser verliert seine Süßigkeit, sobald es sich mit dem Meerwasser vermengt; Glück und Friede weichen aus einer Familie, sobald sich ein Schlechter zu ihr gesellt. Dich kann man mit nichts besser vergleichen als mit einer Schlange, welche zwei giftige Zungen hat. Denn von deiner Zunge kommt Giftartiges, und ich werde nicht aufhören das Gift deiner Zunge zu fürchten. Wer seine Brüder und Freunde ins Verderben stürzt, der gleicht der Schlange, die ein Mann groß zieht, ernährt, streichelt und ehrt, und die ihn für alles dies mit einem tödtlichen Biß verwundet. Und man sagt: Schließe dich den Klugen und Rechtschaffenen an und suche ihre nähere Bekanntschaft, und hüte dich

von ihnen dich zu trennen. Mit einem Klugen, der aber nicht rechtſchaffen denkt, kannſt du dich verbinden, denn, wenn du dich nur vor ſeiner Schlechtigkeit hüteſt, kann dir ſeine Klugheit nützen. Ebenſo kannſt du dich anſchließen an einen Rechtſchaffenen, dem es an Klugheit gebricht, denn ſein rechtſchaffener Sinn kann dir nützen, ſo wie ihm deine Klugheit. Zu meiden und zu fliehen aber iſt der Schlechte und der Thor. Und ſo werde ich dich meiden müſſen; denn wie könnten deine Freunde ſich von dir noch Edelmuth und Liebe verſprechen nach dem, was du an dem König gethan haſt, der dich ſo geehrt und erhoben hat? Auf dich paßt das Gleichniß von dem Kaufmann, welcher geſagt hat: In einem Land, wo die Mäuſe hundert Pfund Eiſen auffreſſen können, wird Niemand bezweifeln dürfen, daß Falken mit Elephanten davon fliegen können.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da erzählte Calila alſo:

Der Kaufmann und ſein ſchlechter Freund.

— Es lebte einmal ein Kaufmann in dem und dem Lande. Als er auf Reiſen gehen woll-

te, um sich Erwerb zu suchen, legte er hundert Pfund Eisen, das er hatte, bei einem seiner Freunde nieder, und trat dann seine Reise an. Nach Verfluß von einiger Zeit kehrte er heim, und verlangte von seinem Freund das Eisen zurück. Dieser aber entgegnete ihm:

— Die Mäuse haben es gefressen.

Der Kaufmann versetzte:

— Ja, ich habe auch schon gehört, daß die Zähne der Mäuse vorzüglich geeignet sind das Eisen zu zernagen!

Da freute sich der Mann, daß sein Freund seiner Aussage gleich Glauben geschenkt. Der Kaufmann verließ dann seinen Freund. Als ihm aber der Sohn seines Freundes begegnete, nahm er ihn mit sich nach seiner Wohnung. Den andern Morgen kam dieser zu ihm und fragte ihn:

— Weißt du nichts von meinem Sohn, denn ich vermisse ihn?

Der Kaufmann erwiederte:

— Wie ich gestern von dir weggieng, erblickte ich einen Falken, der einen Knaben geraubt; vielleicht war der dein Sohn

Sein Freund schlug sich auf diese Worte hin vor den Kopf und sagte:

— Hat auch ſchon Jemand gehört oder geſehen, daß Falken Kinder rauben?

Der Kaufmann erwiederte:

— Ja wohl! und in einem Lande, wo Mäuſe hundert Pfund Eiſen freſſen, dürfte man ſich nicht wundern, wenn Falken Elephanten raubten!

Da entgegnete der Mann:

— Ich habe dein Eiſen mir zu Nutzen gemacht, hier haſt du das Geld dafür, aber gib mir nun auch meinen Sohn wieder!

— Dieſes Gleichniß, ſetzte Kalila hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß wer ſeinen Freund als einen Betrüger an Andern kennen gelernt hat, demſelben nichts Gutes mehr zutraut. Nichts iſt aber verkehrter als: ſeine Liebe ſchenken einem ſolchen, der keine Treue kennt, ein Geſchenk geben einem Undankbaren, Bildung geben wollen einem ſolchen, der ſich nicht bilden läßt; ein Geheimniß anvertrauen einem ſolchen, der es nicht zu bewahren weiß. Der Umgang mit Guten bringt Gutes mit ſich, der Umgang mit Schlechten Schlechtes, gleich wie der Wind guten Geruch bringt, wenn er von wohlduftenden, dagegen ſchlechten, wenn er von übelriechenden Dingen herkommt.

Indeß, ich mache der Worte zu viel und falle dir dadurch nur läſtig.

Hier machte Calila ſeiner Rede ein Ende. Dem Löwen aber kamen bald nachher, nachdem er den Stier getödtet und ſein Zorn ſich gelegt hatte, andere Gedanken und er ſagte:

— Es thut mir Leid um Schenzeba, denn er war klug, einſichtsvoll und von edler Geſinnung; vielleicht war er unſchuldig und nur durch Andere verläumdet.

So betrübte er ſich und fühlte Reue über ſeine That. Als Dimna dieſe Niedergeſchlagenheit des Löwen bemerkte, verließ er Calila und wandte ſich an den Löwen mit den Worten:

— Ich wünſche dir Glück über deinen Sieg, den du durch Gottes Hülfe über deine Feinde davongetragen. Warum biſt du aber ſo betrübt, o König?

Der Löwe erwiederte:

— Ich bin betrübt ob Schenzeba, der mir theuer war wegen ſeiner Klugheit, Einſicht und Bildung.

Dimna entgegnete:

— Laß es dir um ihn nicht Leid ſeyn, o König; denn der Kluge fühlt kein Mitleid für

ſeinen Feind. Oft kommt es aber vor, daß ein umſichtiger Mann zuerſt eine Perſon nicht leiden kann, dann aber ſich derſelben nähert, wenn er ſich überzeugt hat, daß ſie ihm von Nutzen ſeyn kann, gleichwie oft ein Kranker eine bittere Arzuei zuerſt zurückweiſt, dieſelbe dann aber doch nimmt, weil er hofft, daß ſie ihm nützen werde. Ebenſo liebt und ſchätzt man oft zuerſt eine Perſon, dann aber entfernt man dieſelbe oder ſchafft ſie aus dem Leben, wenn man ſich von ihren feindſeligen Geſinnungen hat überzeugen müſſen. So läßt ſich der, den eine Schlange in Finger gebiſſen hat, den Finger abnehmen, weil er befürchtet, daß ſonſt das Gift den ganzen Körper vergiften möchte.

Durch dieſe Worte Dimna's beruhigte ſich der Löwe. Später aber wurde ihm deſſelben Lügenhaftigkeit, Treuloſigkeit und Gottloſigkeit verrathen, und er ließ ihn dann auf ſchreckliche Weiſe umbringen.

Zweites Buch.

Unterſuchung der Sache Dimna's.

Der König Dabſchalim ſagte zu dem Philoſophen Bidpai:

— Du haſt mir nun zwar ein Beiſpiel gegeben, wie ein falſcher Ankläger, der in Liſt und Trug gewandt iſt, durch ſeine falſche Anklage ein feſtes Liebes-Verhältniß aufzulöſen im Stande iſt; jetzt erzähle mir nun aber auch, wenn du es weißt, was aus Dimna geworden und was ihm nach dem Tode des Schenzeba begegnet iſt, was für Entſchuldigungen er vor dem Löwen und deſſen Gefolge vorgebracht, als dieſer rückſichtlich des Stiers wieder zu einer andern Ueberzeugung gekommen war, und er nun den Dimna falſcher Anklägerei bezüchtigte, und was er zu ſeiner Vertheidigung vor Gericht vorgetragen!

Der Philoſoph begann hierauf alſo:

— Ueber die Geſchichte Dimna's habe ich folgendes erfahren: Nachdem der Löwe den Schenzeba um's Leben gebracht, reute ihn alsbald dieſe ſeine Mordthat, es kamen ihm wieder die Gedanken an die alte Freundſchaft und die treue Dienſtergebenheit des Stiers, und daß dieſer unter allen ſeinen Dienern der war, den er am meiſten hochſchäzte, der bei ihm am meiſten galt, der ihm am nächſten ſtand und daß er mit demſelben am gernſten Rath pflegte.

Zu den angeſehenſten Dienern des Löwen aber gehörte der Panther. Dieſer ſtellte ſich nun gerade dieſen Abend bei dem Löwen ein. Erſt um Mitternacht verließ er wieder den Löwen. Der Weg nach ſeiner Wohnung führte ihn an der Wohnung von Calila und Dimna vorbei. An dem Eingang zu derſelben angelangt vernahm er, wie Calila dem Dimna Vorwürfe machte ob ſeiner Handlungsweiſe, wie jener dieſen ſchalt ob ſeiner falſchen Anklägerei, ſeiner Lügenhaftigkeit und ſeiner Schikane gegen angeſehene königliche Diener. So lernte der Panther das treuloſe Betragen Dimna's kennen. Da er aber noch gern Näheres erfahren hätte, blieb er an dem Orte ſtehen, wo er un-

bemerkt war, und hörte da den Calila zum Dimna unter Anderem noch Folgendes sagen:

Nun, du hast dich auf eine harte Stelle gesetzt *), bist eingegangen in einen engen Gang und hast gegen dich selbst ein Verderben bringendes Verbrechen begangen, das dir gar schlecht bekommen wird; ja, deine Lagerstätte wird hart werden, wenn dem Löwen deine Sache entdeckt und offenbar wird, wenn er deine Treulosigkeit und deinen Trug erfährt. Rettungslos wirst du da verloren seyn. Alle Schmach, ja selbst den Tod wird man über dich verhängen, damit kein Schaden und kein Trug mehr von dir zu fürchten sey. Ich kann dich aber von heute an nicht mehr als meinen Freund ansehen und auch nicht im Geheimen mehr mit dir sprechen, denn die Weisen haben ja gesagt: Entferne dich von dem, von welchem man keine gute Meinung hat. Demgemäß muß ich mich von dir trennen und auf meine eigene Rettung bedacht seyn, denn der Löwe hat schlimmen Verdacht geschöpft.

Nachdem der Panther solches mit angehört, entfernte er sich und gieng darauf zur Mutter

*) Oder: du hast ein zügelloses Thier bestiegen.

des Löwen. Er verlangte von derſelben das Verſprechen, nichts von dem ausſagen zu wollen, was er ihr anzuvertrauen habe, und berichtete ihr dann, nachdem er daſſelbe erhalten, die Worte, die Calila zu Dimna geſprochen.

Des andern Morgens gieng dieſe zum Löwen und traf denſelben in groſser Betrübniſs und Kümmerniſs, die nur daher rührte, daſs er den Stier ums Leben gebracht. Auf ihre Frage an denſelben, was für ein Kummer ihn ergriffen habe und darnieder ſchlage, erwiederte ihr der Löwe:

— Mich betrübt der Mord, den ich an Schenzeba begangen, wenn ich an ſeine Freundſchaft und an ſeine Anhänglichkeit an mich gedenke und wie ich mich bei ihm ſtets des beſten und aufrichtigſten Rathes erholen konnte.

Die Mutter des Löwen entgegnete:

— Das härteſte Zeugniſs iſt dasjenige, welches ein Mann gegen ſich ſelber ablegen muſs; und das iſt ein groſser Fehler. Wie konnteſt du doch ſo voreilig zum Mord des Stiers ſchreiten ohne gewiſſe Ueberzeugung von ſeinem Verbrechen zu haben? Wüſste ich nicht, was die Weiſen geſagt haben rückſichtlich der Veröffentlichung

von Geheimnissen und welches Verbrechens die sich schuldig machen, die ein Geheimniß verrathen, so wollte ich dir mittheilen, was ich weiß.

Der Löwe versetzte hierauf:

— Die Reden der Weisen haben oft mehr als einen Sinn und lassen verschiedene Erklärungen zu. Ich erkenne zwar wohl die Richtigkeit dessen, was du ausgesprochen; aber wenn du einen guten Rath weißt, so verbirg ihn mir nicht, oder wenn dir Jemand ein Geheimniß anvertraut hat, so theile es mir mit und laß mich Alles wissen.

Da berichtete sie ihm Alles, was ihr der Panther mitgetheilt hatte, nur daß sie ihm seinen Namen nicht nannte, und fügte dann noch hinzu:

— Mir war nicht unbekannt das Wort der Weisen, daß große Strafe und Schande den treffe, der ein Geheimniß verrathe, allein bei all dem wollte ich lieber dir eine Sache mittheilen, welche zu wissen dir von Nutzen seyn kann, wenn gleich solches für Viele von schädlichen Folgen seyn wird. Denn es mögen sich die wohl

hüten, welche beſtändig den König zu betrügen ſuchen, daß nicht Unheil ſie treffe.

Als die Mutter des Löwen dieſe ihre Rede vollendet, berief dieſer ſogleich alle ſeine Diener und ſeine ganze Schaar. Wie nun Dimna vor dem Löwen ſtand und ſeine Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit bemerkte, da wandte er ſich an einen, der neben ihm ſtand, mit den Worten:

— Was hat ſich denn zugetragen und was iſt's, das den König ſo betrübt macht?

Da wandte ſich die Mutter des Löwen zu Dimna und ſagte zu ihm:

— Daß du noch am Leben biſt, das betrübt den König, aber nur ein einziger Wink ſeines Auges, ſo iſt es um dein Leben geſchehen!

Dimna entgegnete:

— Nichts läßt der Erſte dem Letzten; denn man ſagt: Wer am meiſten Macht hat ſich vor Unheil zu bewahren, den trifft Unheil vor dem, der unmächtig iſt. Möge indeß dieſes ſchlimme Wort weder bei dem König, noch bei ſeinen hohen Dienern, noch bei ſeiner ganzen Schaar eintreffen! Auch weiß ich wohl, daß man ſagt: Wer mit Schlechten Umgang hat und dieſe als ſolche kennt, der bringt ſich ſelber Schaden.

Und deswegen ziehen sich die Einsiedler ganz zurück von den Menschen, und ziehen die Einsamkeit vor dem Verkehr mit Menschen, und lieben es mehr Gott zu dienen als der Welt und den Menschen. Und wer vergilt das Gute mit Gutem und die Wohlthat mit Wohlthat außer Gott? Wer aber Vergeltung des Guten von den Menschen erwartet, der mag sich wohl getäuscht sehen, denn man soll Niemand sonst dienen als Gott, und von den Menschen keine Vergeltung seiner Dienste erwarten. Das aber, wornach die Unterthanen des Königs am meisten zu streben haben, das ist: sich auszuzeichnen durch gute Eigenschaften, stets recht zu handeln und einen guten Lebenswandel zu führen. Auch haben die Weisen gesagt: Wer für wahr hält, was er für falsch, und für falsch, was er für wahr halten sollte, dem wird es ergehen, wie jenem Weib, die sich ihrem Diener dahingegeben hat, der sie durch seine Verkleidung täuschte, und mit Schand und Spott überhäufte.

— Wie war dieses? fragte der Löwe.

Da erzählte Dimna also:

Die Kaufmanns-Frau und der Maler.

Es war einmal in einer Stadt ein Kaufmann, der hatte eine ſchöne und reizbegabte Frau. In ſeiner Nähe wohnte ein Maler, ein liſtiger Mann, der war ein Liebhaber der Frau des Kaufmanns. Eines Tags ſagte dieſe zu ihrem Liebhaber:

— Ei! könnteſt du dich nicht etwas erſinnen, das mir als Zeichen deiner Ankunft diente, ſo daß du nicht zu rufen oder zu winken brauchteſt und daß weder dein noch mein Thun in ſchlimmen Verdacht kommen kann?

Der Liebhaber erwiederte:

— Es fällt mir etwas bei, was dich erfreuen und dein Auge kühlen wird. Ich habe einen bunten, mit Bildern bemalten Mantel, den will ich anziehen, wenn ich zu dir gehen will.

Mit dieſem Vorſchlag war das Weib zufrieden. Der Maler that alſo, wenn er zu ſeiner Geliebten gehen wollte, jenen Mantel um, und dieſe erkannte ihn daran leicht, und kam ihm dann immer mit Freuden ſogleich entgegen. Allein es bemerkte dieſe Geſchichte zu ſeinem gro-

ßen Erſtaunen ein Diener der Frau, der mit der Magd jenes Malers gar gut bekannt war. Er gieng daher zu derſelben und verlangte von ihr, daß ſie ihm jenen Mantel geben ſollte, indem er hinzuſetzte:

— Ich möchte den Mantel einem Freunde zeigen, um ihn dadurch zu erfreuen, und ich werde eilen denſelben wieder zurückzubringen, bevor dein Herr es merkt.

Die Magd des Malers gab ihm den Mantel. Da zog er ihn an und gieng darin zu ſeiner Gebieterin, gerade ſo wie der Maler zu derſelben zu gehen pflegte. Als ihn dieſelbe erblickte, glaubte ſie ohne Bedenken, daß ihr Liebhaber komme. Sie gieng ihm daher entgegen und gab ſich ihm hin. Nachdem der verkleidete Diener ſeinen Zweck erreicht hatte, brachte er den Mantel der Magd des Malers zurück, und dieſe legte ihn dann an ſeinen vorigen Platz. Der Maler war dieſen ganzen Tag nicht zu Hauſe geweſen, und kam erſt bei dunkler Nacht nach ſeiner Wohnung zurück. Er that nun jenen Mantel um, nach ſeiner Gewohnheit, und zeigte ſich darin ſeiner Geliebten. Als ihn dieſelbe ge-

wahr wurde, näherte sie sich ihm mit den Worten:

— Du kommst gar bald wieder! bist du nicht heute schon bei mir gewesen und deines Verlangens theilhaftig geworden? Warum kommst du denn wieder?

So bald der Maler diese Worte vernommen, kehrte er nach Hause zurück, rief alsbald seine Magd und drohte ihr mit dem Tode, wenn sie ihm nicht in Wahrheit berichtete, was mit dem Mantel vorgefallen. Da erzählte ihm die Magd die Geschichte. Er nahm dann den Mantel und verbrannte ihn.

— Dieses Beispiel, setzte Dimna hinzu, habe ich erzählt, in der Absicht, den König zu vermögen, daß er nicht voreilig in meiner Sache handle und nichts thue in Ungewißheit. Ich habe aber dieses nicht gesagt aus Schauer vor dem Tode, denn wenn einen vor demselben schauert, der wird ihm nicht entgehen, und alle lebende Wesen müssen ja sterben. Nein! hätte ich hundert Leben und wüßte ich, daß der König Gefallen hätte sie zu Grund zu richten, so würde ich mich ihm dazu mit aller Bereitwilligkeit ergeben.

Da sprach einer aus der versammelten Schaar:

— Solches sagt er nicht aus Liebe zu dem König, sondern blos seiner selbst willen, und um sich zu entschuldigen.

Dimna aber fuhr diesen hart an, indem er sagte:

— Wehe dir! Rechnest du mir das zur Schuld, daß ich mich zu entschuldigen suche? Kann man denn Jemanden näher stehen, als sich selbst? Und wenn einer nicht seine eigene Entschuldigung sucht, für wen soll er sie dann suchen? Es ist klar, daß aus dir nur Neid und Mißgunst spricht, und wer dich gehört hat, der muß einsehen, daß du Niemanden Gutes gönnst, und daß du dir selbst und allen Andern Feind bist. Ein Wesen, wie du, ist nicht werth, daß es unter den Thieren ist, geschweige denn um den König und an dessen Hof.

Auf diese Worte Dimna's hin machte sich jener sein Gegner, betrübten Sinnes und beschämt, auf und davon.

Hierauf sprach die Mutter des Löwen zu Dimna:

— Ich muß mich über dich verwundern,

o Ränkemacher, wegen deiner wenigen Schaam und deiner vielen Unverschämtheit, und wegen der Schnelligkeit, mit der du Jedermann Antwort zu geben weißt.

Dimna erwiederte:

— Deine schlimme Meinung von mir kommt bei dir nur davon her, daß du auf mich nur mit einem Auge siehst und auf mich nur mit einem Ohre hörst. Dabei ist es mein unglückseliger Eifer, der Alles mir entfremdet hat, so daß man sogar beim König mich falscher Anklägerei beschuldigt hat. Indeß, es ist nun nicht anders; und wer am Hofe des Königs sich aufhält, der pflegt, weil er den König hintansetzt und nur darauf sieht, dessen Gunst sich zu erhalten und sein gutes Leben sich zu sichern nicht zu wissen, in welcher Stunde es geziemt zu sprechen und nicht, wann er schweigen soll.

Die Mutter des Löwen sprach:

— Ei! seht doch diesen Elenden, der so großen Verbrechens sich schuldig gemacht, wie er sich so unschuldig stellt, gleich als hätte er kein Verbrechen begangen!

Dimna erwiederte:

— Diejenigen, welche thun was nicht ihres

Geschäftes ist, gleichen dem, der Asche an einen Ort hinlegt, wo er Sand hinlegen sollte und darauf den Mist werfen heißt, oder dem Mann, welcher Weiberkleider, und dem Weib, welches Männerkleider anzieht, oder dem Gast, der sagen wollte: ich bin der Herr des Hauses, oder dem, welcher vor einer Gesellschaft sich zu sprechen erlaubt über Sachen, nach denen er nicht gefragt wird. Elend aber ist nur der zu nennen, welcher die Verhältnisse und die Menschen nicht kennt und nicht im Stande ist das Unheil von sich abzuhalten.

Die Mutter des Löwen fuhr fort:

— Glaubst du denn, o du Betrüger und Ränkemacher, daß du durch diese deine Worte werdest den Löwen täuschen und dem Gefängniß entgehen können?

Dimna erwiederte:

— Ein Betrüger ist der, vor dessen Trug sein Feind nicht sicher ist, und der seinem Feind, wenn er desselben habhaft wird, das Leben raubt, wenn er auch keines Verbrechens schuldig ist.

Die Mutter des Löwen entgegnete:

— O du Betrüger, du Lügner, glaubst du

denn, daß du der Strafe deiner Lügenhaftigkeit entgehen werdeſt und daß deine Schlauheit dir etwas nützen werde bei deinem großen Vergehen?

Dimna verſetzte:

— Ein Lügner iſt der, welcher ausſagt was nicht geſchehen iſt, und vorbringt was nicht geſprochen oder gethan worden iſt. Meine Rede aber iſt offenbar und klar.

Die Mutter des Löwen ſprach darauf, an die Umſtehenden ſich wendend:

— Den Namen eines Weiſen werden die von euch verdienen, die in der Sache Dimna's thun werden, was ihrer Pflicht iſt.

Hierauf erhob ſie ſich und gieng fort.

Der Löwe aber übergab Dimna dem Richter. Dieſer ließ ihn dann binden, einen Strick um ſeinen Hals werfen und ihn ins Gefängniß bringen.

Um die Zeit der Mitternacht aber erhielt Calila die Nachricht, daß Dimna ins Gefängniß abgeführt ſey. Er gieng dann heimlicherweiſe zu ihm. Als er aber den Dimna erblickte und ſah, wie ſchmal ſein Sitz und wie eng ſein

Platz war, da brach er in Thränen aus und sagte:

— Du bist nur dahin gekommen, wohin du gekommen bist, weil du gefehlt hast und dich losgeschlagen von meiner Ermahnung. Indeß werde ich doch immerhin dich warnen und dir rathen und dir beispringen in lauterer Absicht, denn an jeglicher Stelle kann man sprechen und jeglichen Ort kann man umgehen. Und bin ich zu läßig gewesen in meiner Ermahnung, als du dich noch im Glücke befandest, so will ich jetzt einen Theil deiner Schuld tragen; doch bei dir hatte der Eigendünkel solchen Eingang gewonnen, daß er deine Einsicht besiegt und deinen Verstand unterjocht hat; ich habe dir viele warnende Beispiele erzählt und dich an die Rede der Weisen erinnert, und die Weisen sagen: der Betrüger stirbt vor seiner Zeit.

Dimna entgegnete:

— Ich bin überzeugt von der Aufrichtigkeit deiner Worte. Zu meinem größten Trost in meiner jetzigen Lage aber dient mir das Wort, das die Weisen gesagt haben: Laß dich die Strafe nicht anfechten, wenn sie auf dich fällt wegen deines Fehlers, denn es ist besser, daß

du ob deines Vergehens auf dieſer Welt beſtraft werdeſt, als daß du die Strafe deiner Schuld erſt im andern Leben findeſt in der Hölle.

Calila verſetzte:

— Ich verſtehe wohl deine Rede. Indeß iſt deine Schuld groß und die Strafe, die der Löwe über dich verhängen wird, wird eine harte und ſchmerzliche ſeyn.

Es befand ſich aber in der Nähe von Calila und Dimna im Gefängniß ein verſtändiger Hirſchwolf, der hörte dieſes ihr Geſpräch mit an, während ſie ihn nicht bemerkten. Dieſer vernahm alſo die Vorwürfe, welche Calila dem Dimna machte ob ſeiner verbrecheriſchen That, ſowie das Geſtändniß, welches Dimna von ſeiner verbrecheriſchen Handlung und ſeiner großen Schuld ablegte. Er merkte ſich auch wohl das Geſpräch, das ſie mit einander geführt und verbarg es bei ſich, um es zu bezeugen, wenn er darnach gefragt würde. Calila begab ſich hierauf nach ſeiner Wohnung.

Des andern Morgens trat die Mutter des Löwen zum Löwen und ſagte zu ihm:

— O Herr der Thiere! ich hoffe nicht, daß du vergeſſen habeſt, was du geſtern geſagt und

was du zur Befriedigung vieler deiner Diener befohlen hast. Denn die Weisen haben gesagt: Der Mensch soll nicht saumselig seyn für die Frömmigkeit, im Gegentheil —; eben so soll man nicht säumen mit der Bestrafung eines Verbrechers.

Als der Löwe die Rede seiner Mutter vernommen, ließ er den Panther, der Gerichtsherr war, zu sich rufen. Darauf wandte er sich an denselben und den Gerichtsschreiber mit den Worten:

— Setzt euch in den Gerichtssaal und vernehmet jeden Niedrigen und Hohen meiner Schaar, forschet sie aus aufs Strengste nach Allem, was sie von Dimna wissen, und was ihr von den Worten und Entschuldigungen Dimna's erfahret, das leget nieder in das Gerichtsbuch, und weiset mir dies dann vor, Tag für Tag.

Der Panther und der Gerichtsschreiber, welcher letztere ein Oheim des Löwen war, erwiederten:

— Es soll geschehen nach des Königs Willen!

Darauf entfernten sie sich von ihm, um dem Auftrag des Königs gemäß zu handeln.

Eines Tags ſodann, nachdem die Gerichtsſitzung ſchon drei Stunden gedauert hatte, gab der Richter Befehl, Dimna zu bringen. Er wurde vor ihn gebracht und vor die volle Gerichtsverſammlung. Nach einer Weile hob dann der Herr der Verſammlung mit lauter Stimme alſo an:

— Ihr, Verſammelte! wißt, daß der Beherrſcher der Thiere ſeit dem unglückſeligen Tod Schenzeba's verwirrten Geiſtes iſt und voll Kummer und Traurigkeit. Er ſieht ein, daß er dem Schenzeba ohne Schuld das Leben genommen, und daß er gegen denſelben nur ſo gehandelt habe auf die lügenhafte Anklage Dimna's hin. Und dieſer Richter iſt nun beſehligt, eine Gerichtsverſammlung zu halten und die Sache Dimna's zu unterſuchen. Wer daher unter euch etwas von Dimna's Sache weiß, ſey es etwas Gutes oder Böſes, der ſage es und thue es kund vor den Häuptern dieſer Verſammlung und den anweſenden Zeugen, damit man gemäß deſſen dann ein Urtheil über ihn fällen kann! Ein Urtheil über Leben und Tod muß ein wohlbegründetes ſeyn, Uebereilung in ſolch wichtiger Angelegenheit würde Leidenſchaft

verrathen, und Unrecht thun wollen zeugte von niedriger Gesinnung.

Darauf sprach der Richter:

— Höret, ihr Versammelten! auf die Rede eures Herrn, verschweiget nichts, was ihr wisset und hütet euch etwas zu verhehlen! Dreierlei gebe ich euch hier zu bedenken. Das Erste und Wichtigste davon ist, daß ihr seine (Dimna's) That nicht für gering halten und nicht für unbedeutend ansehen sollt; denn zu den größten Verbrechen gehört es, einen Unschuldigen, der gar kein Vergehen begangen hat, durch lügenhafte Anklage ums Leben zu bringen; deshalb, wenn jemand etwas weiß von diesem Lügner, der den Unschuldigen durch seine falsche Anklage verrathen hat, und dieses verschweigt, der wird dessen Schuld und Strafe mit ihm theilen. Das Zweite ist: Wenn der Schuldige seine Schuld erkennt und bekennt, so ist das für ihn besser, als wenn er dieselbe läugnet, denn dem König und seiner Schaar steht es dann zu, ihm zu verzeihen. Das Dritte ist: daß man keine Rücksicht haben solle mit Schlechten und Gottlosen, und daß man Alles entfernen soll, was die Menschen, Hohe oder Niedere, veranlassen könnte

mit ſolchen in Verbindung zu treten. Deshalb, wer etwas weiß von der Sache dieſes Betrügers, der thue es kund vor den Häuptern der anweſenden Zeugen, damit es ein Zeugniß abgebe; denn es wird ja geſagt, daß: wer ein Zeugniß für einen Verſtorbenen verſchweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferſtehung. So ſage denn jeder von euch, was er weiß!

Da aber Niemand aus der Verſammlung ſeine Stimme hören ließ, ſo nahm Dimna ſelbſt das Wort und ſagte:

— Warum ſchweigt ihr denn? Saget doch, was ihr wiſſet, wiſſet aber auch, daß ich auf jegliches Wort eine Antwort habe! Auch haben die Weiſen geſagt: Wer etwas bezeugt, was er nicht geſehen und etwas ſagt, was er nicht weiß, dem ergeht es, wie es jenem Arzt ergangen iſt, der zu etwas, das er nicht kannte, ſagte: ich kenne es.

Die Gerichtsverſammlung fragte:

— Wie war das?

Da begann Dimna alſo:

Der unwiſſende Arzt.

Es war, erzählt man, in einer Stadt ein Arzt, ein gar artiger und kenntnißreicher Mann, und wegen der vielen glücklichen Kuren, die er gemacht, ſehr angeſehen. Er wurde alt und ſein Geſicht ſchwach. Es hatte aber der König dieſer Stadt eine Tochter, die er vor Kurzem einem Brudersſohne zur Frau gegeben. Als dieſelbe von Schmerzen ergriffen wurde, wie ſie junge Frauen gewöhnlich bekommen, da wurde jener Arzt geholt. Er fragte die junge Frau aus, was ihr weh thue und dergleichen, und kaum hatte ſie ihn davon in Kenntniß geſetzt, ſo kannte er ihre Krankheit und wußte, welche Arznei er anzuwenden habe.

— Würde ich doch ſehen, ſagte er dann, ſo könnte ich die Arznei ſelber bereiten und dürfte das nicht einem Andern anvertrauen!

Von dieſer Sache hörte ein Mann in der Stadt, der ganz unwiſſend war; derſelbe gieng dann mit dem anmaßenden Vorgeben nach dem Palaſt, daß er die Heilkunde verſtehe, daß er kundig ſey der verſchiedenen Säfte und Pflanzen, aus

denen man Arzneien bereite und daß er Kenntniß habe von allen Arten von Arzneien, sowohl den zusammengesetzten als den einfachen. Da hieß ihn der König in die Arzneikammer gehen, um sich von den zur Arznei dienlichen Säften auszusuchen, was er nöthig habe. Der unwissende Mensch gieng dahin; da er aber durchaus keine Kenntniß hatte von den verschiedenen Arzneimitteln, die er vorfand, so ergrief er unter vielem Andern auch ein Glas, worinn augenblicklich tödtendes Gift war, und mischte das Gift unter seine Arznei, ohne zu wissen daß es Gift war. Als die Arznei fertig war, trank sie die junge Frau und starb im Augenblick. Sobald aber der König solches erfahren, ließ er den unwissenden Menschen kommen und gab ihm von derselben Arznei zu trinken, und er starb sogleich.

— Dieses Beispiel, fügte Dimna bei, habe ich euch nur erzählt, um euch zu zeigen, welche Schmach den treffe, der etwas sagt oder macht, wovon er keine sichere Kenntniß hat, und der seine Gränze überschreitet. Wer daher von euch seine Gränze überschreitet, den wird treffen was jenen unwissenden Menschen getroffen

hat, und der hat sich dann allen Schaden selber zuzuschreiben. Auch haben die Weisen gesagt: Häufig wird dem Menschen vergolten nach seiner Rede. Das Wort steht nun bei euch, drum seht euch vor!

Da nahm der Herr der Bäcker, der Kühnheit und Stolz besaß, weil er bei dem Löwen hoch stand, das Wort und sagte:

— Edle und Weise! höret meine Rede und vernehmet mit geneigtem Ohr meine Worte! Es haben nemlich die Weisen von den Rechtschaffenen gesagt, daß sie erkennlich seyen schon an ihrer äußern Gestalt, und ihr, die ihr durch Gottes gütiges Werk alle Auszeichnung besitzet und denen seine volle Gnade zu Theil geworden ist, ihr könnet die Rechtschaffenen erkennen an ihrer äußern Form und Bildung, und eine Sache von großer Bedeutung errathen an einer Sache von kleiner Bedeutung. Hier aber zeugen gar viele Dinge gegen diesen Elenden, den Dimna, und thun kund seine Schlechtigkeit; drum betrachtet nur aufmerksam die äußere Gestalt seines Körpers, damit ihr euch davon sicher überzeugen möget!

Der Richter erwiederte dem Oberſten der Bäcker:

— Wir wiſſen wohl, ich und die anweſende Verſammlung, daß du die auf innere Schlechtigkeit hinweiſenden äußern Kennzeichen genau kennſt, deshalb ſetze uns näher aus einander, was du angedeutet, und theile uns mit, was du an der äußern Geſtalt dieſes Elenden für Kennzeichen von Schlechtigkeit bemerkt haſt!

Da hob der Oberſte der Bäcker an, ſeine Auseinſetzungen an Dimna zu machen, indem er ſagte:

— Die Weiſen haben aufgeſchrieben und bekannt gemacht, daß: weſſen linkes Auge kleiner ſey als das rechte und ſich ohne Aufhören bewege, und weſſen Naſe nach der rechten Seite hin gebogen ſey, daß der ein Elender ſey, ein Niederträchtiger, daß bei dem Betrügerei und Gottloſigkeit vereint ſeyen.

Als Dimna ſolches gehört, ſprach er:

— Auf dich paßt ganz das Wort jenes Mannes, der zu ſeinem Weibe geſagt hat: Sieh zuerſt auf deine Blöße, und nach dem ſieh auf die Blöße Anderer!

Aufgefordert ſodann dieſe Geſchichte zu erzählen begann Dimna alſo:

Das zurechtgewiesene Weib.

Es war eine Stadt, über die fiel der Feind her. Nachdem er einen Theil ihrer Einwohner gemordet, einen andern zu Gefangenen gemacht und die Stadt ausgeplündert hatte, wandte er sich wieder dahin, woher er gekommen. Einem der Krieger war als Beute ein Bauersmann sammt dessen zwei Weibern zugefallen. Sie wurden insgesammt von dem Krieger in Rücksicht auf Speise und Kleidung gar schlecht behandelt. Eines Tags gieng der Bauersmann mit seinen Weibern aus, um für den Krieger Holz zu sammeln. Sie waren aber sämmtlich nackt. Da fand eine der Weiber auf dem Weg einen alten Lappen, womit sie ihre Blöße bedeckte. Darauf sagte dieselbe, auf das andere Weib hindeutend, zu ihrem Mann:

— Sieh' doch, wie diese nicht so viel Schaam hat, daß sie ihre Blöße verbirgt!

Da erwiederte derselben ihr Mann:

— Sähest du doch zuerst auf dich selbst, denn dein ganzer Körper ist ja nackt! Wie kannst du deiner Freundin das zum Vorwurf machen, was sich eigentlich bei dir auch findet!

— Und dein Benehmen, fügte Dimna bei, o du Unreiner, an dem ſich lauter ſchimpfliche und häßliche Kennzeichen finden, iſt auffallend; dann iſt auffallend die Kühnheit, die du haſt, dem König die Speiſe zu reichen und vor ihn dich zu ſtellen, da doch an deinem Körper Schmutz iſt und Häßlichkeit, und da ſowohl du ſelbſt als auch Andere die Fehler deiner Perſon kennen. Du wagſt es gegen einen zu ſprechen, deſſen Körper rein iſt und ohne Fehl? Ich bin es aber nicht allein, der deine Fehler wohl erkannt hat, ſondern alle Anweſenden kennen dieſelben, und es hat mich nur das Freundſchafts-Verhältniß, das zwiſchen mir und dir Statt fand, abgehalten ſolche offenbar kund zu machen. Jetzt aber, da du auf mich gelogen und mich ins Angeſicht verläumdet haſt, da du gegen mich feindſelig aufgetreten biſt und über mich ſolches, was du geſagt haſt, ohne alles Wiſſen, vor den Häuptern der Anweſenden ausgeſagt haſt, ſo ſah ich mich beſtimmt, offenbar zu machen deine Fehler, die ich kenne und die Jedermann kennt; und es iſt eine Pflicht für jeden, der dich kennt, dem König es vorzuhalten, daß er ſich von dir nicht mehr ſeine

Speise reichen lassen soll. Ja! solltest du den Acker bebauen müßen, so verdientest du, daß er dir keine Frucht trüge. Ueberhaupt bist du gar keines Geschäftes würdig, nicht einmal des niedrigen, Leder zu bereiten oder Schröpfköpfe einem gemeinen Mann zu setzen, geschweige denn, die hohe Person des Königs zu bedienen.

Der Oberste der Bäcker versetzte:

— Ist's möglich? Mir gelten diese deine Worte und auf mich hast du sie gerichtet?

Dimna erwiederte:

— Jawohl! und nur die Wahrheit habe ich über dich gesagt, und dich meinte ich, dich Hinkenden, Dürrknochigen, der du den Fluß hast am Hintern, dich Krummbeinigen, dich Bauchgeschwollenen, dich Hodenschlottrigen, dich Lippengespaltenen, dich Schlechten von außen und von innen.

Auf diese Worte Dimna's hin veränderte sich die Gesichtsfarbe des Obersten der Bäcker, und er betrübte und schämte sich, er stammelte nur noch mit seiner Zunge und war ganz beschämt; verschwunden war all seine Heiterkeit. Dimna aber, als er seine Niedergeschlagenheit und seine Thränen bemerkte, fuhr also fort:

— Erſt lange Zeit wirſt du weinen dürfen, wenn der König dein unreines Weſen und deine Fehler erfährt, und er dich dann deines Amtes entſetzt, dich nicht mehr unter ſeinen Dienern läßt und dich fortjagt aus ſeiner Nähe!

Hierauf erhob ſich ein Schakal, dem der König, als einem erprobten Diener, ſein volles Zutrauen ſchenkte, und dem er den Auftrag gegeben hatte, auf den Verlauf der Gerichtsverhandlung wohl zu merken und ihn dann darüber zu berichten, und gieng hin zu dem Löwen. Als er demſelben alles Vorgefallene genau mitgetheilt, gab der Löwe Befehl, daß der Oberſte der Bäcker ſeines Amtes entſetzt werde, und die Weiſung, daß derſelbe nicht mehr vor ihn kommen und ſein Antlitz nicht mehr ſehen dürfe. Dimna aber hieß er wieder ins Gefängniß bringen.

Da der Tag ſich zu Ende neigte, und nachdem alle Ereigniſſe und die Reden der Ankläger und des Angeklagten in ein Buch eingetragen waren, dem der Panther das Siegel aufdrückte, gieng die Verſammlung auseinander.

Es war aber ein Schakal, Namens Ruzba, der dem Calila in Freundſchaft und Liebe er-

geben war, und der bei dem Löwen angesehen war und in Ehren stand. Calila hatte indeß aus Furcht und Angst für sein Leben, sowie für das seines Bruders, das Abweichen bekommen, und starb in Folge dessen. Da gieng der genannte Schakal zu Dimna und berichtete ihm das Hinscheiden Calila's. Alsbald brach Dimna bei dieser Nachricht in Weinen und Jammern aus, indem er sagte:

— Was soll ich nun machen auf der Welt, nachdem mir mein Bruder entrissen worden, der es so aufrichtig mit mir meinte? Doch — ich erkenne darin die Gnade Gottes und seine Güte gegen mich, daß er mir dich gegeben hat, der du dich um mich bekümmerst und meiner dich freundlich annimmst; ja ich weiß, daß du in meiner jetzigen Lage meine Hoffnung und meine Stütze bist. Ich wünschte nun vorerst von deiner Güte, daß du hingiengest an den und den Ort, und nach dem sähest, was ich und mein Bruder gesammelt haben durch unsere List und Anstrengung und den Willen Gottes, des Erhabenen, und mir solches brächtest.

Der Schakal that nach dem Verlangen Dimna's, und dieser überließ ihm dann die

Hälfte des Schatzes. Darauf ſagte Dimna zu dem Schakal:

— Sieh, du kannſt ein- und ausgehen bei dem Löwen wie kein anderer, drum verwende all deine Mühe auf meine Sache und laß alle deine Sorge auf mich gerichtet ſeyn. Höre was bei dem Löwen geſprochen wird, wenn von mir und meinen Gegnern die Rede iſt; hab Acht darauf, was von der Mutter des Löwen in Bezug auf mich geſchieht und in wie weit ihr der Löwe beiſtimmt oder widerſpricht, auf dies Alles merke wohl!

Der Schakal nahm das Geſchenk Dimna's, verließ denſelben unter Zuſicherung ſeiner Dienſte und begab ſich nach ſeiner Wohnung, wo er ſeinen Schatz aufbewahrte.

Den andern Morgen, als der Löwe ſchon ein Paar Stunden da geſeſſen hatte, ließ ſich ſeine Schaar bei ihm melden. Er geſtattete derſelben den Eintritt. Es wurde ihm das Gerichtsbuch vorgelegt. Als er dann die Reden Dimna's und ſeiner Ankläger darinn überleſen, ließ er ſeine Mutter rufen, und las derſelben Alles vor. Sobald dieſe aber vernommen was in dem Buche ſtand, rief ſie mit lauter Stimme:

— Wenn ich harte Worte ſpreche, ſo tadle mich nicht, denn du kannſt wirklich deinen Schaden von deinem Nutzen nicht unterſcheiden. Habe ich dich nicht gewarnt, zu hören auf die Worte, die von dieſem Verbrecher, dem Uebelthäter, dem Betrüger herrühren?

Hierauf gieng ſie erzürnt fort.

Alles dieſes aber hatte jener mit Dimna befreundete Schakal mit angeſehen und angehört. Er gieng nun in aller Eile zu Dimna, um dieſem das Vorgefallene zu berichten. Allein, während er bei demſelben war, da kam ein königlicher Läufer, der Dimna in die Gerichtsverſammlung holte.

Als Dimna vor dem Richter ſtand, da hob der Oberſte der Verſammlung alſo an:

— O Dimna! ich bin nun auf's zuverläßigſte unterrichtet von deiner Sache, und wir dürften nun keine weitere Unterſuchungen über dieſelbe anſtellen. Die Weiſen haben aber geſagt, daß Gott, der Erhabene, dieſe Welt gemacht habe, daß ſie diene als Ort der Vorbereitung und Rechtfertigung für das Jenſeits, denn ſie ſey die Wohnſtätte von göttlichen Geſandten und Propheten, welche hinweiſen auf das Gute,

welche den Weg zeigen ins Paradies, welche einladen zur Erkenntniß Gottes, des Erhabenen. Wir wären also im Reinen über deine Sache, denn wir haben darüber zuverläßige Berichte erhalten, allein unser Herr hat uns Befehl gegeben, deine Sache noch einmal vorzunehmen und zu untersuchen, obgleich wir darüber ganz im Klaren sind.

Dimna erwiederte hierauf:

— Ich sehe, o Richter, wie du an keine Gerechtigkeit gewöhnt bist bei deinem Urtheilsprechen. Und es ist ungerecht, wenn Könige solche verstoßen, denen Unrecht geschehen ist und die kein Vergehen begangen haben, da sie vielmehr solche vertheidigen und in Schutz nehmen sollten. Wie könntest du aber das Todesurtheil über mich sprechen, bevor ich meine Vertheidigung vorgebracht? wie solches beschleunigen, deiner Leidenschaft gemäß, bevor drei Tage verflossen sind? Doch, der hat wahr gesprochen, welcher gesagt hat, daß wer immer nur Gutes thue, dem dieses sein Thun zu Statten kommen werde, auch wenn es ihm scheinbar Schaden bringe.

Der Richter verſetzte hierauf:

— Wir finden in dem Buche der Vorfahren, daß der gerechte Richter zu erkennen ſuchen muß das Thun des Rechtſchaffenen und des Schlechten, damit er dem Rechtſchaffenen vergelte nach ſeiner Rechtſchaffenheit, und dem Schlechten nach ſeiner Schlechtigkeit. Durch ſolches Verfahren ſehen ſich die Guten noch mehr aufgefordert Gutes zu thun, und die Schlechten werden mehr abgehalten von Verbrechen. Was ich dir gerathen haben will, o Dimna, iſt, daß du einen Blick werfeſt auf das, worein du gerathen biſt, daß du dein Verbrechen erkenneſt und daß du Buße thueſt.

Dimna erwiederte:

— Die rechtlichen Richter fällen kein Urtheil auf bloße Vermuthungen hin und handeln nicht darnach, weder bei Perſonen hohen, noch bei Perſonen niedrigen Standes, weil ſie wiſſen, daß Vermuthung nicht für Recht gelten kann. Wenn ihr vermuthet, daß ich etwas Verbrecheriſches gethan habe, ſo weiß ich, daß dem nicht ſo iſt, denn ich kenne mich ſelber beſſer als ihr, mein Wiſſen um mich iſt ein zuverläſſiges, kein zweifelhaftes, wogegen euer Wiſſen um mich ein

ganz zweifelhaftes iſt. Ich habe mir gewiß nur dadurch eure Ungnade zugezogen, daß ich Andere verklagt habe; aber was für eine Entſchuldigung könnte ich bei euch finden, wenn ich mich ſelbſt verklagte, indem ich auf mich ſelbſt löge, und mich ſo ſelbſt dem Tod und Untergang preis gäbe, gegen meine beſſere Ueberzeugung von meiner Unſchuld und Fehlerfreiheit, ob der ich angefochten werde. Daß meine Würde und mein Recht mir erhalten werde, dafür muß ich gewiß am meiſten beſorgt ſeyn, oder ſollte ich, der ich an Niemand je unrecht gehandelt habe, gegen mich ſelber unrecht handeln? Drum laß ab, o Richter, von dieſer Rede! denn ſollte ſie eine gute Mahnung ſeyn, ſo hat ſie ihren Platz verfehlt; war dieſelbe aber nur Trug, ſo war dies der ſchändlichſte Trug, wie man noch nie einen geſehen oder erfahren hat, ſelbſt nicht von Leuten, denen Trug eigentlich ihr Geſchäft iſt. Am wenigſten aber werden ſich Trug und Liſt rechtliche Richter erlauben oder gewiſſenhafte Vorgeſetzte. Und wiſſe, daß dein Wort die Thoren und die Schlechten ſich als Regel nehmen, die ſie befolgen; denn nach den Ausſprüchen der Richter, wenn ſie rechtlich ſind, richten ſich die

rechtlichen Leute, dagegen nach denen, die ungerecht sind, die Leute, die Ungerechtigkeit und Trug lieben und die wenig Gottesfurcht haben. Deshalb fürchte ich für dich, o Richter, wegen dieser deiner Rede den größten Schaden und alles Unheil. Du warst zwar bisher stets geehrt in den Augen des Königs und seiner Schaar, bei den Hohen und Niedrigen, wegen deiner Einsicht, von Jedermann anerkannt wegen deiner Gerechtigkeit, Weisheit, Rechtlichkeit und Vortrefflichkeit, um so mehr ist es aber zu verwundern, wie du dich jetzt so vergessen und verläugnen kannst bei meiner Angelegenheit. Oder hast du noch nicht vernommen, daß die Weisen gesagt haben: Wer vorgibt etwas zu kennen, was er nicht kennt, und etwas bezeugt, was er nicht gewiß weiß, daß es dem gehen werde wie jenem Falkenträger, welcher die Frau seines Herrn der Untreue bezüchtigte?

Der Richter fragte:

— Wie war das?

Da erzählte Dimna folgendermaßen:

Der Falkenträger und die Papageyen.

— Es war in einer Stadt ein berühmter Satrap, der hatte eine Frau, die mit Schönheit begabt und unbescholtenen Rufes war. Er hatte aber in seinen Diensten einen Falkenträger, einen verschlagenen Mann, der es gut verstand, Falken abzurichten und zu regieren. Dieser Falkenträger besaß das volle Vertrauen seines Herrn, so daß dieser ihm nicht nur den Eintritt zu seiner Wohnung, sondern auch in sein Frauengemach gestattete. Da begab es sich, daß der Falkenträger ein frevelhaftes Verlangen bekam nach der Frau seines Herrn. Diese aber, weit entfernt seinem Verlangen zu entsprechen, gerieth darüber in Zorn also, daß ihr Antlitz eine ganz andere Farbe bekam und sie roth wurde vor Aerger, und sie widersetzte sich ihm beharrlich. Seine Begierde nach ihr stieg aber auf das Höchste und er versuchte nun durch List seinen Zweck an dem Weibe zu erreichen, aber die Pforten der List waren ihm immer zu enge *). Da gieng er eines Tags auf die Jagd, nach seiner Gewohnheit, und fieng da zwei junge Papageyen,

*) d. h. keine List gelang ihm.

die er dann mit ſich nach Haus nahm und erzog. Als dieſelben ein gewiſſes Alter erreicht hatten, trennte er ſie von einander und that jeden in einen beſondern Käfig. Er lehrte aber den einen ſprechen: ich ſah den Thürhüter mit meiner Herrin auf dem Lager meines Herrn; und den andern: was mich betrifft, ſo werde ich nichts ſagen. Sechs Monate brauchte er dazu, bis er die Vögel dieſe Worte geläufig ſprechen lehrte. Nachdem er es ſo weit mit ihnen gebracht hatte, brachte er ſie zu ſeinem Herrn. Dieſer hatte ſein Wohlgefallen und ſeine Freude an den Papageyen, wie er ſie ſo ſprechen hörte; nur wußte er nicht, was ſie ſprachen, denn der Falkenträger hatte ſie jene Worte in baktriſcher Mundart zu ſprechen gelehrt. Nichts deſto weniger aber ſchenkte der Satrap dem Geſchwätz der Papageyen ſeine volle Bewunderung, und der Falkenträger kam deshalb bei ihm immer mehr in Ehren. Er gab ſodann die Vögel unter die Hut und Aufſicht ſeiner Frau, welche ſich gern dazu verſtand. — Einige Zeit darauf begab es ſich, daß angeſehene Männer aus Balch zu dem Satrapen auf Beſuch kamen. Er bewirthete dieſelben mit ausgeſuchten Speiſen und

Getränken, ließ alle mögliche Arten von Früchten auftragen und machte viel Aufwand. Nachdem die Gesellschaft gespeist hatte, und man auf's Erzählen kam, gab der Satrap seinem Falkenträger zu verstehen, daß er die beiden Papageyen holen sollte. Dieser brachte dieselben, und alsbald fiengen sie an die Worte zu rufen, die man sie gelehrt hatte. Die hohen Gäste von Balch verstanden aber, was die Vögel schwazten, und es sah nur einer den andern an, indem sie vor Schaam und Verlegenheit ihre Häupter niedersenkten. Der Satrap fragte sie darauf, was denn die Vögel sprächen. Sie weigerten sich lange dies zu sagen, aber auf dringendes Fragen des Satrapen erklärten sie endlich, daß die Vögel das und das sprächen, und setzten hinzu, daß es nicht ihre Sache sey, in einem Hause zu essen, wo solche Niederträchtigkeiten vorfallen. Nach dieser Erklärung verlangte der Satrap von ihnen, daß sie die Vögel noch Anderes sprechen lassen möchten, als jene Worte. Die Gäste von Balch versuchten das, fanden aber, daß die Vögel außer dem Gesprochenen nichts Anderes zu sprechen wußten. So wurde ihnen und der Gesellschaft die Ueberzeugung von der Keusch-

heit der Frau und ihrer Schuldloſigkeit gegen den ihr gemachten Vorwurf, und an's Licht kam der Betrug des Falkenträgers. Darauf gab der Satrap Befehl, den Falkenträger vor ihn zu bringen. Als er kam, und er hatte auf ſeiner Hand einen weiß und ſchwarz gefleckten Falken, ſchrie ihm die Frau aus dem Haus heraus zu:

— O du, der ſich ſelber ein Feind iſt, haſt du mich je das thun ſehen was du die Papageyen haſt ausſprechen gelehrt?

Der Falkenträger erwiederte:

— Ja wohl! ich habe dich ſolches thun ſehen, was die beiden Vögel ausſagen.

Da flog der Falke auf ſein Geſicht los und krazte ihm mit den Klauen das Auge aus.

Worauf die Frau:

— Mit Recht iſt dir das widerfahren; das iſt die Vergeltung von Gott, dem Erhabenen, für dein falſches Zeugniß!

— Dieſes Beiſpiel, fügte Dimna bei, habe ich dir, o Richter, erzählt, daß du mehr einſehen lernen ſollſt, welche harte Strafe einen falſchen Zeugen treffe, ſowohl in dieſer, als in der zukünftigen Welt.

Nach Anhörung dieſer Worte Dimna's ſtand

der Richter auf, begab ſich zu dem Löwen und erſtattete demſelben von Allem treuen Bericht. Der Löwe dachte über die Sache nach; dann ließ er ſeine Mutter rufen und theilte ihr Alles mit.

Dieſe ſagte darauf, nachdem ſie die Worte Dimna's wohl erwogen, zu dem Löwen:

— Meine Beſorgniß und Furcht, daß Dimna durch ſeine Verſchlagenheit und Schlauheit dich überliſten, ja dich um das Leben oder um die Regierung bringen werde, iſt nun größer geworden als meine Beſorgniß um ſein früheres Verbrechen gegen dich, wo er dich durch ſeinen Trug und ſeine Anklage dahin gebracht hat, daß du deinen ſchuldloſen Freund um's Leben brachteſt.

Dieſe Rede machte Eindruck auf den Löwen, und er ſagte zu ſeiner Mutter:

— Nenne mir den, der dir ſolches über Dimna berichtet hat, was du mir mitgetheilt, damit ich auf rechtliche Zeugniſſe hin den Todesbefehl Dimna's geben kann.

Des Löwen Mutter erwiederte:

— Ungern zwar verrathe ich ein mir anvertrautes Geheimniß, allein wenn ich nur des

Unrechts gedenke, dessen ich mich, nach der Lehre der Weisen, gegen den schuldig mache, dessen Geheimniß ich aufdecke, so wird meine Lust, Dimna getödtet zu sehen, nicht befriedigt werden; so will ich denn den auffordern, der mir das Geheimniß anvertraut hat, daß er dir selbst mittheile, was er weiß und gehört hat.

Darauf entfernte sie sich und schickte nach dem Panther. Sie ermahnte denselben sodann an seine dem Löwen schuldige Ehrerbietung, an den schönen Lohn, der ihm zu Theil werde, wenn er das Recht befördern helfe, wenn er eines Zeugnisses sich entledige, das einer wie er nicht verhehlen könne, sowie an seine Pflicht, den Bedrückten beizustehen und das über Leben und Tod entscheidende Rechtszeugniß zu begründen. Denn die Weisen, setzte sie hinzu, haben gesagt: Wer das Zeugniß für einen Todten verhehlt, für den verlautet kein Zeugniß am Tag der Auferstehung.

So hörte sie nicht auf, in ihn zu dringen, bis daß er sich erhob, vor den Löwen gieng und ihm Zeugniß ablegte von den Geständnissen, welche Dimna gethan.

Nachdem der Panther solches Zeugniß ab-

gelegt hatte, ſchickte der im Gefängniß ſitzende Hirſchwolf, der das Geſtändniß Dimna's mitangehört und ſich daſſelbe wohl gemerkt hatte, zu dem Löwen und ließ ihm ſagen:

— Siehe, ich kann Zeugniß geben!

Da holte man ihn aus dem Gefängniß, und er brachte als Zeugniß wider Dimna das von demſelben ausgeſprochene Geſtändniß vor.

Da wandte ſich der Löwe an die beiden Zeugen mit den Worten:

— Warum habt ihr euer Zeugniß uns vorenthalten, da ihr doch von unſerer gegen Dimna angeſtellten Unterſuchung wußtet?

Da erwiederte einer:

— Wir wußten, daß das Zeugniß einer einzigen Perſon noch keinen Rechtsſpruch begründe, und wir wollten daher nicht unternehmen, wovon kein entſcheidender Einfluß zu erwarten war. Nun, da einer von uns Zeugniß gegeben, ſo trat auch der andere mit ſeinem Zeugniß hervor.

Der Löwe war mit dieſer Antwort zufrieden und gab nun Befehl, den Dimna in ſeinem Gefängniß umzubringen. Er ſtarb aber eines harten Todes.

Wer dieſe Geſchichte geleſen, der muß nun wiſſen, daß dem, der ſeinen eigenen Nutzen ſucht in dem Schaden, den er Andern durch Trug und böſe Liſt zufügt, vergolten werde nach ſeinem Trug und ſeiner böſen Liſt.

Drittes Buch.

Die Ringeltaube.

Der König Dabſchelim ſagte zu dem Philoſophen Bidpai:

— Ich habe vernommen das Gleichniß von den beiden Liebenden, wie ein Lügner ihre Trennung verurſacht und welches Ende es mit dieſem genommen; erzähle mir nun aber auch, wenn du weißt, von aufrichtigen Freunden, wie ihre Verbindung begonnen und wie dann einer am andern Freude erlebt!

Der Philoſoph entgegnete:

— Der Verſtändige rechnet mit Freunden nicht ab; Freunde aber ſind die, welche für alles Gute mit ihrem Beiſtand bereit und bei jeglichem Mißgeſchick mit ihrer Hülfe nahe ſind. Ein hieher gehöriges Gleichniß iſt das von der Ringeltaube, der Maus, der Gazelle und dem Raben.

— Wie iſt dieſes? fragte der König.

Da begann Bidpai alſo:

Es war, erzählt man, in dem Lande Sikawend Dſchin, in der Nähe der Stadt Dahir, ein Ort, wo ſich viel Wild aufhielt und welchen deßhalb auch die Jäger viel heimſuchten. An dieſem Ort befand ſich auch ein vielgezweigter und dichtbelaubter Baum, auf welchem ein Rabe ſein Neſt hatte. Eines Tages ſah dieſer Rabe, als er in ſeinem Neſt ſaß, einen Jäger von häßlichem Anſehen und ſchlechtem Charakter, mit einem Netz auf ſeiner Schulter und mit einem Stock in der Hand ſich dem Baum nähern. Den Raben überfiel Furcht vor dieſem Jäger und er ſprach bei ſich:

— Gewiß hat dieſen Mann keine andere Abſicht an dieſen Ort getrieben als die, entweder mir oder einem Andern den Untergang zu bringen; ich will mich aber ruhig verhalten an meiner Stelle, bis daß ich ſehe, was er thun wird.

Hierauf legte der Jäger ſein Netz, ſtreute darauf als Köder Beeren und verſteckte ſich in der Nähe deſſelben. Nur kurze Zeit ſtand es an, ſo näherte ſich dieſem Netze eine Ringel-

taube, die Königin der Tauben, und mit ihr viele andere Tauben. Sie bemerkten das Netz nicht, fielen über die Beeren her und blieben insgesammt in dem Netze hängen. Hoch erfreut näherte sich der Jäger. Die Tauben flatterten aber alle gewaltig in ihren Stricken und bemühten sich, jede für sich, den Stricken zu entkommen. Da sprach die Ringeltaube:

— Versaget euch nicht die gegenseitige Hülfe bei eurem Bemühen, keine soll für sich mehr besorgt seyn als für die andere; insgesammt wollen wir einander helfen und uns bemühen, daß wir das Netz in die Luft heben und so die eine durch die andere gerettet werde!

Durch vereintes Bemühen konnten sie das Netz von der Erde wegbewegen und sich mit demselben in die Luft erheben. Der Jäger gab aber seine Hoffnung auf die Tauben nicht auf, indem er glaubte, daß sie nicht weit kommen und bald mit dem Netze wieder niedersinken würden. Der Rabe, welcher das Alles mit angesehen, sprach nun bei sich:

— Ich will doch den Tauben folgen und sehen, was aus ihnen wird.

Als die Ringeltaube sich umsah, erblickte

ſie den Jäger, der ihnen nachfolgte. Da ſprach ſie zu den Tauben:

— Dieſer Jäger gibt ſich alle Mühe eurer habhaft zu werden; wenn wir nun auf dem offenen Felde bleiben, ſo werden wir ſeinem Blick nicht entgehen und er wird nicht aufhören uns zu verfolgen, wenn wir uns dagegen nach dem Walde hinwenden, ſo wird er uns aus dem Blick verlieren und dann ſeines Weges gehen. Ich habe aber an einem gewiſſen Orte eine Maus zur guten Freundin; wenn wir uns zu dieſer begäben, ſo würde ſie uns dieſe Stricke entzwei machen.

Solches thaten denn auch die Tauben, und der Jäger gab alle Hoffnung auf ſie auf, und gieng ſeines Wegs fort, indeß der Rabe ihnen immer nachfolgte.

Sowie ſie bei der Maus anlangten, befahl die Ringeltaube ihren Tauben, daß ſie ſich nun auf die Erde herabſenken ſollten, und ſie ſelbſt rief der Maus, welche für Fälle der Gefahr hundert Löcher hatte, bei ihrem Namen, welcher war Zirak. Die Maus entgegnete aus ihrem Loche heraus:

— Wer biſt du?

Es wurde ihr die Antwort:

— Ich bin deine Freundin, die Ringeltaube.

Da näherte ſich ihr die Maus eilends und redete ſie alſo an:

— Wie biſt du doch in dieſes Netz gerathen?

Die Ringeltaube erwiederte ihr:

— Weißt du nicht, daß weder Gutes noch Böſes Jemanden treffen kann, es ſey denn durch göttliche Fügung über ihn beſtimmt, dieſe Fügung iſt es, welche mich in dieſes Netz gerathen ließ. Kann ja dem göttlichen Beſchluß nicht entgehen wer ſtärker iſt als ich und mächtiger, und muß ſich ſelbſt Sonne und Mond verfinſtern, wenn ſolches von der Gottheit über ſie verfüget wird!

Hierauf machte ſich die Maus an das Zernagen des Knotens, in welchem die Ringeltaube verſtrickt war. Dieſe aber ſprach zu ihr:

— Nage zuerſt die Knoten der übrigen Tauben entzwei, nach dem mache dich an meinen Knoten!

Solches ſagte ſie zu der Maus mehreremal, allein dieſe achtete immer nicht auf ihre Rede.

Am Ende, nachdem die Ringeltaube ihre

Worte vielfach wiederholt, sprach die Maus zu ihr:

— Du wiederholst da immerfort Worte gegen mich, als ob du nicht selber in Noth wärest, als ob du mit dir selber kein Mitleiden hättest und als ob du nicht auf dein eigenes Wohl bedacht seyn müßtest!

Die Ringeltaube erwiederte:

— Ich fürchte, daß du, wenn du mit dem Zernagen meines Knotens anfängst, du daran genug bekommen und im Zernagen der übrigen Knoten läßig werden möchtest; während dem ich weiß, daß, wenn du zuerst die übrigen Knoten zernagt hast und der meinige allein noch übrig ist, du mich nicht, auch wenn du ganz ermattet wärest, in dem Netze wirst lassen wollen.

Die Maus entgegnete:

— Das ist so, weil meine Neigung und Liebe zu dir so groß ist!

Hierauf zernagte die Maus vollends alle Knoten, so daß die Ringeltaube mit ihren Tauben davonfliegen konnte.

Als der Rabe solche Handlung der Maus gesehen, wünschte er auch ihre Freundschaft zu

machen. Er nahte ſich ihr daher und rief ſie bei ihrem Namen. Die Maus ſtreckte alsbald ihren Kopf aus ihrem Loch hervor und fragte:

— Was iſt dein Begehren?

— Ich möchte gern, erwiederte der Rabe, mit dir Freundſchaft machen.

Worauf die Maus erwiederte:

— Zwiſchen mir und dir gibt es keine Verbindung, und dem Klugen gebührt es, daß er nur nach ſolchem verlange, was zu erreichen ihm möglich iſt, und daß er dagegen dem entſage, was zu erreichen ihm nicht möglich iſt; du aber biſt der Freſſer und ich eine Speiſe für dich.

Der Rabe entgegnete:

— Dich zu freſſen und daß du mir zur Speiſe dienteſt, iſt durchaus nicht, was ich ſuche; denn deine Freundſchaft iſt mir wünſchenswerther, als das was du erwähnt haſt; und du handelteſt nicht recht, wenn du mich, da ich gekommen bin deine Freundſchaft zu ſuchen, in meiner Hoffnung täuſchteſt und mich abwieſeſt, denn ich habe an dir Eigenſchaften bemerkt, welche mir eine große Neigung zu dir einflößten, obgleich du nicht das Verlangen

hatteſt, dieſelben mir bemerklich zu machen; denn die Vortrefflichkeit des Klugen kann nicht verborgen bleiben, auch wenn er ſie zu verbergen ſucht, gleichwie der Moſchus, auch wenn er eingeſchloſſen iſt, ſeinen köſtlich duftenden Wohlgeruch verbreitet.

Die Maus erwiederte:

— Siehe, die heftigſte Feindſchaft iſt die von Natur angeborene; dieſe kann aber von doppelter Art ſeyn, entweder eine gegenſeitige, wie die zwiſchen dem Elephanten und dem Löwen, wo bald der Löwe den Elephanten und bald der Elephant den Löwen umbringt; oder eine einſeitige, wo nur der Eine dem Andern feind iſt, wie die Feindſchaft, die zwiſchen mir und der Katze, ſo wie zwiſchen mir und dir Statt findet; dieſe Feindſchaft aber, die unter uns iſt, kann dir nicht zum Schaden gereichen, ihr Schaden kann nur auf mich fallen, und ſiehe, wenn man das Waſſer auch lange wärmt, ſo hindert das doch nicht, daß es das Feuer auslöſcht, wenn man es darüber ſchüttet. Wer aber mit ſeinem Feind Freundſchaft macht und ſich mit ihm verbindet, der gleichet dem Manne, welcher eine Schlange in

ſeinen Buſen aufnimmt; und der Kluge geht nicht ein in eine Verbindung mit ſeinem Feinde außer mit großem Bedenken.

Der Rabe entgegnete:

— Ich verſtehe was du ſagſt, allein bei deinen vortrefflichen Eigenſchaften ſollteſt du die Aufrichtigkeit meiner Worte erkennen und mir das Herz nicht ſo ſchwer machen durch deine Rede: eine Verbindung zwiſchen uns iſt nicht möglich; denn ſiehe, die Verſtändigen, Ehrenwerthen verlangen nicht für eine erwieſene Wohlthat Vergeltung, und Freundſchaft zwiſchen Rechtſchaffenen ſchließt ſich leicht und bricht ſich ſchwer, gleichwie ein goldenes Geſchirr nicht leicht zerbricht und ſchnell wieder ausgebeſſert werden kann, wenn es einen Riß oder Makel bekommt; Freundſchaft dagegen zwiſchen Schlechten bricht ſich leicht und ſchließt ſich ſchwer, gleichwie ein irdenes Geſchirr leicht zerbricht und bei der erſten Verletzung entzwei geht, ohne je wieder hergeſtellt werden zu können. Der Ehrenwerthe ferner fühlt ſich hingezogen zu dem Ehrenwerthen, der Ehrloſe dagegen fühlt ſich zu Niemanden hingezogen, es ſey denn wegen eines Begehrens oder aus Furcht;

ich aber fühle ein Bedürfniß nach deiner Liebe und deinem Wohlwollen, weil du edelmüthig biſt, und ich werde daher an deinem Eingang bleiben, ohne Speiſe zu mir zu nehmen, bis daß du mit mir Freundſchaft gemacht haſt.

Die Maus erwiederte:

— Ich gehe die Freundſchaft mit dir ein, denn ich habe noch Niemanden die Erfüllung ſeines Wunſches verſagt, und ich habe, was ich dir zuerſt geſagt habe, nur geſagt in der Abſicht, mich in Sicherheit zu ſtellen; ſollteſt du mich dennoch betrügen, ſo ſage dann nicht: ich habe an der Maus gefunden, daß ſie ſich leicht betrügen läßt.

Darauf gieng ſie aus ihrem Loch hervor, blieb aber an dem Eingang deſſelben ſtehen. Da ſprach der Rabe zu ihr:

— Was hält dich ab, zu mir herauszukommen und dich mir vertraut zu nähern? oder iſt in deiner Seele immer noch Argwohn gegen mich?

Die Maus erwiederte:

— Siehe! die Leute der Welt geben ſich untereinander zweierlei Gaben und ſind ihretwegen untereinander verbunden, nemlich: Ga-

ben des Geiſtes und Gaben der Hand. Die, welche ſich gegenſeitig mit geiſtigen Gaben beſchenken, das ſind die rechten Freunde; dagegen die, welche ſich nur mit Gaben beſchenken, welche man mit der Hand gibt, das ſind ſolche, die auf Erwiederung rechnen, die nur auf den Nutzen ſehen, welcher ihnen durch den andern werden ſoll; wer aber dem Andern eine Wohlthat erweist blos aus Rückſicht auf weltlichen Nutzen, der gleichet hinſichtlich deſſen, was er gibt, dem Jäger, welcher dem Vogel Beeren als Köder hinſtreut, denn dieſer beabſichtigt ſich dadurch nicht den Nutzen des Vogels, ſondern nur ſeinen eigenen Nutzen. Bei Weitem vorzüglicher als die Gaben, welche man mit der Hand gibt, ſind die Gaben des Geiſtes, und auf ſolche rechne ich bei dir, ſowie was dir von mir zu Theil werden ſoll auch ſolche Gaben ſeyn werden. Was mich aber abhält zu dir herauszukommen iſt nicht ein ſchlimmer Verdacht, den ich gegen dich hätte, ſondern weil ich weiß, daß du Freunde haſt, deren natürliche Anlage wie die deinige iſt, die aber ganz anderer Geſinnung gegen mich ſind als du.

Der Rabe entgegnete:

— Es gehört zu den Kennzeichen eines wahren Freundes, daß er dem Freunde seines Freundes Freund sey, dagegen dem Feinde seines Freundes Feind; der soll mir aber nicht Genosse und Freund bleiben, welcher dir sich nicht in Liebe ergibt, von einem solchen mich zu trennen wird mir leicht seyn!

Auf dieses hin kam die Maus zu dem Raben heraus, worauf sich beide gegenseitig die Hand und ihre Aufrichtigkeit zu erkennen gaben. So lebten sie miteinander in vertrauter Freundschaft, bis nach einiger Zeit der Rabe sich an die Maus mit den Worten wandte:

— Siehe! dein Loch ist in der Nähe einer von Menschen besuchten Straße, ich fürchte deshalb, daß einmal ein junger Bursche mit einem Stein nach dir werfen möchte; ich habe aber eine Wohnung an einem abgelegenen Ort und daselbst eine Schildkröte zur guten Freundin; dort gibt es Fische in reichlicher Menge, so daß wir da immer zu essen finden, deshalb möchte ich dich an diesen Ort mitnehmen, damit wir miteinander in Sicherheit daselbst lebten.

Die Maus erwiederte:

— Ich weiß Geſchichten und Erzählungen, womit ich dich unterhalten will, wenn wir dahin gelangt ſind, wohin du mich bringen willſt, drum thue, was dir beliebt!

Da nahm der Rabe die Maus an ihrem Schwanz und flog mit ihr fort, bis daß er ſie an den erwünſchten Ort hinbrachte. Als er ſich der Waſſerquelle näherte, in welcher die Schildkröte ſich aufhielt, erblickte ſie ihn mit der Maus, weshalb ein Schrecken ſie überfiel, da ſie nicht wußte, daß die Maus ſeine Freundin war. Der Rabe redete die Schildkröte alsbald an, worauf ſie zu ihm herauskam und ihn fragte, woher er komme. Er erzählte ihr dann ſeine Geſchichte, wie er den Tauben nachgefolgt und was dieſen begegnet, ſowie was zwiſchen ihm und der Maus vorgefallen, bis daß er ſie hieher gebracht.

Nachdem die Schildkröte das Benehmen der Maus vernommen, gab ſie ihr großes Wohlgefallen an derſelben Klugheit und Treue zu erkennen, hieß ſie beſtens willkommen und fragte ſie darauf:

— Was hat dich in dieſe Gegend getrieben?

Der Rabe aber wandte ſich an die Maus mit den Worten:

— Erzähle mir die Geſchichten, welche du mir mitzutheilen verſprochen haſt, beſonders da ein ähnliches Verlangen an dich auch die Schildkröte hat, welche dir daſſelbige gelten ſoll, was ich dir gelte!

Hierauf begann die Maus alſo:

— Mein Aufenthalt im Anfang meines Lebens war in Madaweret in dem Hauſe eines Mönches, der keine Leute und keine Familie hatte. Täglich brachte man dieſem Mann einen Korb mit Speiſe, wovon er ſo viel aß, bis er ſatt war, und das Uebrige hob er auf. Ich wartete es immer ab, bis er ausgieng, und machte mich dann an den Korb, in dem ich keine Speiſe ließ, da ich dieſelbe entweder ſelbſt verzehrte oder ſie den andern Mäuſen hinwarf. Mehreremal verſuchte der Mann den Korb an einen Ort aufzuhängen, an den ich nicht ſollte gelangen können, allein das vermochte er immer nicht, bis daß eines Abends ein Gaſt zu ihm kam. Er und ſein Gaſt aßen miteinander und begannen darauf ſich zu erzählen. Der Mönch fragte ſeinen Gaſt:

— Von welchem Lande kommſt du her und wohin willſt du dich nun wenden?

Dieſer Gaſt aber hatte ſchon alle Gegenden durchwandert und vieles Wunderbare geſehen. Er erzählte daher dem Mönch von den Städten, welche er bereiſt und von wunderbaren Dingen, die er geſehen hatte. Wie er aber mitten im Erzählen war, ſchlug der Mönch ſeine Hände an einander, um mich von dem Korbe zu vertreiben. Hierüber erzürnete der Gaſt und ſprach:

— Ich erzähle dir, und du ſpotteſt meiner Erzählung; wie konnteſt du denn mich darum erſuchen?

Der Mönch entſchuldigte ſich vor ihm, indem er ſagte:

— Ich habe mit meiner Hand nur geklatſcht, um eine Maus zu vertreiben, die mir viel zu ſchaffen macht und die mir Alles, was ich in meinem Haus niederlege, wegfrißt.

Der Gaſt fragte hierauf:

— Eine einzige Maus thut das, oder viele Mäuſe?

Der fromme Mann erwiederte:

— Es ſind viele Mäuſe in meinem Haus, aber Eine iſt darunter, die mich immer über-

liſtet und der ich durch keine Liſt habhaft werden kann.

Der Gaſt entgegnete:

— Du erinnerſt mich da an das Wort deſſen, der geſagt hat: nicht umſonſt hat dieſes Weib ausgehülſten Seſam für nicht ausgehülſten hingegeben.

— Wie war das? fragte der Mönch.

Sein Gaſt begann hierauf alſo:

Die Frau, die einen Tauſch macht.

— Ich kam einmal zu einem Mann an dem und dem Ort; wir nahmen mit einander unſer Abendbrod, darauf bereitete er mir ein Lager und er ſelbſt ſtreckte ſich auf ſein Lager mit ſeiner Gattin; zwiſchen mir und ihnen aber war ein Haus von Schilf. Gegen das Ende der Nacht hörte ich den Mann zu ſeiner Gattin ſagen:

— Ich will auf morgen eine Geſellſchaft laden, daß ſie bei uns eſſe, drum bereite Speiſe für ſie!

Das Weib erwiederte ihm:

— Wie kannſt du Leute zum Eſſen einladen, da du für deine eigene Familie nichts Uebriges

haſt in deinem Haus? du biſt doch ein Mann, der nichts bewahren und nichts aufſparen kann!

Der Mann entgegnete:

— Laß dir's doch nicht ſeyn um eine Mahlzeit und eine Gabe, denn das Sammeln und Aufſparen hat oft ein Ende, wie das Ende des Wolfes war.

— Wie war das? fragte das Weib.

Da fuhr der Mann alſo fort:

Der Jäger und der Wolf.

— Eines Tages gieng ein Jägersmann auf die Jagd aus, verſehen mit Bogen und Pfeilen. Er war noch nicht weit gegangen, ſo ſchoß er eine Gazelle. Er nahm ſie dann auf ſeinen Rücken und wollte nach ſeiner Wohnung zurückkehren. Da kam ihm aber ein wildes Schwein in den Weg; er ſchoß einen Pfeil auf daſſelbe ab und traf; allein das Schwein ſtürzte auf ihn los, haute ihn mit ſeinen Zähnen auf ſolche Weiſe, daß ihm der Bogen aus der Hand flog, und Mann und Schwein fielen tod nieder. Da kam ein Wolf herzu; der ſprach bei ſich: dieſer Mann und die Gazelle und das Schwein geben

mir auf eine Zeit lang hinlängliche Speiſe; allein ich will den Anfang machen mit dem Vogen und dieſen zuerſt freſſen, für heute werde ich an demſelben genug haben. Darauf machte er ſich an den Vogen, um ihn entzwei zu machen, allein wie er entzwei gieng, flog auch der Sattel des Vogens auf und traf ſeinen Hals, und er fiel todt nieder.

— Dieſes Gleichniß habe ich dir nur erzählt, daß du ſollſt einſehen lernen, wie das Sammeln und Aufſparen ein ſehr ſchädliches Ende haben kann.

Das Weib entgegnete hierauf:

— Es iſt gut, was du geſagt haſt. Wir haben von Reis und Seſam noch ſo viel, als für ſechs oder ſieben Perſonen genug iſt, und ich will morgen früh die Speiſe bereiten, lade nur ein wen du haben willſt!

Wie der Morgen kam, nahm dann das Weib den Seſam, hülſte ihn aus und legte ihn in die Sonne, damit er trocken würde. Zu einem ihrer Knaben ſagte ſie dann:

— Jage davon die Vögel und die Hunde weg!

So verwandte das Weib auf die Bereitung

des Seſam allen möglichen Fleiß. Allein der Knabe gab nicht Acht auf den Seſam, und es kam ein Hund und benäßte ihn. Da hielt ihn das Weib für unrein und wollte ihn deshalb nicht mehr zum Eſſen zubereiten. Sie brachte ihn dann auf den Markt und tauſchte darum eben ſo viel unausgehülſten Seſam ein. Ich aber ſtand auf dem Markte und hörte da einen Mann ſagen: Nicht umſonſt hat dieſes Weib ausgehülſten Seſam für nicht ausgehülſten dahin gegeben!

— Ebenſo, fügte der Mann hinzu, ſage ich in Bezug auf dieſe Maus, von der du geſprochen, daß ſie nicht ohne ein beſonderes Bewandniß im Stande iſt, das zu thun, worüber du dich beſchwerſt. Drum ſieh mir um ein Beil, vielleicht daß ich ihr Loch aufgrabe und ihrem Thun und Treiben etwas auf die Spur komme!

Da borgte der fromme Mann von einem ſeiner Nachbarn ein Beil und brachte es ſeinem Gaſt.

— Ich war aber damals, fuhr die Maus fort, in einem Loche, welches nicht das meinige war und hörte ihre Rede mit an; in mei-

nem Loche war aber ein Beutel mit hundert Denaren, ich weiß nicht wer ihn hingelegt hat.

Da grub der Gaſt nach, bis daß er auf die Denare kam, mit welchen er dann zu dem frommen Manne gieng, und ſagte zu ihm:

— Durch nichts Anderes war die Maus im Stande da hinaufzuſpringen, wohin ſie bisher immer geſprungen iſt, als durch dieſe Denare, denn durch Geld wird man mächtig und gewinnt man an Einſicht und Anſehen, und du wirſt ſicherlich ſehen, daß ſie nun nach ſolchem nicht mehr im Stande ſeyn wird, da hinaufzuſpringen, wohin ſie bisher geſprungen iſt!

— Des andern Morgens verſammelten ſich die Mäuſe, die meine Mitbewohner waren, und ſprachen zu mir:

— Der Hunger hat ſich bei uns eingeſtellt und du biſt's, auf die wir unſere Hoffnung ſetzen.

— Da gieng ich, begleitet von den übrigen Mäuſen, nach dem Platze hin, von wo aus ich in den Korb zu ſpringen pflegte. Ich verſuchte ſolches wieder mehreremal, allein ich war es nicht im Stand. Da merkten die Mäuſe die

Abnahme meiner Kräfte und ich hörte ſie darauf ſagen:

— Wendet euch von ihr ab und rechnet nicht mehr auf ſie, denn wir ſehen ſie nun unvermuthet in einem Zuſtand, wo ſie ſelber eines bedürfte, der ihr Nahrung verſchaffete!

— So verließen ſie mich, und hängten ſich an meine Feinde, und erwieſen mir Unrecht und machten ſich in meiner Abweſenheit an einen, der mir nachſtellen ſollte, um mich aus dem Leben zu ſchaffen, und verfolgten mich mit Neid. Da ſprach ich in meiner Seele:

— Es gibt keine Brüder und keine Helfer und keine Freunde, als wenn man bei Vermögen iſt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß, wenn einer, der kein Vermögen beſitzt, irgend eine Sache ausführen möchte, ſeine Armuth ihn daran hindert, und er ſtehen bleiben muß, wo er iſt, gleichwie das Waſſer, welches in den Thälern von dem Winterregen ſtehen bleibt, in keinen Fluß fließt und nach keinem Orte hin läuft, ſondern von der Erde eingeſogen wird. Ferner habe ich gefunden, daß: wer keine Freunde hat, ſich verlaſſen ſieht; wer keine Kinder hat, ohne Namen bleibt, und wer ohne

Vermögen iſt, auch keinen Verſtand hat ſowie keine Ausſicht weder für dieſes noch für das zukünftige Leben; denn ſobald ein Mann arm iſt, ſo trennen ſich von ihm ſeine Verwandte und Freunde. Ein Baum, der an ſalzigem Boden gepflanzt iſt und von allen Seiten angefreſſen, gleicht dem Zuſtand des Armen, welcher der Gaben menſchlicher Hände bedarf. Die Armuth habe ich kennen gelernt als das Haupt alles Unheils, als ein Uebel, wodurch der welcher damit behaftet iſt, ſich aufgefordert ſieht zu jeglichem Haß und als eine Fundgrube der Betrügerei. Ferner: Wenn ein Mann arm geworden iſt, ſo verfolget ihn mit ſchlimmem Verdacht der, welcher vorher das beſte Vertrauen in ihn ſetzte, und es faßt eine ſchlimme Meinung von ihm der, welcher vorher nur Gutes von ihm glaubte, und wenn ein Anderer ein Verbrechen begeht, ſo fällt der Verdacht davon auf ihn. Es gibt keine Eigenſchaft, welche dem Reichen zum Lobe gereicht, die nicht dem Armen zum Tadel gereichte; denn wenn er kühn iſt, ſo nennt man ihn unbeſonnen; wenn er freigebig iſt, ſo heißt man ihn einen Verſchwender; wenn er ſanftmüthig iſt, ſo heißt man ihn

ſchwach; und wenn er beſcheiden iſt, ſo nennt man ihn ſtumpfſinnig. Drum iſt der Tod leichter zu ertragen als die Armuth, die betteln gehen muß; das Schrecklichſte iſt aber, wenn der Arme mit ſeiner Bitte um eine Gabe an geizige und ſchmutzige Menſchen geräth. Ja, wenn man von einem, der Ehrgefühl hat, verlangte, daß er ſeine Hand in den Mund einer Viper ſtecken ſolle, um ihr Gift daraus zu holen und es zu verſchlingen, ſo wäre ihm das leichter und lieber als einen Geitzigen und Schmutzigen um eine Gabe zu bitten!

— Ich ſah aber, fuhr die Maus in ihrer Erzählung fort, wie der Gaſt die Denare nahm und ſie mit dem frommen Mann theilte. Dieſer that dann ſeinen Theil in ein Käſtchen, welches er neben ſein Haupt hinſtellte, als die Nacht hereinbrach. Da wünſchte ich mir wieder etwas von dem Geld zu Theil zu machen und es in mein Loch zurückzubringen, indem ich der Hoffnung war, daß ſolches meine Macht wieder erhöhen oder einige meiner Freunde mir wieder verſchaffen könnte. Ich machte mich daher auf den Weg zu dem frommen Mann, wie er ſchlief, und kam bis in die Nähe ſeines

Hauptes; allein ſein Gaſt, den ich wachend fand und mit einer Gerte in der Hand, gab mir einen Hieb auf den Kopf, der mich ſehr ſchmerzte, und ich entrann in mein Loch. Nachdem mein Schmerz ſich gelegt hatte, trieb mich wieder daſſelbige Verlangen nach den Denaren aus meinem Loch heraus, allein der Gaſt paßte mir immer auf und gab mir diesmal mit ſeiner Gerte einen ſolchen Schlag, daß das Blut von mir herabfloß, ich wälzte mich auf Rücken und Bauch in mein Loch hinein, und drauf wurde es mir ganz ohnmächtig. Die Schmerzen, die ich erduldet, hatten zur Folge, daß mir das Geld etwas Verhaßtes wurde, ſo daß ich jetzt vom Geld nicht mehr kann ſprechen hören, ohne daß mich Zittern und Angſt überfiele. Bei einem Rückblick dann auf alle mich bisher betroffene Leiden fand ich, daß alles Ungemaches Urſache auf der Welt die Begierden ſind. Wer es aber mit der Welt hält, für den werden Mißgeſchick, Mühſeligkeit und Ungemach kein Ende nehmen. Ich zog es dann vor mich den Mühſeligkeiten weiter Reiſen zu unterziehen und die weite Welt zu ſuchen, als die Hand nach den Gaben eines freigebigen Mannes auszuſtrecken.

Ich hatte nie Zufriedenheit und Genügſamkeit gefunden, fand ſie aber, nachdem ich das Haus des Mönches verlaſſen und mich auf das Feld gemacht hatte. Hier hatte ich eine Taube zur Freundin und durch ihre Freundſchaft iſt mir die Freundſchaft des Raben zu Theil geworden. Dieſer hat mir dann von dem liebevollen Verhältniß erzählt, das zwiſchen dir und ihm Statt finde, und mir geſagt, daß er zu dir gehen wolle. Da fand ich es gut ihn zu begleiten, und wollte nicht ſo allein bleiben. Es gibt aber auf der Welt keine Freude, welche der Freude von Freunden gleich käme, die beiſammen leben dürfen, ſowie keinen Schmerz, welcher dem Schmerz der Freunde gliche, die ſich trennen müſſen. Ich habe erfahren und weiß nun, daß der Kluge von der Welt nicht mehr haben will, als was er zu ſeines Leibes Nahrung bedarf; ſolche Genügſamkeit wird ihn vor allem Schaden bewahren und bei ſeinem täglichen hinreichenden Brod wird er zufriedener ſeyn, als der, welcher viel zu eſſen und zu trinken hat, wenn er daſſelbige nur in Geſundheit und frohem Muth genießt. Und wenn einem Mann die Welt mit allem was in ihr iſt gegeben würde, ſo könnte er doch

nur das Wenige davon ſich zu Nutz machen, was er zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe bedarf. Mit ſolchen Anſichten habe ich mich in Geſellſchaft des Raben dir genähert, und ich bin dir nun Bruder und als ſolchen mögeſt auch du mich aufnehmen!

Nachdem die Maus ihre Rede vollendet, erwiederte ihr die Schildkröte dieſelbe mit freundlichen Worten, indem ſie ſagte:

— Ich habe deine Rede vernommen und finde außerordentlich ſchön und gut was du geſagt haſt; nur in Beziehung auf dein Wort: bleibender Beſitz iſt der geiſtige, habe ich dir zu ſagen, daß das ſchöne Wort ſeine Vollendung erſt erhält durch die ſchöne That. So wird dem Kranken, welcher ein Heilmittel für ſeine Krankheit kennt, daſſelbe aber nicht anwendet, dieſe ſeine Kenntniß zu nichts helfen, und er wird dadurch keine Erleichterung für ſeine Krankheit finden. Drum bringe deine Anſicht in Anwendung und betrübe dich nicht über den Mangel an Vermögen! Denn der Mann, welcher männlichen Muth beſitzt, wird hoch geachtet, auch wenn er ohne Vermögen iſt, gleichwie der Löwe gefürchtet wird, auch wenn er

ruhig daliegt; und der Reiche, der ohne männlichen Muth iſt, wird verachtet, wenn er auch noch ſo viel Vermögen beſäße, gleichwie man auf den Hund nicht achtet, wenn er auch noch ſo ſehr ſchmeichelt. So mache dir auch nichts daraus, daß du die Deinigen haſt verlaſſen müſſen, denn der Kluge fühlt ſich nirgends verlaſſen, ſowie der Löwe, wohin er ſich auch wende, immer ſeine Stärke bei ſich hat. Führe nur hübſch aus, was du dir ſelber zugeſagt; denn wenn du ſolches thuſt, ſo kommt das Gute dich zu ſuchen, gleichwie das Waſſer ſeinen Abfluß ſucht. Nur wer mit Willensfeſtigkeit und Umſicht handelt, wird ſich verdient machen, wo dagegen kein Verdienſt ſich verſprechen darf, wer träge iſt und ſich bald ſo bald anders beſinnt, ſo wenig als ein junges Weib aus der Verbindung mit einem abgelebten Greis ſich etwas wird verſprechen dürfen. Man nennt unter den Sachen, auf die man ſich nicht verlaſſen könne und die keinen Beſtand haben: die ſchwarze Wolke, welche im Sommer aufſteigt, die Freundſchaft der Schlechten, die Liebe der Weiber, die Nachricht, welche ein Lügner gibt und den Reichthum. Der Kluge aber betrübt ſich nicht, wenn

er nur wenig Vermögen besitzt, denn sein Vermögen ist sein Verstand, und was er als gut erkannt hat, das thut er; deshalb ist er sicher, daß ihm nicht geraubt wird, was er gethan hat und daß er nicht belangt werden kann wegen etwas, das er nicht gethan hat. Er, der Kluge vergißt auch nicht des zukünftigen Lebens, denn der Tod kommt ganz unversehens und es ist ihm keine bestimmte Zeit gesetzt. Du hättest zwar nicht, schloß die Schildkröte, meiner Ermahnung bedurft, bei der Kenntniß die du hast, allein du siehst, daß ich nur deine Aussagen bestätigen und weiter ausführen wollte. Du bist nun unser Bruder, und was uns gehört ist auch dir beschеert.

Als der Rabe die Rede der Schildkröte an die Maus vernommen und ihre freundliche Antwort, freute er sich darüber und sprach:

— Du hast mir Freude bereitet und mir Gutes erwiesen, drum möge auch dir eben solche Freude zu Theil werden, wie du mir zu Theil werden ließest. Die höchsten Freuden werden aber dem zu Theil, dessen Haus stets von Freunden besucht wird, und der unter seinen Freunden nur rechtschaffene Leute zählt, der immer

eine Geſellſchaft von Freunden bei ſich findet, denen er Freude verſchaffen darf, und die ihm Freude zu bereiten ſuchen, und der all ihren Angelegenheiten und Bedürfniſſen die nöthige Aufmerkſamkeit ſchenkt, um dieſelben befriedigen zu können. Auch wird den Edlen, wenn er wankt, Niemand an der Hand ergreifen, um ihn aufrecht zu halten, als der Edle, gleichwie dem Elephanten, wenn er in einen Sumpf gefallen, Niemand heraushelfen wird als die Elephantin.

Während dem daß der Rabe ſo ſprach, kam auf ſie eine Gazelle in ſchnellem Lauf zu. Vor Schrecken tauchte ſich die Schildkröte unter das Waſſer, die Maus entrann in ihr Loch und der Rabe flog davon und ſetzte ſich auf einen Baum. Darauf flog der Rabe in der Luft herum, um zu ſehen, ob die Gazelle von Jemanden verfolgt werde, allein er wurde nichts gewahr. Dann redete er die Maus und die Schildkröte an und ſie kamen, die eine aus ihrem Loch, die andere aus dem Waſſer heraus.

Die Schildkröte wandte ſich hinfort an die Gazelle, als ſie dieſelbige nach dem Waſſer hinblicken ſah, mit den Worten:

— Trinke nur, wenn du Durſt haſt und ſey ohne Furcht, denn du haſt nichts zu befürchten.

Die Gazelle näherte ſich, und die Schildkröte hieß ſie willkommen und begrüßte ſie, indem ſie zu ihr ſagte:

— Woher kommſt du?

Die Gazelle erwiederte:

— Ich hielt mich bisher immer in dieſen Feldern da auf, allein die Bogenſchützen hörten nicht auf, mich zu vertreiben von einem Ort zum andern. Heute ſah ich einen alten Mann; da fürchtete ich, daß es ein Jäger ſeyn möchte und entfloh.

Die Schildkröte entgegnete:

— Fürchte nichts, denn ſiehe wir haben hier noch nie einen Jäger geſehen und wir theilen mit dir unſere Liebe und unſern Wohnort; auch gibt es bei uns Waſſer und Futter in Fülle, drum verſchmähe nicht unſern Freundſchaftsbund!

Sie hatten aber eine Art Hütte, in der ſie zuſammen zu kommen pflegten, und wo ſie ſich Neuigkeiten und Erzählungen mittheilten. Eines Tages befanden ſich der Rabe und die Maus und die Schildkröte in der Hütte; die Gazelle

ſtellte ſich nicht ein; ſie warteten eine Stunde lang, allein ſie kam nicht; endlich befürchteten ſie, daß ihr ein Unheil widerfahren ſeyn möchte. Die Maus und die Schildkröte ſprachen daher zu dem Raben:

— Sieh dich um, ob du nichts ſiehſt, was uns angeht?

Da flog der Rabe aus und umkreiste die ganze Gegend, und ſiehe da! er erblickte die Gazelle in Stricken gefangen. In aller Eile flog er zu ſeinen Freunden zurück und that ihnen ſolches zu wiſſen. Da ſprach die Schildkröte und der Rabe zu der Maus:

— Hier kann wieder durch Niemand Rettung erwartet werden, als durch dich; drum komm deinem Bruder zu Hülfe!

Die Maus lief ſo ſchnell als möglich, bis ſie zu der Gazelle kam, und redete dieſelbe alſo an:

— Wie biſt du in das Netz gerathen, da du doch ſo ſcharfſichtig biſt?

Die Gazelle entgegnete:

— Vermag denn die Scharfſichtigkeit etwas gegen die göttlichen Fügungen?

Während dieſe beide ſo miteinander ſprachen,

gelangte zu ihnen die Schildkröte. Da wandte ſich die Gazelle an ſie mit den Worten:

— Was haſt du doch gedacht, daß du zu uns kommſt? Siehe, wenn der Jäger auf uns los-kommt, ſo kann ich, wenn die Maus meine Stricke entzwei gemacht hat, ihm entrinnen vermöge meines ſchnellen Laufs, und für die Maus gibt es viele Löcher, und der Rabe kann davonfliegen, du aber biſt ſchwerfällig und kannſt dich nicht ſchnell fortbewegen, deshalb fürchte ich für dich den Jäger.

Die Schildkröte entgegnete:

— Es iſt kein Leben, wenn man von ſeinen Lieben ſich getrennt ſieht, und wem der vertraute Herzensfreund entriſſen wird, dem wird ſein Herz geraubt, dem verſchließen ſich alle Freuden und dem verdunkelt ſich das Auge.

Noch nicht hatte die Schildkröte ihre Rede vollendet, ſo kam auf ſie der Jäger zu, gerade wie die Maus mit dem Zernagen des Netzes fertig geworden war. So entkam die Gazelle, und der Rabe flog davon, indem er die Luft durchkreiste, und die Maus drang in eines der Löcher; nur die Schildkröte blieb zurück. Der Jäger kam herbei, fand ſeine Stricke zernagt,

ſah ſich rechts und links um, gewahrte aber nur die Schildkröte, wie ſie langſam fortſchlich. Er packte ſie dann und band ſie. Nicht lange ſtand es an, ſo kamen der Rabe und die Maus und die Gazelle zuſammen und bemerkten, wie der Jäger die Schildkröte gebunden hatte, was ihnen tiefen Schmerz verurſachte. Darauf ſprach die Maus:

Diesmal ſahen wir ein Unheil von uns abgewendet nur, um in ein gröſseres zu gerathen. Ja, der hat recht geſprochen, der geſagt hat: der Menſch hört nicht auf im Glück zu ſeyn, ſo lang ihn das Glück begünſtigt, ſobald aber einmal das Glück von ihm gewichen, ſo verfolgt ihn auch auf dem Fuſse das Unglück und er wird fallen, ſelbſt wenn er auf ebenem Boden geht. Ich bin in Furcht für die Schildkröte, der beſten Freundin, deren Freundſchaft nicht eine ſolche iſt, die auf Wiedererſtattung und auf Vorten wartet, ſondern vielmehr eine ſolche, die was ſie thut aus Grosmüthigkeit und Edelmuth thut, eine Freundſchaft, welche den Vorzug hat vor der des Vaters zu ſeinem Kind, eine Freundſchaft, der nichts ein Ende zu machen fähig iſt, als allein der Tod. Wehe dem Weſen, das al-

lem Unheil ausgesetzt ist und immer dem Wechsel und der Veränderung unterworfen, für den es keinen bleibenden Besitz gibt und für den nichts Bestand hat, das einem Wechsel ausgesetzt ist, wie der der Gestirne ist, die aufgehen für eine kurze Zeit und dann wieder untergehen, und die untergehen auf eine Weile und dann wieder aufgehen. Wer sich aber von seinen Freunden, nachdem er mit ihnen wieder zusammengekommen, aufs Neue getrennt sieht, der empfindet ähnlichen Schmerz wie der empfindet, dessen bereits vernarbte Wunde wieder verletzt wird.

Hierauf entgegnete der Maus die Gazelle und der Rabe:

— Deine Furcht ist auch die unsrige, allein deine Rede, wenn sie auch gleich beredt ist, hilft der Schildkröte zu nichts, und siehe! es wird gesagt: die Menschen werden nur erkannt im Unglück, der Ehrliche nur, wenn er wieder gibt was er erhalten, die Hausgenossen und Kinder nur, wenn Armuth ihren Herrn oder Vater trifft, und die Freunde nur in Zeiten der Noth.

Da nahm die Maus das Wort und sprach:

— Ich habe eine List ersonnen, wodurch wir die Schildkröte retten können. Diese besteht dar-

in, daß du, Gazelle, hingehest und dich dem Blick des Jägers zeigest, indem du dich verwundet stellst, und daß der Rabe dann über dich herfalle, als ob er dich fressen wollte, während dem ich schnell laufen will, um in die Nähe des Jägers zu kommen, daß ich ihn beobachten kann; vielleicht daß er die Instrumente wegwirft, die er bei sich hat, und die Schildkröte liegen läßt in der Absicht, dir nachzujagen und dich einzuholen. Wenn er sich dann dir nähert, so flieh vor ihm, aber nur eine Strecke weit, daß er das Verlangen nach dir nicht aufgibt, und mache es ihm manchmal möglich dich zu fangen; auf solche Weise treib es mit ihm so lang, als du kannst. So hoffe ich, daß er nicht früher sich zurückwenden wird, als bis ich die Stricke der Schildkröte entzwei genagt und sie befreit habe.

Da thaten der Rabe und die Gazelle, was sie die Maus geheißen hatte. Der Jäger verfolgte dann die Gazelle, bis daß er, da sie ihn immer nach sich zog, sich weit von der Maus und der Schildkröte entfernte. Unterdessen nagte die Maus die Stricke der Schildkröte entzwei und rettete dieselbe.

Wie der Jäger zurückkehrte, abgearbeitet und ermüdet, fand er seine Stricke ganz zernagt. Da dachte er nach über seinen Vorfall mit der Gazelle, die ihn überlistet, und hielt sich selber für einen Geistesverwirrten, ebenso über das Verhältniß des Raben zu der Gazelle, welcher erstere nur so gethan, als ob er diese fressen wollte, und verließ in Traurigkeit diese Gegend, indem er sagte: in dieser Gegend hausen Dämonen oder Zauberer, und kehrte zurück dahin woher er gekommen, ohne mehr nach anderer Beute zu verlangen, noch sich darnach umzusehen.

Der Rabe aber und die Gazelle und die Maus und die Schildkröte fanden sich zusammen in ihrer Hütte, wohlbehalten und in Sicherheit, und erfreuten sich wieder ihres vorigen schönen Verhältnisses.

Wenn nun schon solche Creaturen, bei ihrer Kleinheit und Schwachheit, im Stande sind sich zu retten aus den Banden des Verderbens, einmal nach dem andern, durch ihre Liebe, wenn sie vermögen das Unglück von sich abzuwenden, in demselben standhaft zu seyn und sich gegen-

ſeitig zu erfreuen, um wie viel mehr ſteht es den Menſchen an, die mit Verſtand und Einſicht begabt und mit der Kenntniß eingeweiht ſind, das Gute und das Böſe zu unterſcheiden, ſich miteinander in Freundſchaft zu verbinden und ſich gegenſeitig Hülfe zu leiſten!

Das iſt das Gleichniß der aufrichtigen Freunde und ihrer freundſchaftlichen Verbindung.

Viertes Buch.

Die Uhu's und die Raben.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen das Gleichniß von den aufrichtigen Freunden und wie sie sich gegenseitig Hülfe geleistet; sage mir nun auch ein Gleichniß in Bezug auf einen Feind, dem man nicht trauen darf, wenn er gleich sich unterwürfig zeigt und schmeichelt!

Der Philosoph erwiederte:

— Wer kein Mißtrauen hat gegen den Feind, der doch sich stets als Feind betragen, den wird treffen, was die Uhu's getroffen hat durch die Raben.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann Bidpai folgendermaßen:

Es war, erzählt man, auf einem Berg ein großer Baum, auf demselben waren die Nester

von tauſend Raben, und dieſe hatten einen Vorgeſetzten aus ihrer Mitte. In der Nähe jenes Baumes aber war eine weite Höhle, worin tauſend Uhu's ſich aufhielten, die ebenfalls einen Vorgeſetzten aus ihrer Mitte hatten. Der König der Uhu's flog gewöhnlich Morgens und Abends aus, indem er Feindſchaft in ſeiner Seele hegte gegen den König der Raben. Ebenſo waren die Raben und ihr König feindlich geſinnt gegen die Uhu's. Da machte der König der Uhu's mit den Seinigen einen feindlichen Einfall auf die Raben in ihren Neſtern und tödtete und nahm gefangen von ihnen eine große Anzahl. Dieſer Einfall geſchah bei Nacht.

Des andern Morgens verſammelten ſich die noch übrigen Raben um ihren König und ſagten zu ihm:

— Du weißt, was uns vergangene Nacht begegnet iſt von dem König der Uhu's, wie ein Theil von den Unſrigen getödtet worden, ein anderer verwundet, wie dem Einen von uns die Flügel, dem Andern die Federn oder der Schwanz herausgeriſſen worden. Und noch ärger, als all dieſer Schaden, der uns getroffen hat, iſt, daß zu erwarten iſt, daß unſere Feinde, die nun

kühn geworden und unſern Aufenthaltsort nun kennen, ihren Angriff auf uns erneuern werden. Wir gehören aber ganz dir an, o König, drum mögeſt du für uns und für dich ſelbſt beſorgt ſeyn!

Es waren aber unter den Raben fünf, die für beſonders klug gehalten wurden, auf die man ſich in allen Dingen verließ und denen man die Zügel der Umſtände überließ. Auch der König hörte in jeglicher Angelegenheit ihren Rath, und gieng auf ihre Rathgebungen ein bei allen Ereigniſſen. Der König ſagte daher zu dem erſten von den fünfen:

— Was iſt dein Rath in vorliegender Angelegenheit?

Dieſer antwortete:

— Mein Rath iſt der, den ſchon früher die Weiſen gegeben haben, wenn ſie ſagten: Man kann nichts Beſſeres thun gegen den erzürnten Feind, als vor ihm fliehen.

— Und was iſt dein Rath in dieſer Angelegenheit? fragte der König den zweiten.

— Ich rathe, erwiederte dieſer, auch zum Fliehen.

Der König entgegnete:

— Ich kann dieſen euren Rath nicht gut heiſſen, daß wir unſere Wohnungen verlaſſen und dieſelben dem Feind überlaſſen ſollen nach dem erſten Schlag, der uns von ihm getroffen; denn ſolches ziemt uns nicht, ſondern wir wollen Alles aufbieten und uns rüſten gegen unſern Feind und aufſchüren das Feuer des Kriegs zwiſchen uns und unſerm Feinde, wir wollen uns nicht läſſig zeigen, wenn er ſich uns nähert, ſondern ihm wohlgerüſtet begegnen und mit ihm einen Kampf kämpfen, daß wir ihn nie wiederholen dürfen und uns nicht davor ſcheuen; unſere Flanken ſollen entgegenrücken gegen die des Feindes, wir wollen uns verſchanzen in Feſtungen, unſern Feind bald ermüden durch Zögerung, bald heftige Ausfälle auf ihn machen, wie es uns gelegen und nothwendig ſcheint; ſo werden wir gewiß unſern Feind von uns vertreiben!

Hierauf ſagte der König zu dem dritten:

— Wozu räthſt denn du?

Dieſer erwiederte:

— Was meine beiden Vorgänger gerathen haben, dazu rathe ich nicht; vielmehr meine ich, wir ſollten Kundſchafter ausſchicken und Abgeordnete hinſenden zu dem Feinde, daß ſie mit

demſelben unterhandelten, um zu erfahren, ob er Frieden mit uns ſchließen will oder nicht, ob er uns bekriegen will, oder einen Erſatz von uns annehmen. Und erfahren wir, daß der Feind habgierig iſt, ſo ſollten wir den Frieden nicht verſchmähen und darauf eingehen, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, um allen Schaden von uns abzuhalten und ruhig verweilen zu können in unſern Wohnungen; denn es iſt die Sache kluger Könige, daß ſie, wenn ihnen große Gefahr droht von dem Feinde und ſie ihn für ſich und ihr Gebiet zu fürchten haben, Geld und Gut zur Decke ihres Gebiets, ihrer Herrſchaft und ihren Unterthanen gebrauchen.

Der König wandte ſich hierauf an den vierten mit der Frage:

— Räthſt du zu einem ſolchen Friedensſchluß?

Dieſer erwiederte:

Ich rathe nicht dazu; vielmehr rathe ich, daß wir unſere Wohnungen verlaſſen ſollen und uns mit Geduld der Wanderung unterziehen; denn: mit Mühe den Lebensunterhalt ſuchen iſt beſſer, als daß wir unſere Würde vergeben und uns vor dem Feinde erniedrigen, über dem wir

doch an Würde stehen; überdieß, wollten wir den Uhu's einen solchen Friedensvorschlag machen, so würden sie gewiß übermäßige Forderungen an uns machen. Auch sagt man im Sprüchwort: Nähere dich deinem Feind ein wenig, daß du deinen Zweck erreichest, aber nähere dich ihm nicht ganz, sonst fällt er über dich her und du bist verloren. So gibt ein Sonnenschirm mehr Schatten, wenn du ihn etwas neigst, wenn du ihn aber zu sehr neigst, so geht der Schatten verloren. Und wir hätten von unserm Feinde in der Nähe nur immer mehr Erniedrigung zu fürchten; drum rathen wir, wie du, zum Kampf.

Endlich wandte sich der König an den fünften mit den Worten:

— Was sagst du und wozu räthst du? Sollen wir uns in Kampf einlassen, oder Frieden schließen, oder unsere Heimath verlassen?

Dieser erwiederte:

— Was den Kampf betrifft, so ist es nicht die Handlungsweise eines klugen Mannes, daß er sich in Kampf einläßt mit einem, dem er an Kräften nicht gewachsen ist. Auch sagt man, daß wer weder sich selbst, noch seinen Feind

kennt, und sich in Kampf begibt gegen einen, dem er nicht gewachsen ist, daß der sein Leben dem Verderben Preis gebe. Außerdem hält der Kluge seinen Feind nie für unbedeutend, denn wer seinen Feind für unbedeutend hält, der wird von demselben überfallen werden, und wer vom Feinde überfallen wird, der wird demselben nicht mehr entkommen. Ich habe große Furcht vor den Uhu's, auch wenn sie nicht mit uns Krieg führen, und ich fürchtete dieselben schon ehedem; denn der Vorsichtige hält sich nicht sicher vor seinem Feind, in keinen Umständen; ist derselbige fern, so hält er sich nicht für sicher vor seinem Einfall; ist er in der Nähe, so hält er sich nicht für sicher vor seiner Kühnheit, und ist derselbige allein, so hält er sich nicht sicher vor seiner Verschlagenheit. Zu den vorsichtigsten und klügsten Leuten gehört der, welcher den Kampf verabscheut wegen der Forderungen, die derselbe macht; was nemlich sonst gefordert wird, das sind Güter, Worte und Thaten; der Kampf dagegen fordert Seelen und Körper. Deshalb mögest du, o König, dem Rath zum Kampf mit den Uhu's nicht beistimmen; denn wer mit einem sich in Kampf ein-

läßt, dem er nicht gewachsen iſt, der gibt ſich dem Verderben Preis. Wenn aber ein König Geheimniſſe zu bewahren und die rechten Weſire ſich auszuſuchen weiß, wenn er in Ehrfurcht ſteht bei den Angeſehenſten und Niemand ſeiner Macht zu nahe treten kann, ſo iſt von ihm zu erwarten, daß er nicht verſchmähe ein aufrichtiges und gut gemeintes Wort, das zu ihm geſprochen wird; und das Alles gilt von dir, o König. Du haſt mich für eine Sache um Rath gefragt, aber nur zum Theil konnte ich dir öffentlich Red und Antwort geben, zum Theil iſt das, was ich dir zu ſagen habe, ein Geheimniß. Und Geheimniſſe gibt es von verſchiedener Art; einmal nemlich ſolche, worein eine Familie eingeweiht wird; dann ſolche, die man einem ganzen Volk bekannt machen muß, und dann auch ſolche, in welche nur zwei Perſonen eingeweiht ſeyn dürfen. Dieſes mein Geheimniß nun iſt von der Art, daß ich es nur mittheilen kann, wenn wir blos vier Ohren und zwei Zungen ſind.

Auf dieſe Worte hin erhob ſich der König alsbald und gieng mit ihm bei Seite, um ſich ſeines Rathes zu erholen.

Die erſte Frage, die nun der König an ihn richtete, war die:

— Weißt du die Veranlaſſung zu der Feindſchaft zwiſchen uns und den Uhu's?

Der Rabe erwiederte:

— Ja! es war ein Wort, das ein Rabe geſprochen.

— Und wie war das? fragte der König.

Da begann der Rabe alſo zu erzählen:

— Eine Schaar von Krähen hatte keinen König. Da kamen ſie überein den König der Uhu's zu ihrem König zu machen. Während ſie aber noch verſammelt waren, erblickten ſie einen Raben und ſie ſagten:

— Wenn dieſer Rabe zu uns käme, ſo wollten wir ihn bei unſerer Angelegenheit um Rath fragen.

Nicht lange durften ſie warten, ſo kam der Rabe wirklich zu ihnen. Auf ihr Verlangen ihnen ſeinen Rath zu ertheilen, ſprach dieſer alſo:

— Wenn die Vögel die irdiſchen Regionen verlaſſen hätten und aus der Welt verſchwunden wäre Pfau und Ente, Strauß und Taube, ſo hättet ihr doch nicht nöthig gehabt, zu eurem

König einen Uhu zu erwählen, welcher von allen Vögeln das häßlichſte Anſehen und die ſchlechteſten Eigenſchaften hat, der unter allen Vögeln am wenigſten Verſtand beſitzt, dagegen am meiſten zum Zorn geneigt und am meiſten von aller Barmherzigkeit ferne iſt, der noch dazu halb blind iſt und am Tage gar nichts ſieht. Das Schlimmſte an ihm aber iſt ſeine Einfältigkeit und ſeine Boshaftigkeit, ſo daß, würdet ihr ihn zu eurem König machen, ihr ſelbſt alle Angelegenheiten leiten müßtet durch eure Einſicht und euern Verſtand, wie es der Haſe that, der den Mond als ſeinen König annahm, dann aber nach eigener Einſicht handelte.

Die Vögel fragten:

— Und wie war das?

Da erzählte der Rabe folgendermaßen:

Der Haſe und der Elephant.

— Eine Gegend, in der Elephanten hauſten, wurde durch anhaltend unfruchtbare Zeiten heimgeſucht, es fehlten ihr alle Erzeugniſſe, ihr Waſſer wurde wenig, ihre Quellen vertrockneten und ihre Pflanzen und Bäume verdorrten. In

Folge hievon litten die Elephanten an heftigem Durst, und sie klagten denselben ihrem König. Alsbald schickte dieser Leute aus nach allen Gegenden, um Wasser zu suchen. Bald kehrte einer dieser Abgesandten zurück und meldete dem Könige:

— Ich habe an dem und dem Ort eine Quelle gefunden, die viel Wasser hat und die man Mondsquelle heißt.

Da begab sich der König der Elephanten mit seiner ganzen Schaar nach jener Quelle, um aus ihr zu trinken. Es war aber die Quelle in einer Gegend, worin Hasen hausten. Die Elephanten zertraten viele der Hasen in ihren Schlupflöchern, und richteten eine große Anzahl derselben zu Grund. Da versammelten sich die noch übrigen Hasen bei ihrem König und sprachen zu ihm:

— Du weißt doch, was uns widerfahren ist von den Elephanten!

Der König der Hasen entgegnete:

— Es gebe Jeder, der einen Rath weiß, denselben preis!

Da trat einer der Hasen vor, Namens

Fuchs, deſſen hohe Einſicht und Bildung dem Könige bekannt war, und ſagte:

— Wollte doch der König mich zu den Elephanten hinſchicken in Begleitung einer zuverläßigen Perſon, damit dieſelbe ſähe und hörte, was ich thue und ſpreche, und ſolches dem Könige berichtete!

Der König entgegnete dem Haſen:

— Du beſitzeſt unſer volles Vertrauen, und wir haben unſer Wohlgefallen an deiner Rede; darum begib dich zu den Elephanten, und vermelde denſelben von mir aus, was du willſt. Wiſſe aber, daß ein Geſandter durch ſeine Einſicht und Klugheit, ſein gefälliges Betragen und ſeine Trefflichkeit Kunde gibt von der Klugheit ſeines Herrn, der ihn abgeſandt, deshalb liegt dir ein gefälliges und verſtändiges Betragen ob. Ja, der Geſandte iſt es, der die Herzen beſänftigen kann, wenn er ſich gefällig benimmt, und er iſt's, der die Herzen aufreizt, wenn er ſich ungeſchickt benimmt.

Auf dieſes hin machte ſich der Haſe auf den Weg in einer mondhellen Nacht. Bei den Elephanten angelangt wollte er denſelben nicht ganz nahe kommen, aus Furcht daß ſie ihn mit

ihren Füßen zertreten und tödten möchten, wenn auch nicht mit Absicht. Er machte sich deshalb auf eine Anhöhe und redete von da aus den König der Elephanten folgendermaßen an:

— Der Mond hat mich an dich abgesandt; ein Gesandter aber ist tadelsfrei ob der Meldung, die er bringt, auch wenn er Hartes meldete.

Der König der Elephanten entgegnete:

— Was ist's, das du zu melden hast?

Der Hase erwiederte:

— Der Mond läßt dir sagen: daß wer seine Stärke an Schwachen erprobt hat und sich dadurch versuchen läßt, dieselbe auch an Starken zu versuchen, daß der mit seiner Stärke gar schlecht wegkommen könne; du, läßt dir der Mond sagen, hast deine Stärke erprobt an Thieren, und das hat dich zu dem unheilvollen Unternehmen verführt, dich an die Quelle zu machen, die meinen Namen führt, aus ihr zu trinken und sie zu verunreinigen. Mich aber hat er abgesandt, um dich zu warnen, daß du solches nicht wiederum thun möchtest; denn widrigenfalls verliereſt du dein Augenlicht und büßeſt dein Leben ein. Solltest du aber in Zwei-

ſel ſeyn, ob mir wirklich ſolche Meldung von dem Mond aufgetragen worden, wohlan denn, dann gehe mit mir alsbald zu der Quelle, und ich werde dich davon überzeugen!

Dieſe Rede des Haſen ſetzte den König der Elephanten in Erſtaunen, und er entſchloß ſich mit Firuz zu der Quelle zu gehen. Als der Elephant aber in das Waſſer ſah, da erblickte er darin den Widerſchein des Monds. Firuz ſagte nun zu ihm:

— Nimm Waſſer mit deinem Rüſſel, waſche damit dein Antlitz und bete den Mond an!

Der Elephant ſtreckte ſeinen Rüſſel in das Waſſer und, da dadurch das Waſſer in Bewegung geſetzt wurde, ſo kam es dem Elephanten vor, als ob der Mond in ein Zittern gerathen wäre. Er ſagte daher zu dem Haſen:

— Was zittert denn der Mond? Iſt er wohl darüber erzürnt, daß ich meinen Rüſſel in das Waſſer geſteckt habe?

— Der Haſe Firuz erwiederte:

— Ja freilich!

Da erwies der Elephant ein andermal dem Monde Anbetung, bezeugte ihm ſeine Reue ob deſſen, was er gethan und verſprach, daß weder

er, noch irgend einer der Elephanten je wieder ſolches thun würde.

— Jener Rabe fuhr dann alſo fort:

— Außer dem Geſagten iſt bei den Uhu's Falſchheit und böſe Liſt und Trug zu Hauſe; der ſchlechteſte König aber iſt der, welcher mit Trug umgeht, und wer es mit einem trügeriſchen Herrſcher zu thun hat und demſelben dient, dem wird es ergehen, wie es dem Haſen und dem Habicht ergangen iſt, als ſie bei der Katze Recht ſuchten.

Die Krähen fragten:

— Und wie war das?

Da begann der Rabe alſo:

Der Haſe, der Habicht und die Katze.

— Ich hatte zu meinem Nachbar einen Habicht, der ſein Neſt an dem Stamm eines Baumes hatte, in der Nähe vom meinigen. Derſelbe pflegte ſehr häufigen Umgang mit mir. Auf einmal vermißte ich ihn und ich wußte nicht, wohin er gerathen war. Lange Zeit ſchon war er von mir entfernt. Da kam ein Haſe und nahm Beſitz von der Behauſung des Ha-

bichts. Ich wollte immer nicht gern Streit anfangen mit dem Haſen, und es vergieng ſo eine geraume Zeit. Nach Verfluß ſolcher Zeit kam der Habicht zurück, und fand da ſeine Behauſung von dem Haſen beſetzt. Er ſagte dann zu dem Haſen:

— Dieſer Ort gehört mein, drum entferne dich daraus!

Der Haſe entgegnete:

— Die Wohnung iſt mein und in meiner Hand. Wie kannſt du dir dieſelbige anmaßen? Sollteſt du aber rechtliche Anſprüche darauf haben, ſo weiſe mir dieſelben nach!

Der Habicht erwiederte:

— Es iſt ein Richter in unſerer Nähe, laß uns zu demſelben hingehen!

— Und wer iſt dieſer Richter? fragte der Haſe.

Der Habicht erwiederte:

— An dem Geſtade des Meers hält ſich eine fromme Katze auf, die den Tag über faſtet und die ganze Nacht durch wacht, die keinem Thierchen Schaden thut und kein Blut vergießt, die ſich blos von Kräutern ernährt und von dem, was ihr das Meer auswirft. Drum wenn du

willſt, ſo wollen wir uns an dieſen Richter wenden und ihn entſcheiden laſſen über unſere Sache.

Der Haſe verſetzte:

— Ich bin damit zufrieden, wenn der Richter wirklich ein ſolcher iſt, wie du ihn beſchrieben.

Da machten ſie ſich auf den Weg zu der Katze. Ich aber folgte ihnen, um zu ſehen, was für ein Urtheil der Faſter und Beter ſprechen würde.

Als die Katze den Haſen und den Habicht ſich nahe kommen ſah, da erhob ſie ſich gleich und nahm die Stellung eines Betenden an und that, als ob ſie in Demuth und Andacht verſunken wäre. Das erfüllte die Beiden mit ehrfurchtsvollem Staunen, und in Ehrfurcht näherten ſie ſich der Katze, begrüßten dieſelbe und baten ſie dann um ihre richterliche Entſcheidung. Nachdem ſich die Katze von ihnen ihre Streitſache hatte auseinanderſetzen laſſen, ſprach ſie zu ihnen:

— Ich habe ſchon ein hohes Alter erreicht und mein Gehör iſt hart, deshalb tretet näher

zu mir und laßt mich vernehmen, was ihr vorzubringen habt!

Da traten sie der Katze näher, erzählten ihr nochmals die Streitsache und baten sie um ihren Richterspruch. Die Katze entgegnete ihnen:

— Ich habe nun wohl verstanden, was ihr gesagt habt, allein bevor ich meinen Urtheilsspruch gebe, will ich euch gute Ermahnungen geben. Ich fordere euch auf zur Furcht Gottes, und daß ihr nach nichts Anderem trachten möget, als nach dem was Recht ist. Denn wer nach dem was Recht ist trachtet, dem wird's gut gehen, auch wenn der Rechtsspruch gegen ihn ausfällt, wer dagegen nach Unrecht trachtet, der ist verloren, auch wenn der Rechtsspruch für ihn ausfällt. Und nichts, weder Vermögen noch Freunde, bleibet dem Bewohner der Welt von seiner Welt, als allein seine rechtschaffene Handlungsweise; deshalb geziemt es dem Klugen, daß all sein Trachten nur gerichtet sey auf solches, was ein Bleiben hat und was ihm für die Zukunft Nutzen verspricht, es geziemt ihm, daß er alle andere Dinge der Welt hasse. Ja, dem Klugen gilt Reichthum gleich Koth, Weiber gelten ihm gleich furchtbaren Vipern, und seine

Nebenmenſchen gelten ihm gleich ſeiner eigenen Perſon, weshalb er ihnen nur gut will und alles Böſe von ihnen zu entfernen ſucht.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe fuhr die Katze lange fort, bis die Beiden ihr immer näher kamen. Als ſie ihr nahe genug waren, fiel ſie über dieſelben her und brachte ſie um.

— Außerdem, fuhr jener Rabe fort, haben die Uhu's noch alle möglichen unheilsvollen Fehler an ſich; deshalb möget ihr von dem Gedanken abſtehen, einen Uhu zu eurem König zu erwählen!

Als die Krähen dieſe Worte des Rabens vernommen, entſchlugen ſie ſich ſolchen Gedankens.

Es war aber in jener Verſammlung ein Uhu, der all das Geſprochene mit angehört. Dieſer wandte ſich nun an den Raben mit den Worten:

— Du haſt mich mit höchſtem Rachegefühl erfüllt. Ich weiß zwar nicht, ob von meiner Seite dir früher etwas zu Leid geſchehen iſt, weshalb du dich nun rächen wollteſt, oder nicht; aber das weiß ich, daß mit der Axt ein Baum abgehauen wird, aber dieſer wächſt wieder nach; daß man mit dem Schwerdt Riſſe haut in das Fleiſch, aber dieſe heilen wieder zu; die

Wunden dagegen, welche die Zunge geſchlagen, heilen nicht wieder zu und ihre Riſſe ſind unheilbar. Ebenſo dringt die Spitze des Pfeils ein in das Fleiſch, kann aber wieder herausgezogen werden; die Spitze einer Rede dagegen, wenn ſie einmal ins Herz gedrungen, kann nicht wieder herausgezogen werden. So gibt es für jeden Brand ein Löſchungsmittel; für das Feuer iſt das Waſſer, für das Gift das Gegengift, für das Ungemach die Geduld, für die Liebe die Trennung; allein das Feuer des Haſſes wird ewig nicht ausgelöſcht werden können. Und ihr Raben habt nun aufgepflanzt zwiſchen uns und euch den Baum des Uebelwollens und der Feindſchaft und des heftigſten Haſſes.

Nachdem der Uhu ſolche Rede vollendet, entfernte er ſich voll Grimm, und benachrichtigte den König der Uhu's von dem Vorgefallenen und den Worten des Raben.

Den Raben aber befiel hierauf Reue über ſeine ohne Ueberlegung geſprochenen Worte, und er ſprach deshalb bei ſich:

— Ja, ja! ich habe durch meine unbeſonnene Rede mir und meinem Volke Feindſchaft und Haß zugezogen. Hätte ich doch den Krähen

solches nicht mitgetheilt und diese Sache sie nicht wissen lassen! Vielleicht haben mehrere Vögel noch mehr gesehen, als was ich gesehen habe, und wissen noch einmal so viel als ich weiß, allein es hat sie von solchen Worten, wie ich sie gesprochen, eine gewisse Scheu abgehalten die ich nicht beobachtet, und die Berücksichtigung der schlimmen Folgen, an welche ich nicht gedacht, und schlimme Folgen können bei einer so gehässigen Rede nicht ausbleiben. Ja! solche Worte verdienen nicht mehr Worte, sondern Pfeile genannt zu werden. Und der Kluge wird sich nicht, wenn er gleich sich verlassen kann auf seine Stärke und hohe Einsicht, verleiten lassen, sich Feindschaft zuzuziehen, im Vertrauen auf seine Stärke und Einsicht, die er besitzt; eben so wenig geziemt es ihm, wenn er gleich Gegengift bei sich hat, Gift zu trinken im Vertrauen auf das, was er bei sich hat. Wer eine schöne That vollbringt, der wird, wenn man auch anfangs nur verächtlich über den Erfolg derselben spricht, am Ende Anerkennung finden; wer aber schöne Worte spricht, der wird, wenn auch gleich anfangs die Leute seine schönen Auseinandersetzungen bewundern, am Ende doch keinen Dank erhalten. Und ich

habe Worte gesprochen, die am Ende ohne Anerkennung bleiben werden. Oder war das nicht thöricht von mir, daß ich es wagte, über eine so gewichtige Sache zu sprechen, ohne vorher irgend Jemandes Rath oder Meinung darüber vernommen zu haben? Ja, wer seine nächsten Freunde nicht um Rath fragt und stracks nach seinem unüberlegten Entschlusse handelt, für den wird dieser sein Entschluß keinen erfreuenden Erfolg haben. Ich hätte mir, was ich mir heute zugezogen von Besorgnissen, wohl ersparen können.

Diese und ähnliche Vorwürfe machte sich der Rabe. Darauf gieng er seines Wegs.

— Das, fuhr jener Rabe fort, hatte ich dir auf deine erste Frage: was die Veranlassung zu der Feindschaft zwischen uns und den Uhu's gegeben? zu sagen. Was sodann den Krieg betrifft, so kennst du darüber schon meine Ansicht, daß ich solchen nemlich vermieden wissen will. Ich aber besitze Einsicht und List und hoffe dadurch, so Gott will, mehr zu erreichen als durch einen Krieg. Durch List und Schlauheit hat schon Mancher erreicht, was er nur wollte. Ein Beispiel hievon gibt die Geschichte jener Bur-

ſchen, welche einen Mönch übertölpelt und ihm ſeine Ziege genommen haben.

— Wie wie war das? fragte der Rabenkönig.

Da begann der Rabe folgendermaßen:

Der Mönch und die verſchmitzten Diebe.

— Ein Mönch, erzählt man, kaufte ſich eine wohlbeleibte Ziege, um dieſelbe als Opfer darzubringen. Als er mit ſeiner Ziege auf dem Weg nach Hauſe war, erblickten ihn einige boshafte Burſchen; die machten unter einander aus, daß ſie dem Manne ſeine Ziege nehmen wollten. Es gieng daher einer von ihnen zu dem Manne hin und ſagte zu demſelben:

— O Mönch, was thuſt du denn mit einem Hund?

Darauf näherte ſich der Zweite von ihnen und ſagte zu ſeinem Freunde:

— Das iſt kein Mönch, denn ein Mönch führt keinen Hund mit ſich!

Auf dieſe und ähnliche Weiſe trieben ſie es mit dem Mönche, bis daß er keinen Zweifel mehr hatte, daß, was er mit ſich führe, ein Hund ſey, und daß der Verkäufer deſſelben ihm eben die Augen verblendet habe. Er ließ des-

alb den vermeintlichen Hund laufen. Da nah- nen die ſchlauen Burſchen die Ziege und giengen amit ihres Weges.

— Dieſes Beiſpiel, fügte der Rabe bei, habe ch dir erzählt, um dadurch meine Hoffnung zu egründen, daß wir unſern Zweck erreichen wer- en, wenn wir die Sache nur geſchickt anzugrei- en wiſſen. Und ich verlange von dem Könige, aß er mich vor den Häuptern der Zeugen züch- ige, daß er mir Federn und Schweif ausreißen nd mich dann an den Stamm dieſes Baums inwerfen laſſe, und daß der König mit ſeiner ruppe ſich an den und den Ort begebe.

Solches that der König mit dem Raben; ann entfernte er ſich von ihm.

Der Rabe fieng nun an, zu ſeufzen und zu lohren, bis daß ihn die Uhu's hörten und ihn n ſeinem jämmerlichen Zuſtand erblickten. Sie erichteten dann die Sache ihrem König. Als- ld machte ſich dieſer auf den Weg zu dem un- lücklichen Raben, um ihn über die Raben zu fragen. Auf Befehl des Königs richtete ein hn die Fragen an den Raben:

— Wer biſt du? und wo ſind die Raben ingekommen?

Dieſer erwiederte:

— Was meinen Namen betrifft, ſo heiße ich ſo und ſo; was aber die andere Frage betrifft, ſo denke ich, ſollteſt du einſehen, daß mein Zuſtand der Zuſtand eines ſolchen iſt, der keine Geheimniſſe weiß.

Es wurde aber dem Könige der Uhu's geſagt: Das iſt der Weſir des Rabenkönigs und ſein Rathgeber; wir wollen ihn daher fragen, aus welch Urſache er ſo mißhandelt worden?

Hiernach gefragt, erwiederte der Rabe:

— Unſer König berief nach jenem uns betroffenen Unfall unſere ganze Schaar zu einer Rathsverſammlung, und ich wohnte derſelben bei. Auf ſeine Aufforderung an uns Raben, unſere Meinung zu ſagen, was wohl in vorliegendem Fall zu thun ſey, nahm ich das Wort und ſprach alſo:

— Wir ſind nicht im Stande mit den Uhu's zu kämpfen, denn ſie haben mehr Kraft und mehr Muth als wir. Ich meine vielmehr, daß wir dieſelben um den Frieden bitten und ihnen, was ſie dafür von uns verlangten, geben ſollten. Nehmen, ſetzte ich hinzu, die Uhu's dieſen unſern Friedensvorſchlag an, dann iſt's gut; wo nicht,

ſo müſſen wir nach allen Gegenden hin fliehen; denn, würde ein Krieg zwiſchen uns und den Uhu's entſtehen, ſo wäre das für ſie gut, für uns aber ſchlimm. Jedenfalls iſt der Friede beſſer als der Streit.

So forderte ich ſie auf, ſich abzukehren von dem Krieg, und theilte ihnen zur Begründung meiner Anſicht mehrere Gleichniſſe mit. Ich ſagte ihnen, daß ein gewaltiger Feind ſeinen Muth und ſeinen Grimm nicht unterdrücke, wie der ihm Unterworfene es thun muß. Und, ſetzte ich hinzu, ſehet ihr nicht am Gras, wie ihm kein Unheil widerfährt durch einen heftigen Wind, weil es ſich willig ſchmiegt, wenn derſelbe kommt? Ob ſolcher Rede aber züchtigten ſie mich, indem ſie erklärten, daß ſie den Krieg wollten, und ſie ſprachen den Verdacht gegen mich aus, als ob ich den Uhu's gegen ſie beiſtehen wollte; ſie verwarfen meine Rede und meinen gut gemeinten Rath und züchtigten mich mit ſolcher Züchtigung. Darauf entfernte ſich der König mit ſeiner Schaar, und mich ließ man hier liegen. Mehr weiß ich nicht.

Nach Anhörung dieſer Worte des Raben ſagte der König der Uhu's zu einem ſeiner Weſire:

— Was sagst du von dem Raben und was räthst du rücksichtlich seiner?

Dieser erwiederte:

— Ich rathe, daß man so schnell wie mögslich diesen Raben umbringen soll, denn er ist der Trefflichste unter den Raben; mit seinem Tode haben wir Ruhe vor seiner List, und die andern Raben werden ihn sehr vermissen. Man sagt: Wer die Stunde findet, in der er glücklich sein Werk vollenden könnte, dann aber nicht eilt das zu thun, was er sollte, der ist nicht weise. Ferner: Wer ein großes Werk vollführen will, die geschickte Gelegenheit dazu aber vernachlässigt, der wird dasselbe nie vollführen, und ein solcher verdient es, daß ihm die Gelegenheit nicht zum zweitenmale komme. Und wer seinen Feind in schwachem Zustand trifft und ihn da nicht erdrückt, den wird's reuen, wenn derselbe wieder zu Kräften gekommen, und er dann nichts mehr gegen ihn vermag.

Der König wandte sich hierauf an einen zweiten Wesir mit den Worten:

— Was räthst du rücksichtlich dieses Raben?

Dieser erwiederte:

— Ich rathe, daß du ihn nicht umbringen laſſeſt, denn ein kraftloſer Feind, der Niemanden zu ſeiner Hülfe hat, verdient am Leben gelaſſen zu werden, und Mitleiden und Verzeihung, beſonders aber verdient der Schutzflehende, Bedrängte, daß man ihm Schutz angedeihen laſſe. Er hat ſich ein Kaufmann gnädig erwieſen gegen einen Dieb, weil ihm dieſer eine Gunſtbezeugung ſeiner Frau verſchafft hat.

— Wie war dieſes? fragte der König.

Da erzählte der Weſir folgendermaßen:

Der Kaufmann und der Dieb.

— Es war ein Kaufmann, der hatte viel Güter und Waaren, und er hatte auch eine ſchöne Frau. In das Haus dieſes Mannes drang einmal ein Dieb ein, indem er über die Mauer hereinſtieg. Der Kaufmann ſchlief, aber ſeine Frau wachte. Da ſprang dieſe aus Furcht vor dem Dieb zu ihrem Mann, und drückte ihn ſo feſt an ſich — dieſem war es aber ſehr genehm, wenn ſeine Frau ſich ihm einmal näherte —, daß er aufwachte. Da ſagte er:

— Woher mir dieſe Gunſtbezeugung?

Als er darauf den Dieb erblickte, sagte er zu demselben:

— Du darfst unangefochten behalten, was du von meinen Gütern und Waaren genommen hast, denn du hast mir einen Dienst erwiesen, dadurch daß du das Herz meiner Gattin bewogen hast, mich zu umarmen.

Der König der Uhu's wandte sich hierauf zu dem dritten Wesir mit den Worten:

— Was sagst du von dem Raben?

Dieser erwiederte:

— Ich rathe, daß du ihn am Leben lassest und ihm Gnade erzeigest, denn er kann dir mit seinem Rath beistehen. Und der Kluge sieht es für einen Gewinn an, wenn seine Feinde unter einander uneins sind, und sieht darin seine Rettung und sein Heil, wenn sein Feind mit sich selbst beschäftigt ist. So sah sich jener Mönch gerettet aus den Händen des Räubers und des Satans, als diese über ihn unter sich in Streit geriethen.

— Wie war dieses? fragte der König.

Da erzählte der Wesir folgendermaßen:

Der Mönch und die beiden Unholde.

— Ein Mönch erhielt von einem Mann eine melkbare Kuh. Als er mit dieſer ſeiner Kuh auf dem Weg nach Hauſe war, begegnete ihm ein Räuber, der ihm dieſelbe ſtehlen wollte. Dem Räuber folgte ein Satan, der den Mönch entführen wollte. Da ſprach der Satan zu dem Räuber:

— Wer biſt du?

Dieſer erwiederte:

— Ich bin ein Räuber und will dieſem Mönch ſeine Kuh entwenden, wenn er ſchläft; und wer biſt denn du?

— Ich bin der Satan, wurde ihm zur Antwort, und ich will dieſen Mann entführen, wenn er ſchläft.

Unter ſolchem Geſpräch kamen ſie bis zu der Wohnung des Mannes. Dieſer gieng dann hinein, und hinter ihm her ſeine zwei Feinde. Der Mönch band nun noch die Kuh an, in einem Winkel des Hauſes, nahm ſein Abendeſſen zu ſich und ſchlief dann ein. Da fiengen der Räuber und der Satan an, ſich zu berathſchlagen über den Mann, konnten aber nicht einig werden,

wer zuerſt die Hand ans Werk zu legen habe. Der Satan nemlich ſagte zu dem Räuber:

— Wenn du zuerſt die Kuh nehmen wollteſt, ſo könnte gar leicht der Mann aufwachen, und Geſchrei machen und die Leute zuſammenrufen, und ich wäre dann nicht im Stand, ihn zu ergreifen; drum warte du, bis ich ihn genommen, dann kannſt du thun, was dir beliebt.

Allein der Räuber fürchtete, wenn der Satan zuerſt den Mann entführen wollte, dieſer könnte dabei leicht aufwachen, und er könnte dann die Kuh nicht mehr nehmen und entgegnete daher demſelben:

— Nein! ſondern warte du, bis ich die Kuh genommen und du kannſt dann thun, was dir beliebt.

Auf dieſe Weiſe zankten ſie ſich lange herum, bis endlich der Räuber laut aufſchrie: — wache auf, o Mönch, denn dieſer Satan will dich entführen; und der Satan ſchrie: — wache auf, o Mönch, denn dieſer Räuber will dir deine Kuh entwenden!

Da wachte der Mönch auf und ſeine Nachbarn durch ihr Geſchrei, und die beiden Unholde entflohen.

Nach Anhörung dieſer Worte nahm der erſte Weſir, der zu dem Tod des Raben gerathen hatte, das Wort und ſprach:

— Ich glaube, daß der Rabe euch hintergeht, und daß ſeine Worte auf einige Unverſtändige von euch Eindruck gemacht haben; drum weiſet ſolchen Rath verwerfen, der durchaus nicht an ſeinem Platz iſt, und du, o König, hüte dich, hüte dich, auf denſelben einzugehen! Sey nicht wie jener Zimmermann, der für unwahr gehalten das, was er ſelbſt geſehen und dagegen für wahr, was er von einem Andern gehört, und ſo hintergangen ward!

— Wie war das? fragte der König.

Der Weſir begann hierauf alſo:

Der leichtgläubige Zimmermann.

— Es war, erzählt man, ein Zimmermann, der hatte eine Frau, die er liebte. Dieſes Weib hieng aber an einem andern Mann. Dem Zimmermann wurde ſolches hinterbracht und er hatte von dieſem Verhältniß gehört. Er wollte daſſelbe aber in eigener Perſon bemerkt haben, da-

mit er dann mit seiner Frau nach dem Recht verfahren konnte. Er sagte daher zu ihr:

— Ich will nach der und der Stadt verreisen, eine Parasange weit von hier, wo ich ein Geschäft bei dem Sultan habe; drum rüste mir meinen Reisebedarf!

Da freute sich das Weib, daß ihr Mann verreisen wollte und daß sie nun freien Umgang haben konnte mit ihrem Geliebten. Beim Fortgehen sagte er dann noch zu seiner Frau:

— Verschließe Thür und Fenster!

So ließ er seine Frau glauben, daß er fort sey. Er versteckte sich aber an einen verborgenen Ort hinter der Thüre, schlich sich dann von da wieder in sein Haus und machte sich heimlich unter seine Lagerstätte. Seine Frau aber schickte alsbald zu ihrem Geliebten, daß er zu ihr kommen möchte. Dieser kam und blieb bei ihr auf der Schlafstätte ihres Mannes die ganze Nacht. Der Zimmermann unter dem Bette wurde am Ende schläfrig und schlief ein. Während seines Schlafes aber streckte er einen Fuß, so daß er zum Vorschein kam. Die Frau erkannte alsbald den Fuß ihres Mannes. Um sich aus dieser schlim-

men Lage zu retten, ſagte ſie zu ihrem Geliebten:

— Frage mich mit lauter Stimme: Iſt dir dein Gatte lieber, oder ich?

Der Geliebte that die Frage an ſie, und ſie gab darauf zur Antwort:

— Was haſt du nöthig eine ſolche Frage zu thun? Weißt du nicht, daß wir Weiber bloß ſolchen Männern unſere Liebe ſchenken, an denen wir unſere Luſt haben, ſonſt keinem, und daß wir nicht ſehen auf ihren Rang oder ihre Abſtammung oder auf ihre andere Verhältniſſe; ein Gatte aber gilt für Vater und Bruder; deshalb möge Gott das Weib ſtrafen, der ihr Gatte nicht über Alles geht, und ich kann dir alſo nicht vergönnen, was du möchteſt.

Als der Zimmermann dieſe Worte ſeiner Frau vernommen, da fühlte er ſich wieder zärtlich zu ihr hingezogen, es ergrief ihn Mitleiden, es entfiel ihm eine Thräne und er glaubte ſich der Liebe ſeiner Frau zu ihm gewiß. Er verließ daher ſeinen Platz unter dem Bett nicht, bis daß es Morgen geworden und bis daß er gewiß wußte, daß jener Mann fort war. Dann ſchlich er hervor von ſeiner Lagerſtätte und ließ, da er

ſeine Frau ſchlafend fand, dieſelbe ruhig fort-ſchlafen, indem er ſich an ihrem Haupte nieder-ließ. Als ſie aber aufwachte, ſagte er zu ihr:

— Geliebte meines Herzens! ſchlafe ruhig fort, denn du haſt die ganze Nacht wachend zu-gebracht, und hätte ich nicht Unannehmlichkeiten für dich befürchtet, ſo wäre es zwiſchen mir und jenem Mann zu derben Auftritten gekommen.

— Dieſes Beiſpiel, fügte der Weſir bei, habe ich dir erzählt in der Abſicht, dich zu er-mahnen, daß du nicht ſeyn ſollſt wie jener Zim-mermann, welcher, was er ſelbſt ſah, nicht glaubte, dagegen Glauben ſchenkte dem, was er ſagen hörte.

Allein der König hörte nicht auf ſeine Rede, ſondern gab Befehl, den Raben nach den Wohn-ſtätten der Uhu's zu bringen, und daß man ihn mit Auszeichnung behandeln ſolle.

Darauf geſchah es, daß der Rabe eines Tags zu dem Könige ſagte, als ſämmtliche Uhu's um denſelben verſammelt waren und unter dieſen auch jener Weſir, der zum Tode des Raben ge-rathen hatte:

— O König, du weißt, was mir von den Raben zu Theil geworden, und daß meine Seele

keine Ruhe finden kann, es ſey denn, daß ich an ihnen Rache genommen habe. Ich habe darüber nachgedacht, aber ſiehe da, ich bin eben nicht im Stand das auszuführen, was ich möchte, weil ich ein Rabe bin. Es wird aber von den Weiſen berichtet, daß ſie geſagt haben: Wer gerne bereit iſt, ſich ſelbſt zu verbrennen, der bringt Gott das größte Opfer dar, und der mag dann Gott bitten, um was er will, ſeine Bitte wird erhört. Sollte es der König nun befehlen, ſo wollte ich mich verbrennen und meinen Herrn bitten, daß er mich zu einem Uhu verwandeln möchte. Ich würde gewiß der heftigſte und gefährlichſte Feind der Raben werden, und könnte vielleicht meine Rache an ihnen kühlen.

Auf dieſe Rede entgegnete der Weſir, der den Raben getödtet wiſſen wollte:

— Wie gleichſt du doch rückſichtlich des Guten, das du ſehen läſſeſt und des Böſen, das du verbirgſt, dem berauſchenden Getränk, das zwar wohl ſchmeckt, aber berauſcht, oder dem kühlenden Winde, der aber mit giftigen Dünſten geſchwängert iſt? Oder glaubſt du, daß, wenn wir deinen Körper mit Feuer verbrennen würden, deine natürliche Anlage ſich verändern würde,

und daß du nicht wieder derſelbige würdeſt, der du warſt? So hat jene Maus, welcher es freigeſtellt war, mit wem ſie ſich vermähl'en wollte, mit der Sonne oder dem Wind, mit den Wolken oder dem Berg, ſich für eine Maus entſchieden. Aufgefordert dieſe Geſchichte zu erzählen, begann der Weſir alſo:

Der Mönch und die Maus.

— Es war ein Mönch, deſſen Bitten alle von Gott erhört wurden. Während derſelbe eines Tags am Ufer des Meeres ſaß, flog an ihm eine Milve vorbei, die in ihrer Klaue eine junge Maus hatte. Die Milve ließ die Maus vor dem Mann fallen. Aus Mitleiden nahm dieſer die Maus, nachdem er ſie in ein Blatt gethan, mit ſich nach Haus. Darauf that er, weil er befürchtete, daß die Erziehung einer Maus ſeinen Leuten beſchwerlich ſeyn möchte, die Bitte an ſeinen Herrn, daß er dieſe Maus in ein Mädchen verwandeln möchte, und die Maus wurde wirklich in ein ſchönes Mädchen verwandelt. Er übergab nun das Mädchen ſeiner Frau mit den Worten:

— Das iſt meine Tochter, drum behandle ſie wie mein Kind!

Als das Mädchen herangewachſen war, ſagte dann der Mann zu ihr:

— Töchterchen, du haſt nun das Alter erreicht, wo du einen Gatten nehmen mußt; du kannſt dir dazu wählen, wenn du willſt.

Das Mädchen entgegnete:

— Da du mir freie Wahl gelaſſen, ſo ſoll mein Gatte werden was das ſtärkſte Weſen iſt.

Worauf der Mönch:

— Du meinſt damit wohl die Sonne?

Er wandte ſich ſodann an die Sonne mit den Worten:

— O mächtigſtes Geſchöpf, ich habe ein Mädchen, die wünſcht ſich zum Gatten das ſtärkſte Weſen. Willſt du dich mit ihr verbinden?

Die Sonne entgegnete:

— Ich kann dich an Jemand weiſen, der ſtärker iſt als ich, nemlich an die Wolke; denn dieſe verdunkelt mich und hält meine Strahlen zurück und verfinſtert meine Lichter.

Da gieng der Prieſter zu der Wolke und trug ihr daſſelbe vor, was er der Sonne vorgetragen. Die Wolke entgegnete:

— Ich kann dir Jemand weiſen, der ſtärker iſt als ich; gehe zu dem Wind, denn er treibt mich vor- und rückwärts, und führt mich nach Morgen und Abend.

Drauf gieng der Mann zu dem Wind, und redete ihn auf dieſelbe Weiſe an, wie die Wolke. Dieſer entgegnete ihm:

— Ich kann dir Jemand weiſen, der ſtärker iſt als ich, und das iſt der Berg; denn ich bin nicht im Stand ihn in Bewegung zu bringen.

Er gieng nun zu dem Berg und ſprach zu ihm dieſelbigen Worte. Auch dieſer entgegnete ihm:

— Ich kann dir Jemand weiſen, der ſtärker iſt als ich, nemlich die Maus; denn ich kann nichts gegen ſie machen, wenn ſie mich aushöhlt und mich zu ihrer Wohnſtätte macht.

Darauf wandte ſich der Mönch an die Maus mit den Worten:

— Willſt du dich mit dieſem Mädchen verbinden?

Die Maus erwiederte:

— Und wie könnte ich das, da mein Loch enge iſt und die Maus ſich nur mit einer Maus verbindet?

Da that der Mönch die Bitte an seinen Herrn, daß er das Mädchen wieder zu einer Maus machen möchte, und zwar auf den Wunsch des Mädchens selbst. Da gab ihr Gott wieder ihre ursprüngliche Gestalt, und sie gieng dahin mit der Maus.

— Dieses Gleichniß, setzte der Erzähler bei, paßt auf dich, o Betrüger.

Der König der Uhu's achtete indeß nicht auf diese Rede, sondern erwies dem Raben alles Gute und that ihm alle mögliche Ehre an. Allein, als demselben, der bei den Uhu's das beste Leben hatte, die Federn wieder gewachsen waren, und er in Erfahrung gebracht hatte, was er erfahren wollte, da machte er sich heimlich davon, um seine Genossen von dem zu benachrichtigen, was er gesehen und gehört. Er sprach dann zu seinem Könige also:

— Ich habe erreicht, was ich mir vorgenommen, und es ist nichts mehr übrig, als daß du hörest und folgest.

Der König entgegnete ihm:

— Wir stehen unter deinem Befehl, ich und das ganze Heer; drum sage an, was wir zu thun haben!

Worauf der Rabe:

— Die Uhu's befinden ſich an dem und dem Orte auf einem Berge, wo viel Holz iſt, und dort befindet ſich auch eine Heerde von Schaafen mit einem Hirten. Hier werden wir ein Feuer finden, und dieſes wollen wir in die Löcher der Uhu's werfen. Wir legen nemlich trockenes Holz auf und blaſen mit unſern Flügeln, bis daß das Holz Feuer fängt; wer dann von den Uhu's davon fliegen will, der verbrennt, und wer bleibt, der kommt durch den Rauch um.

Solches thaten die Raben, und brachten ſo allen Uhu's den Tod. Unverſehrt und in Ruhe kehrten ſie dann nach ihren Wohnungen zurück.

Der König der Raben redete hierauf jenen Raben alſo an:

— Wie haſt du es doch aushalten können in der Geſellſchaft der Uhu's, denn die Guten können es in der Geſellſchaft von Schlechten nicht aushalten?

Jener Rabe entgegnete:

— Es iſt ſo, o König, allein wer klug iſt, der wird, wenn ihm und ſeinem Volk große Gefahr droht, ſich den größten Widerwärtigkeiten in Geduld unterziehen, wenn er nur hoffen

kann, dadurch am Ende Gutes zu erreichen. Für solchen Zweck scheut er nichts und er verschmäht es selbst nicht, sich vor einem solchen zu demüthigen, der unter ihm steht, bis daß er seinen Zweck erreicht, wo er sich dann für die ausgestandenen Widerwärtigkeiten reichlich belohnt sieht.

Erzähle mir, fragte der König weiter, ob du einen Verständigen unter den Uhu's gefunden?

— Ich habe unter ihnen keinen Verständigen gefunden, als den, der sie aufforderte mich umzubringen. Mehreremal hat er sie dazu zu überreden gesucht, allein sie zeigten sich ganz schwach an Einsicht und zogen meine Sache nicht in Erwägung; sie gedachten dessen, daß ich eine hohe Stelle eingenommen unter den Raben und daß ich einer ihrer Rathgeber gewesen; sie fürchteten nichts von meiner List und Schlauheit, nahmen nicht an den Rath dessen, der es gut mit ihnen meinte, und verbargen vor mir keines ihrer Geheimnisse. Es haben aber die Weisen gesagt: Ein König soll seine Angelegenheiten wohl verwahren vor Verräthern und auf seiner Hut seyn, daß ein sol-

cher nicht in die Orte seines Geheimnisses eindringe.

Der König entgegnete hierauf:

— Nach meiner Ansicht hat die Uhu's nichts zu Grunde gerichtet, als die Ungerechtigkeit und die schwache Einsicht des Königs, und daß er sich schlechten Wesiren hingegeben hat.

Der Rabe versetzte:

Da hast du Recht, o König; denn selten ist's, daß einer Reichthum sich erwirbt, ohne ungerecht zu werden; selten daß ein Mann es mit Weibern zu thun hat, ohne sich beschimpft zu sehen; selten daß einer zu viel Speise zu sich nimmt, ohne krank zu werden, und selten daß einer, der sich auf schlechte Wesire verläßt, seinem Verderben entgeht. Man sagt auch: Ein Uebermüthiger darf nicht Lobeserhebungen erwarten, noch ein Betrüger viele Freunde, noch ein Schlechtgebildeter hohes Ansehen, noch ein Geiziger Mildthätigkeit, noch ein Leidenschaftlicher, daß er wenig Verbrechen begehe, noch ein König, der hochmüthig ist und seine Angelegenten vernachläßigt und schwache Wesire hat, den Bestand seiner Herrschaft und das Glück seiner Unterthanen.

Der König verſetzte:

— Aber, indem du den Uhu's zu Gefallen zu ſeyn ſuchteſt und dich vor ihnen demüthigteſt, haſt du dich großer Unannehmlichkeit unterzogen.

Der Rabe entgegnete:

— Wer ſich einer Unannehmlichkeit unterzieht, von der er Nutzen hofft, und Schaam und Selbſtgefühl auf eine Zeit lang in ſich unterdrückt und Ungemach erduldet, deſſen Einſicht wird am Ende gelobt werden. So ließ jene Schlange den Froſchkönig auf ſich reiten, und erhielt dadurch ihren Lebensunterhalt.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann der Rabe alſo:

Die Schlange und der Froſchkönig.

— Eine groſe Schlange war alt geworden und ihr Geſicht ſchwach und ihre Kräfte waren geſchwunden, ſo daß ſie nichts mehr erjagen konnte und außer Stand war, ſich Speiſe zu verſchaffen. Dieſelbe ſchlich ſich ſo hin und ſuchte etwas zu eſſen zu bekommen. Da kam ſie an einen mit Fröſchen angefüllten Teich,

den sie ehedem manchmal besucht hatte. Hier warf sie sich in der Nähe eines Frosches hin in anscheinender Betrübniß und Traurigkeit. Alsbald redete sie der Frosch also an:

— Ich sehe, daß du, o Schlange, betrübt und traurig bist!

Die Schlange versetzte:

— Wer könnte mehr Betrübniß haben als ich! Mein Lebensunterhalt bestand größtentheils aus den Fröschen, die ich fieng; da hat mich ein Unglück getroffen, in Folge dessen mir kein Frosch mehr gewährt ist, und wenn mir auch einer in den Weg kommt, so kann ich ihn nicht mehr fangen.

Da gieng der Frosch zu dem Froschkönig hin, und erfreute denselben mit der Nachricht des von der Schlange Vernommenen. Darauf gieng der Froschkönig selbst zu der Schlange und fragte sie:

— Was für ein Unglück hast du gehabt?

Die Schlange erwiederte:

— Seit vielen Tagen suchte ich mit Mühe einen Frosch, und zwar bei Abend. Ich trieb denselben endlich in das Haus eines Mönchs und gieng ihm in dasselbe nach, und es war ganz dunkel. In dem Hause war ein Knabe

des Mönchs. Da gerieth ich an den Finger des Knaben und biß in denselben, weil ich ihn für den Frosch hielt. Der Knabe starb an dem Biß. Ich floh aus dem Haus, aber der Mönch folgte meiner Spur nach, und verwünschte und verfluchte mich, indem er sagte:

— Da du meinen Sohn, den unschuldigen, ums Leben gebracht hast, frecher und feindseliger Weise, so sollst du verflucht seyn zu der Erniedrigung, den Froschkönig auf dir reiten lassen zu müßen; du sollst nicht mehr im Stand seyn, einen Frosch zu fangen und sollst nichts von ihnen zu essen kriegen, als was dir ihr König aus Gnaden zukommen läßt.

— Ich bin nun zu dir gekommen, um dir solches Geständniß zu thun, was ich gern that, und um dich auf mir reiten zu lassen.

Der Froschkönig bekam alsbald Verlangen, auf der Schlange zu reiten, denn er glaubte, daß ihm das zum Ruhm und zur Ehre gereichen würde. Er bestieg dieselbe und das Reiten behagte ihm. Da sagte die Schlange zu ihm:

— Du weißt, o König, welche Verwünschung mich getroffen, drum laß mir Nahrung zukommen, um mein Leben zu fristen.

Der Froschkönig erwiederte:

— Bei meinem Leben! du sollst Nahrung erhalten, da du mein Reitthier bist.

Er ließ ihr dann alle Tage zwei Frösche fangen zu ihrer Speise. Auf diese Weise fristete sich die Schlange das Leben und es schadete ihr nicht nur nichts, daß sie sich vor einem so unansehnlichen Feinde demüthigte, sondern sie zog im Gegentheil Nutzen daraus und erwarb sich dadurch ihren Lebensunterhalt.

— Ebenso, setzte der Rabe hinzu, habe ich, was ich erduldet habe, nur erduldet, um dadurch den großen Nutzen zu erreichen, den wir jetzt haben, nemlich: Sicherheit und Sieg, Verderben des Feindes und Ruhe vor ihm. Und ich habe erfahren, daß man durch Nachgiebigkeit und Gefälligkeit den Feind schneller und sicherer zu Grunde richten kann, als wenn man ihm Gewalt entgegensetzt. So kann das Feuer mit all seiner Glut und Hitze von den Bäumen nur das verbrennen, was oberhalb der Erde ist, das kühlende und sänftigende Wasser dagegen vermag auch die Wurzeln unter der Erde zu verderben. Und man sagt: Vier Dinge soll man nicht für unbedeutende halten, wenn sie auch noch un-

bedeutend ſind, nemlich: Feuer und Krankheit, Feinde und Schulden. Unſer ganzes Heil, fuhr der Rabe fort, haben wir dem guten Rath und der hohen Einſicht und dem guten Glück unſers Königs zu verdanken. Und man ſagt ja: Wenn zwei nach einer Sache ſtreben, ſo erreicht ſie der von ihnen, welcher am meiſten Muth hat; ſind ſie ſich aber im Muth gleich, ſo dann der, welcher die feſteſte Willenskraft hat; und wenn in der Willenskraft ſie ſich gleich ſtehen, ſo dann der, welcher vom Glück am meiſten begünſtigt wird. Auch ſagt man: Wer ſich mit einem König in Kampf einläßt, der vorſichtig iſt, einſichtsvoll, demüthig, den die Freude nicht übermüthig macht und das Unglück nicht niederſchlägt, der gibt ſein Leben dem Verderben preis. Und vollends verloren iſt, wer ſich mit einem in Kampf einläßt, wie du biſt, o König, der du ſtets weißt, was du zu thun haſt und es verſtehſt, wo Heftigkeit oder Gefälligkeit, Zorn oder Gnade, Eile oder Zögerung anzuwenden iſt, der du an das Heute wie an das Morgen denkſt und die Folgen deiner Handlungen vorher wohl überlegſt.

Der König entgegnete dem Raben:

— Nein! vielmehr deiner Einſicht und dei-

ner Klugheit und deinem guten Rath und deinem Glücksstern haben wir unser Heil zu verdanken; denn der Rath eines einzigen klugen und einsichtsvollen Mannes richtet mehr aus zum Verderben des Feindes, als viele zahlreiche und wohlgeordnete Heere von muthigen und tapfern Kriegern. Aber was ich am meisten an dir bewundern muß, ist, daß du es so lange Zeit in der Mitte der Uhu's aushalten und ihre rohen Reden mit anhören konntest, ohne dich mit einem Worte gegen sie zu verfehlen.

Der Rabe versetzte:

— Ich suchte stets, an deine hohe Einsicht, o König, mich haltend, Jeden mir zum Freund zu machen, den Fernen wie den Nahen, durch ein gefälliges und sanftes Betragen, dadurch daß ich mich gegen Jeden aufmerksam und willfährig erzeigte.

Der König entgegnete:

— Schon immer habe ich dich gekannt als einen Rüstigen mit Thaten, während sich alle meine andern Wesire nur rüstig gezeigt haben mit Worten, mit Worten, die keinen dankenswerthen Erfolg haben. Ja, Gott hat uns durch dich eine große Gabe geschenkt, denn ehedem kannten wir

uns weder an Speiſe noch Trank, weder an Schlaf noch Ruhe laben. Und man ſagt: Es kann ſich nicht laben an Speiſe und Trank und Schlaf der Kranke, bis daß er geneſen, noch der Habgierige, der von dem Verlangen nach Gut und Macht erfüllt iſt, bis er daſſelbige befriedigt ſieht, noch der von einem Feind, vor dem er Tag und Nacht in Furcht iſt, Bedrängte, bis daß ſeine Seele vor demſelben Ruhe gefunden. Und wer eine ſchwere Laſt abgelegt hat, der kann frei athmen, und wer vor ſeinem Feinde Sicherheit gefunden, der kann frohen Muthes ſeyn.

Der Rabe verſetzte:

— Ich will Gott, der deinen Feind zu Grunde gerichtet hat, bitten, daß er dich lange an der Regierung laſſen möge zum Heil deiner Unterthanen, und daß er dieſen Augenkühle zukommen laſſen möge; denn mit einem König, unter deſſen Herrſchaft die Unterthanen keine Augenkühle haben, iſt es ganz dieſelbe Sache, wie mit der Warze der Ziege, aus welcher das Böcklein ſaugen will, weil es dieſelbe für die Bruſtwarze hält, aus derſelben aber nichts Gutes herausziehen kann.

— Sage mir noch, mein trefflicher Wesir, fuhr der König fort, wie sich die Uhu's und ihr König in ihrem Streit benommen haben und was dabei vorgefallen?

Der Rabe erwiederte:

— Sein Benehmen verrieth Sorglosigkeit, Muthwillen, Anmaßung und Schwachheit und dazu Uebermuth; und alle seine Genossen und Wesire glichen ihm, ausgenommen jenen Wesir, der ihm gerathen, mich umbringen zu lassen; denn dieser war weise, verschlagen, ein Philosoph, vorsichtig und einsichtsvoll; dieser besaß Willensfestigkeit und Klugheit, und verstand guten Rath zu geben, wie man's nur selten findet.

Der König fragte weiter:

— Und woran hast du hauptsächlich seine Klugheit erkannt?

— An zweierlei, entgegnete der Rabe, einmal nemlich daran, daß er den Rath gegeben, mich zu tödten, und dann, daß er seinen Rath auch vor solchen ausgesprochen, die ihn nur verschmähen konnten, daß er sich nicht heftiger, sondern gelinder und sanfter Worte bediente, daß er Keinem seine Fehler auf einmal und geradezu

verhielt, ſondern Gleichniſſe erzählte, um ihn ſo an den Fehlern Anderer auf die eigenen aufmerkſam zu machen. So fand ſein König keine Urſache, auf ihn zornig zu werden. Unter Andern hörte ich ihn auch zu ſeinem Könige ſagen:

— Der König ſoll nicht nachläſſig ſeyn, denn eine Sache von Bedeutung erreichen immer nur wenige Menſchen, und zwar nur durch feſten Willenseifer. Ein Königthum iſt etwas ſeltenes, drum wer ein ſolches errungen, der möge es wohl hüten und ſchützen. Man ſagt ja: ſein Beſtehen ſey von ſo kurzer Dauer wie das des Schattens der Nymphäe, und dieſer hört ſo ſchnell auf, kommt und vergeht ſo geſchwind wie der Wind, hat ſo wenig Bleibens, ſo wenig ein Edelmüthiger Bleibens hat bei einem Nichtswürdigen, und verſchwindet ſo ſchnell wie ein Regentropfen.

Das iſt das Gleichniß der Feindſeligen, vor welchen man nicht ſorglos ſeyn darf, auch wenn ſie ſich freundlich und demüthig zeigen.

Fünftes Buch.

Der Affe und die Schildkröte.

Der König Dabſchelim ſagte zu dem Philoſophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieſes Gleichniß, theile mir nun aber auch eines mit von einem Mann, der ein Gut ſich ſucht, und der dann daſſelbe, nachdem er es erreicht, wieder verliert!

Der Philoſoph entgegnete:

— Ein Gut ſuchen und finden iſt leichter als ein ſolches ſich bewahren, und wer ein Gut ſich errungen, dann aber demſelben nicht wohl vorzuſtehen weiß, dem wird es ergehen, wie jener Schildkröte.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann Bidpai alſo:

— Es war, erzählt man, ein Affenkönig, Namens Maher, d. i. Schlaukopf, über den fiel,

als er alt und ſchwach geworden, ein junger Affe her aus dem königlichen Hauſe, beſiegte ihn und nahm Beſitz von ſeiner Stelle. Der alte Affe floh vor ſich hin, bis daß er an das Ufer eines Fluſſes gelangte. Hier fand er einen Feigenbaum, beſtieg denſelben und machte ihn zu ſeinem Aufenthaltsort. Als er eines Tags von den Früchten dieſes Baumes aß, entfiel ſeiner Pfote eine Feige in das Waſſer. Das Geplätſcher, das der Fall der Feige verurſachte, machte dem Affen Spaß; er warf daher abſichtlich viele Feigen ins Waſſer. Die Schildkröte aber aß jede Feige auf, die ins Waſſer fiel, und als deren immer mehr fielen, glaubte ſie, daß der Affe dieſelben nur ihretwegen fallen laſſe. Sie verlangte nun des Affen nähere Bekanntſchaft und Freundſchaft zu machen, und ließ ſich deshalb in ein Geſpräch mit ihm ein, in Folge deſſen ſie bald mit einander vertraut wurden. Der Schildkröte Weibchen wurde aber unruhig ob des langen Entferntſeyns ihres Gatten, und ſie klagte ſolches einer Nachbarin, indem ſie ſagte:

— Ich befürchte, daß ihm ein Unheil widerfahren ſeyn möchte.

Die beruhigte ſie durch die Worte:

— Dein Gatte hat Bekanntſchaft gemacht mit einem Affen am Ufer, und dieſer verſchafft ihm zu eſſen und zu trinken.

Nach einiger Zeit begab ſich dann das Männchen nach ſeiner Wohnſtätte zurück, und fand da ſein Weibchen in ſchlimmen Umſtänden und ganz niedergeſchlagen. Auf ſeine Frage ſodann: wie muß ich dich ſehen? erwiederte ihm die Freundin ſeines Weibchens:

— Deine Gattin iſt krank, elend, und die Aerzte haben ihr als das einzige Heilmittel, das es für ſie gebe, ein Affenherz verſchrieben.

Das Männchen verſetzte:

— Das iſt eine ſchwierige Sache; woher ſollen wir ein Affenherz erhalten, da wir uns im Waſſer aufhalten? doch ich will mich mit meinem Freunde berathen.

Darauf begab er ſich an das Meeresufer. Der Affe empfieng ihn mit den Worten: Warum biſt du ſo lange weggeblieben?

Das Schildkrötenmännchen erwiederte:

— Weil ich mich in Verlegenheit ſah, wie ich dir deine mir erwieſene Güte vergelten ſollte; ich erſuche dich nun auch noch die Güte zu ha-

ben, mich in meiner Wohnung zu beſuchen; ich wohne nemlich auf einer Inſel, wo es reichlich Früchte giebt. Setze dich deßhalb auf meinen Rücken, und ich ſchwimme mit dir dahin.

Der Vorſchlag gefiel dem Affen, er ſtieg von ſeinem Baum herab, und ſetzte ſich auf den Rücken der Schildkröte, die mit ihm nun fortſchwamm. Unterwegs machte ſich die Schildkröte allerlei Gedanken über ihre Treuloſigkeit und ließ hiebei ihren Kopf ſenken. Da ſagte der Affe zu ihr:

— Ich ſehe dich ja betrübt!

Worauf die Schildkröte:

— Was mich betrübt macht, iſt, weil ich eben daran gedacht habe, daß meine Gattin ſchwer krank iſt, und daß das mich hindern wird, dir ſolche Ehre und Aufmerkſamkeit zu erweiſen, wie ich es gern möchte.

Der Affe entgegnete:

— Was ich von deinem Verlangen, mir Ehre zu erweiſen, kenne, wird bei mir gleich aller erwieſenen Ehre gelten.

— Laß uns etwas ausruhen, ſagte die Schildkröte.

Nach einer Stunde machte ſie zum zweiten-

mal Halt. Da ſchöpfte der Affe ſchlimmen Verdacht, und er ſagte bei ſich ſelbſt:

— Nicht umſonſt ſucht die Schildkröte Aufhaltung und Zögerung, und ich glaube faſt, daß ihre Geſinnung gegen mich eine andere geworden iſt, und daß ſie ihre Liebe von mir abgewandt hat, und mir nun übel will; denn kein Ding wendet ſich leichter und ſchneller als das Herz. Auch ſagt man: Der Kluge darf nicht vernachläßigen, zu erforſchen, was in der Seele ſeiner Leute, Kinder, Brüder und Freunde vorgeht, und deshalb muß er auf Alles Acht haben, auf jeden Blick und jegliches Wort, ſo wie auf jegliche Bewegung, denn dieſes Alles gibt Zeugniß von dem, was in dem Herzen vorgeht. Und die Weiſen haben geſagt: Wenn in eines Herz ſich böſer Verdacht eingeſchlichen gegen ſeinen Freund, der ergreife die Vorſicht und nehme ſich vor demſelben wohl in Acht und beobachte alle ſeine Blicke und Zuſtände; wenn dann ſein Verdacht gegründet iſt, ſo kann ihm ſo kein Unheil erfahren, und wenn er unbegründet war, ſo hat er doch Vorſicht gewonnen, und dieſe ſchadet ihm nichts. Hierauf ſagte der Affe zu der Schildkröte:

— Was hält dich denn auf und warum muß ich dich ſo niedergeſchlagen ſehen, gleich als ob dir wieder etwas in Sinn gekommen wäre?

Die Schildkröte erwiederte:

— Das macht mir eben Sorgen, daß du nach meiner Wohnung kommſt und du es bei mir eben nicht finden wirſt, wie ich gerne möchte; denn meine Gattin iſt krank.

Der Affe verſetzte:

— Mache dir keine Sorgen, denn die Sorgen helfen dir zu nichts. Sieh dich vielmehr um nach Heil- und Nahrungsmitteln, die deiner Gattin gut kommen mögen; denn man ſagt: Wer Vermögen hat, der ſoll es für dreierlei verwenden, nemlich zu frommen Gaben, zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe und für die Weiber.

— Du haſt Recht, entgegnete die Schildkröte, und ſo ſollſt du denn wiſſen, daß die Aerzte erklärt haben, daß es für meine Gattin kein Heilmittel gebe, als das Herz eines Affen.

Da ſprach der Affe bei ſich:

— O Wehe! Da habe ich mich wieder von der Ungenügſamkeit und Habgier, trotz meines hohen Alters, hinreißen laſſen und bin nun in's

Verderben gerathen! Ja, ja! der hat wahr gesprochen, der gesagt hat: Der Genügsame und Zufriedene lebt in Ruhe und Sicherheit, der Ungenügsame und Habgierige dagegen lebt die ganze Zeit seines Lebens in Beschwerden und Mühsal. Nun gilt es, von meiner Klugheit Gebrauch zu machen und einen Ausweg zu suchen aus der Gefahr, in die ich gerathen.

Hierauf wandte er sich an die Schildkröte mit den Worten:

Was hat dich denn abgehalten, mich solches früher wissen zu lassen, denn dann hätte ich mein Herz genommen. Bei uns Affen nemlich ist die Gewohnheit: Wenn einer von uns auf Besuch geht zu einem Freund, so läßt er sein Herz zurück bei seiner Familie oder an seinem Wohnort, damit, wenn wir bei dem Freunde Weiber zu sehen bekommen, wir unser Herz nicht an dieselben verlieren können.

— Und wo ist denn, fragte die Schildkröte, jetzt dein Herz?

— Ich habe es, erwiederte der Affe, auf dem Baum zurückgelassen; wenn du aber willst, so kehre mit mir zu dem Baum zurück, um mein Herz zu holen.

Ueber dieſen Antrag war die Schildkröte erfreut, und ſie kehrte mit dem Affen nach ſeinem Wohnort zurück. An dem Ufer angelangt ſprang dieſer dann von ihrem Rücken herab, und ſtieg auf den Baum. Als er aber die Schildkröte lange unten warten ließ, redete ihn dieſe alſo an:

— Nimm dein Herz zu dir, und ſteige herab und laß mich nicht ſo lange warten!

Da entgegnete ihr der Affe:

— Oho! glaubſt du denn, daß ich ſey wie der Eſel, von dem der Schakal geſagt, daß er kein Herz und keine Ohren habe.

— Wie war das? fragte die Schildkröte.

Der Affe begann hierauf alſo:

Der Löwe, der Eſel und der Schakal.

— Es war, erzählt man, ein Löwe in einem Wald und bei ihm ein Schakal, der die Ueberreſte ſeiner Speiſe zu eſſen bekam. Dieſer Löwe bekam die Räude, und wurde ſo ſchwach und elend, daß er nichts mehr ſich erjagen konnte. Da ſagte der Schakal zu ihm:

— Wie befindeſt du dich doch, o Herr der

Thiere, deine Umstände scheinen sich verändert zu haben?

Der Löwe erwiederte ihm:

— Diese Räude ist's, die mir Beschwerden macht, und es gibt dafür kein anderes Heilmittel als das Herz und die Ohren eines Esels.

— Was ist leichter, versetzte der Schakal, zu verschaffen, als das? Ich weiß an dem und dem Ort einen Esel, der einem Walker gehört, und der demselben seine Kleider tragen muß. Ich will diesen Esel zu dir bringen.

Hierauf gieng er mit schnellen Schritten zu dem Esel. Nachdem er denselben begrüßt, sagte er zu ihm:

— Du kommst mir so abgemagert vor!

— Mein Herr, antwortete der Esel, gibt mir nichts zu fressen.

— Wie magst du aber dann, fuhr der Schakal fort, bei ihm bleiben?

— Ich wüßte nicht, entgegnete der Esel, wohin ich gehen sollte, und nirgends kann ich mich hinwenden, wo nicht ein Mensch mich plagte und quälte und hungern ließe.

Der Schakal entgegnete ihm:

— Ich könnte dir einen abgelegenen Ort weiſen, wo kein Menſch hinkommt, und wo es reichlich Futter gibt, an welchem ſich auch eine Eſelin aufhält, die ſo ſchön und fett iſt, wie noch kein Auge dergleichen geſehen, und der nichts abgeht als ein Eſel.

Was hält uns ab, verſetzte der Eſel, zu ihr zu gehen? bring uns doch zu ihr!

Da gieng der Schakal mit ihm nach der Gegend hin, wo der Löwe hauſte. Er gieng aber etwas voran, ſchlich in das Dickicht zu dem Löwen und bezeichnete ihm die Stelle des Eſels. Der Löwe kam dann aus dem Dickicht heraus und wollte über den Eſel herfallen, allein er vermochte ſolches nicht wegen ſeiner Schwäche, und der Eſel entkam ihm und rettete ſich durch eine ſchleunige Flucht. Als der Schakal ſah, daß der Löwe des Eſels nicht mächtig geworden, ſagte er zu dem Löwen:

— Biſt du denn bis auf ſolchen Grad ſchwach geworden?

Der Löwe entgegnete ihm:

— Wenn du den Eſel noch einmal mir

brächteſt, ſo würde er mir gewiß nicht wieder entkommen.

Da gieng der Schakal zu dem Eſel hin und ſagte zu ihm:

— Was iſt dir denn begegnet? Siehe, die Eſelin iſt blos wegen ihrer heftigen Brunſt ſo auf dich losgegangen, und hätteſt du ihr Stand gehalten, ſo hätte ſich ihr Muth gelegt.

Als aber der Eſel von einer Eſelin hörte, da entbrannte ſeine Begierde und er brüllte und er nahm wieder den Weg nach dem Löwen. Der Schakal gieng ihm voran, und gab dem Löwen wieder Bericht, indem er zu demſelben ſagte:

— Richte dich gegen ihn, denn ich habe ihn für dich daran bekommen, aber diesmal darf dich nicht wieder Schwäche überfallen, denn wenn er abermals entkäme, ſo würde er nimmermehr mit mir zurückkommen.

Auf dieſe Ermuthigung des Schakals entflammte ſich der Muth des Löwen. Er begab ſich nach der Stelle, wo der Eſel ſeyn ſollte, und fiel, ſobald er ihn erblickte, in aller Haſt über ihn her und zerriß ihn. Darauf ſagte er zu dem Schakal:

— Die Aerzte haben vorgeſchrieben, daß

man nichts eſſen ſoll, bevor man ſich nicht gewaſchen und gereinigt; drum bewache mir den Eſel, bis ich zurück bin, und ich will dann ſein Herz und ſeine Ohren verzehren und alles Uebrige dir zur Verſpeiſung laſſen.

Während der Löwe aber entfernt war, um ſich zu waſchen, da machte ſich der Schakal an den Eſel und verzehrte ſein Herz und ſeine Ohren, in der Hoffnung, daß der Löwe den Mangel an Herz und Ohren für ein ſchlimmes Zeichen anſehen, und dann gar nichts von dem Eſel eſſen möchte. Als der Löwe dann wieder kam und den Schakal nach dem Herz und den Ohren des Eſels fragte, erwiederte ihm dieſer:

— Weißt du denn nicht, daß, wenn der Eſel Herz und Ohren gehabt hätte, er nicht wieder ſich dir genähert hätte, nachdem er gerettet und ſeinem Verderben entgangen war?

— Dieſes Gleichniß, fügte der Affe bei, habe ich dir erzählt, daß du wiſſen mögeſt, daß ich nicht bin wie jener Eſel, von dem der Schakal ausgeſagt, daß er kein Herz und keine Ohren habe. Du aber haſt mich überliſtet und betrogen und ich habe dann dich betrogen, und habe ſo wieder gut gemacht was ich verdorben. Und

man ſagt: Wen ſeine Gutmüthigkeit in Gefahr bringt, den kann nur ſeine Beſonnenheit retten.

Die Schildkröte verſetzte:

— Du haſt Recht, nur daß der Rechtſchaffene ſeinen Fehler bekennt und daß, wenn er ein Verbrechen begangen hat, er ſich der Züchtigung, die er dafür erdulden muß, nicht ſchämt; und wenn er in einen Abgrund gefallen, ſo weiß er ſich daraus zu retten, gleich dem Mann, der auf dem Boden ausgleitet, und auf den Boden ſich ſtützt und an demſelben ſich wieder aufrichtet.

Das iſt das Gleichniß des Mannes, der ſich ein Gut ſucht und, wenn er es erreicht hat, dann wieder verliert.

Morgenländiſche

Erzählungen.

Verdeutſcht

von

Philipp Wolff

Doctor der Philoſophie, Privatdocenten der orientaliſchen Literatur an der königl. Univerſität zu Tübingen, Mitgliede der aſiatiſchen Geſellſchaft von Paris.

Zweites Bändchen.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Calila und Dimna

oder

die Fabeln Bidpai's.

Aus dem Arabiſchen

von

Philipp Wolff

Doctor der Philoſophie, Privatdocenten der orientaliſchen Literatur an der königl. Univerſität zu Tübingen, Mitgliede der aſiatiſchen Geſellſchaft von Paris.

Zweites Bändchen.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Sechstes Buch.

Der Mönch und das Wiesel.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß, mache mir nun aber auch ein Gleichniß in Bezug auf einen Mann, welcher voreilig ist in seinen Handlungen, ohne die Folgen derselben zu berücksichtigen und zu bedenken!

Der Philosoph erwiederte:

— Wer voreilig ist in seinen Handlungen, den wird Reue treffen, und es wird ihm ergehen, wie es dem Mönch ergangen ist, der ein Wiesel tödtete, welches ihm lieb und theuer war.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann der Philosoph also:

— Es war, erzählt man, ein Mönch im Lande Dschordschan; der hatte eine schöne Frau, die ihm in Liebe ergeben war. Lange Zeit ver-

gieng, ohne daß ſie mit einem Kinde beſchenkt wurden. Endlich, nachdem ſie ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatten, wurde ſein Weib ſchwanger, worüber ſie beide hoch erfreuet waren. Der Mönch dankte Gott dafür und bat ihn, daß er einen Knaben ihm werden laſſen möchte. Zu ſeiner Gattin aber ſagte er:

— Sey frohen Muths, denn ich hoffe, daß uns werde ein Knabe werden, an dem wir Freude und Augenkühle haben werden; ich werde für ihn den ſchönſten Namen ausſuchen und zu ſeiner Bildung alle mögliche wohlgebildeten Männer kommen laſſen.

Da entgegnete ihm ſeine Gattin:

— Wie kannſt du doch ſo ſprechen über etwas, wovon du nicht weißt, ob es eintreffen wird oder nicht? Wer es ſo macht, dem mag begegnen, was dem Mönche begegnet iſt, der ſeine Butter ſammt Honig ſich über den Kopf ſchüttete.

— Wie war das? fragte der Mann.

Sie begann darauf alſo:

Der Pläne ſchmiedende Mönch.

— Zu einem Mönch, erzählt man, kam alle Tage ein Kaufmann, der ſich von Butter und Honig nährte. Derſelbe aß davon täglich ſoviel, bis er genug hatte, was ihm übrig blieb aber hob er auf und that es in ein Gefäß, das er an einem Nagel an einer Seite des Hauſes aufhieng, bis es nach und nach ganz voll wurde. Wie der Mönch eines Tags auf ſeinem Rüken da lag, ſeinen Stab in der Hand, und jenes Gefäß über ſeinem Haupte hängen ſah, kam er auf den Gedanken von dem hohen Preis der Butter und des Honigs und ſprach bei ſich:

— Ich will verkaufen was in dieſem Gefäß iſt um einen Denar, und um dieſes Geld zehn Ziegen kaufen; dieſe werden trächtig werden und alle fünf Monate einmal gebären, und es wird nicht lange anſtehen, ſo wird es eine beträchtliche Heerde werden, wenn auch ihre Junge wieder gebären.

Das rechnete er ſodann auf einige Jahre genau aus und fand, daß es in ſolcher Zeit mehr denn vierhundert Ziegen werden müßen. Darauf ſprach er:

Um dieſe Ziegen werde ich dann hundert Stück Rindvieh einhandeln, je um vier Ziegen einen Stier oder eine Kuh, und dazu werde ich mir Land und Saamen kaufen und einen Brunnen miethen, mit den Stieren werde ich das Feld bebauen und von den Kühen werde ich mir die Milch und die Butter zu Nutzen machen. Nicht werden fünf Jahre vergehen, ſo werde ich mir durch meinen Landbau ein großes Vermögen erworben haben. Alsdann baue ich mir ein prächtiges Haus und thue mir Mägde und Knechte ein und nehme mir eine ſchöne mit Reitzen begabte Frau. Die wird ſchwanger werden und mir einen edelmüthigen und treflichen Knaben gebären, und ich werde für ihn die ſchönſten Namen ausſuchen; wenn er aber etwas herangewachſen iſt, werde ich ihn aufs Beſte unterrichten und bilden laſſen und in dieſem Punkt ſtreng ſeyn. Nimmt er meine Lehren an, dann iſt's gut, wo nicht, ſo ſchlage ich ihn mit dieſem Staab.

Bei dieſen Worten ſchwang er den Staab, traf aber unglücklicher Weiſe das Gefäß und zerbrach es. Es floß ihm über das Geſicht, was darin war.

— Dieſes Gleichniß, ſetzte das Weib hinzu,

habe ich dir in der Absicht erzählt, daß du nicht voreilig an etwas denken sollst, woran zu denken nicht gebührt und wovon du nicht wissen kannst, ob es glücken oder misglücken wird.

Der Mönch ließ sich diese Erzählung seiner Gattin zur Warnung seyn. Später aber gebar sie wirklich einen schönen Knaben, an dem der Vater seine Freude hatte. Nach einigen Tagen kam für seine Gattin die Zeit, daß sie sich reinigen sollte. Sie sagte daher zu ihrem Mann:

— Setze dich zu dem Knaben hin, daß ich ins Bad gehen kann, um mich zu waschen; bald werde ich wieder da seyn. Darauf gieng sie nach dem Bade und ließ ihren Gatten und Knaben zu Haus. Nicht lange stand es an, so kam ein Gesandter des Königs, der den Mönch zum König rief. Er hatte aber Niemand, den er an seiner Stelle bei dem Knaben ließe als ein Wiesel, sein Hausthierchen, welches er von klein auf auferzogen und liebte wie sein Kind. Dieses ließ er also bei dem Knaben, verschloß die Thüre und gieng mit dem Gesandten.

Da schlich aus einem Loch des Hauses eine schwarze Schlange hervor und näherte sich dem Knaben. Allein das Wiesel sprang über sie her

und brachte ſie um. Darauf zerriß es dieſelbe, wovon ſein Mund voll von Blut wurde. Wie der Mönch nachher zurück kam und die Thüre öffnete, kam ihm das Wieſel entgegen, wie wenn es ihm hätte verkünden wollen, was es gethan habe. Allein als er es mit Blut gefärbt ſah, flog ſein Verſtand davon und er glaubte, es habe ſeinen Knaben erwürgt. Ohne Verzug daher und ohne weitere Unterſuchung, wo er etwas anderes erfahren hätte, als was er glaubte, ſtürzte er auf das Wieſel los und ſchlug es mit dem Stock, den er in der Hand hatte, auf das Gehirn, daß es ſtarb. Wie er aber ins Zimmer hineintrat, da erblickte er den Knaben wohlbehalten und am Leben, und neben ihm eine ſchwarze zerriſſene Schlange. Nun da er ſah, wie ſich die Sache verhielt, und da er zur Einſicht ſeines aus Uebereilung begangenen Verbrechens gekommen, gab er ſich eine Ohrfeige und ſprach:

— Wäre ich doch nicht mit dieſem Kind beſchenkt worden, ſo hätte ich auch nicht ſolche treuloſe That begangen!

In dieſem Augenblick trat ſeine Gattin ein und fragte

— Was gibt es denn? Da erzählte er ihr die Geſchichte, die ſchöne That des Wieſels und die ſchlechte Vergeltung, die er ihm erwieſen.

— Das iſt, entgegnete ihm darauf ſeine Gattin, die Frucht der Uebereilung.

Das iſt ein Gleichniß von dem, der keine Verzögerung kennt, ſondern ſeine Vorſätze in Eile und Uebereilung ausführt.

Siebentes Buch.

Die Maus und die Katze.

Der König Dabſchelim ſagte zu dem Philoſophen Bidpai:

— Ich habe dieſes Gleichniß vernommen. Sage mir nun aber auch ein Gleichniß in Bezug auf einen Mann, der viele Feinde hat und von denſelben von allen Seiten her umgeben iſt, der ſodann mit denſelben dem Untergang nahe kommt, aber Rettung findet und der Gefahr entgeht durch Beiſtand eines ſeiner Feinde, mit dem er Frieden geſchloſſen, der ſo von der Furcht befreit wird und Sicherheit findet, dann aber auch gegen den, mit dem er Frieden gemacht, ſein Wort hält!

Der Philoſoph erwiederte:

— Die Freundſchaft und die Feindſchaft ſtehen nicht unveränderlich feſt; oft verwandelt ſich

die Freundschaft in Feindschaft und Feinde werden oft Freunde, je nachdem sich Vorfälle und Unfälle da oder dort ereignen. Der Einsichtsvolle weiß sich aber bei Allem, was ihm begegnet, sogleich zu rathen und helfen; widerfährt ihm etwas von Seiten seines Feindes, so begegnet er demselben mit männlichem Muth, wogegen er seinem Freunde, wenn ihm von dessen Seite etwas widerfährt, in freundschaftlicher Gesinnung sich nähert. Auch hält den Klugen die Feindschaft, die er in seinem Innern gegen seinen Feind hat, nicht ab, diesem sich zu nähern und seinen Beistand zu suchen, um durch seine Hülfe etwas Gefürchtetes von sich abzuwenden oder etwas Gewünschtes sich zu verschaffen; und wer hiebei mit fester Umsicht verfährt, der erlangt seine Wünsche. Ein hieher gehöriges Gleichniß ist das von der Maus und der Katze, welche beide in Lebensgefahr geriethen, dadurch aber, daß sie sich beide verstanden, aus der Gefahr und dem Unglück gerettet wurden.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann Bidpai also:

— Es war, erzählt man, ein großer Baum; an deſſen Stamm hatte eine Katze, Rumi genannt, ihre Behauſung, und in ihrer Nähe hatte eine Maus, Namens Feridun, ihr Loch. Viel ſtreiften in dieſer Gegend die Jäger, um wilde Thiere und Vögel zu erjagen. Eines Tags kam ein Jäger und legte ſeine Stricke in der Nähe von der Behauſung der Rumi. Nicht lange ſtand es an, ſo gerieth ſie in die Stricke. Darauf machte ſich die Maus aus ihrem Loch hervor, um ſich etwas zu eſſen zu ſuchen; ſie fürchtete ſich aber vor der Rumi. Wie ſie weiter lief, fiel ihr Blick auf die Katze in dem Netze, worüber ſie ſich freuete und frohlockte. Als ſie ſich aber umſah, erblickte ſie hinter ſich ein Wieſel, das ſie fangen, und auf dem Baum einen Uhu, der ſie rauben wollte. Da wurde es ihr ganz anders und ſie fürchtete, daß, wenn ſie rückwärts gienge, das Wieſel ſie packen, wenn ſie rechts oder links ſich wendete, der Uhu auf ſie losſtürzen, und wenn ſie vorwärts gienge, die Katze ſie zerreißen möchte. Sie ſprach daher bei ſich:

— Das Unglück hat mich umgeben, wäh-

rend dem ich der Freude mich ergab, und rings um hat mich Gefahr umschlossen. Indeß bei mir ist mein Verstand; drum setzt mich nicht in Angst und Furcht meine Lage, noch trifft mich der unerwartete Schrecken und mein Herz geht nicht auf und davon; denn den Verständigen verläßt nicht so bald seine Einsicht, noch weicht so gleich sein Verstand von ihm; ja der Verstand gleicht dem Meer, dessen Tiefen nicht ergründet werden können, und das Unglück kann gegen die Bemühungen des Einsichtsvollen nichts ausrichten und ihn nicht verderben; aber auch zu großer Hoffnung und Zuversicht darf sich der Verständige nicht hingeben, denn diese macht verwegen, trunken und blind. Ich sehe aber kein anderes Rettungsmittel aus diesem Unglück, als daß ich mich zum Frieden mit der Katze verstehe; denn sie hat ein ähnliches Unglück getroffen wie mich; vielleicht, daß sie auf meine Worte hört, die ich mit ihr sprechen werde, und daß sie annimmt meine lautere Rede und mein aufrichtiges Freundschafts-Anerbieten, wobei kein Falsch noch Trug ist, und daß es ihr recht ist, wenn ich ihr helfen will. So würden wir mit einander gerettet werden.

Darauf näherte ſich die Maus der Katze und ſprach zu ihr:

— Wie befindeſt du dich?

Die Katze erwiederte:

— Wie es dir lieb iſt, in ſehr beengten Umſtänden.

— Und ich, fuhr die Maus fort, bin heute dein Unglücksgenoſſe; ein anderes Rettungsmittel gibt es aber für mich nicht als das, wodurch auch du gerettet zu werden hoffen darfſt, und dieſe meine Worte ſind ohne Falſch und Trug. Dieſes Wieſel da ſtellt mir nach, und der Uhu lauert auf mich, dieſe beide ſind meine und deine Feinde; läſſeſt du mir nun deinen Schutz angedeihen, ſo werde ich nachher dir deine Stricke entzwei nagen und dich ſo aus dieſer deiner Lebensgefahr befreien. Auf dieſe Weiſe werden wir beide gerettet werden, der eine durch den andern, gleichwie das Schiff und die Schiffleute auf dem Meer gegenſeitig durch einander gerettet werden, durch das Schiff die Schiffleute und durch die Schiffleute das Schiff.

Als die Katze die Rede der Maus vernom-

men und einsah, daß dieselbe es freundschaftlich meine, sprach sie zu ihr:

— Diese deine Rede ist dem Recht ganz gleich, und ich will gerne das thun, wodurch ich für dich wie für mich Rettung hoffen darf, und ich werde dir gewiß, wenn du das thust, wovon du gesagt, dankbar seyn, so lange ich leben werde.

Die Maus entgegnete:

— So will ich mich denn dir nähern, und deine Stricke alle zernagen, einen einzigen Strick ausgenommen, den ich lassen werde, um für mich von dir nichts befürchten zu dürfen.

Darauf machte sie sich an's Zernagen ihrer Stricke. Als der Uhu aber und das Wiesel bemerkten, wie sich die Maus der Katze näherte, gaben sie die Hoffnung auf, sich ihrer zu bemächtigen und giengen weiter.

Die Maus nagte aber der Katze die Stricke zu langsam ab, und sie sprach daher zu ihr:

— Ich sehe nicht, daß du besonders eifrig wärest in dem Zernagen der Stricke. Würdest du nun, da du bereits deine Sache erreicht hast, deine Gesinnung ändern und das, was dir ob-

liegt, nicht erfüllen wollen und dich läßig zeigen in meiner Sache, ſo wäre das keine rechtſchaffene Handlung, denn wer edlen Sinnes iſt, der zeigt ſich nicht läßig in der Sache ſeines Freundes. Vorerſt haſt du von meiner Freundſchaft Nutzen und Vortheil erfahren, nun gebührt es ſich, daß du mir ſolches vergelteſt und daß du nicht mehr gedenkeſt der Feindſchaft, die zwiſchen mir und dir war; und der Friede, den wir nun mit einander geſchloſſen haben, muß dich ſolche vergeſſen machen; überdies erwirbt ſich, wer Treue übt, Verdienſt und Lohn, den Untreuen aber erwartet ein ſchlimmes Ende. Der, welcher edeln Sinnes iſt, kennet nur Dank, keinen Haß; eine einzige Freundſchafts-erweiſung von ſeinem Freund läßt ihn vieles Böſe, das ihm dieſer zugefügt, vergeſſen. Auch ſagt man: die ſchnellſte Strafe iſt die Strafe der Untreue. Und der ſchon handelt treulos, welcher, indem man ſich vor ihm demüthigt und ihn um Verzeihung bittet, kein Erbarmen fühlt und nicht verzeiht.

Die Maus entgegnete:

— Siehe, der Freunde gibt es zweierlei: Freunde aus Neigung, und Freunde aus Noth;

beide verlangen Nutzen und beide wollen vor Schaden bewahrt seyn. Was nun den Freund aus Neigung betrifft, so ist man mit ihm vertraut und baut auf ihn in allen Verhältnissen. Was aber den Freund aus Noth betrifft, so ist man mit ihm vertraut in einigen Verhältnissen, in andern aber ist man vor ihm auf der Hut. Deshalb nimmt der Kluge immer von ihm eines seiner Bedürfnisse zum Pfand für Fälle der Gefahr, und der Zweck der Verbindung mit einem solchen Freunde ist nur: schnell seinen Nutzen und seine Hoffnung zu finden. Ich halte, was ich dir zu thun versprochen; bei dem aber bin ich vor dir auf der Hut, weil ich in Furcht bin, daß mir von deiner Seite dasselbe begegnen möchte, wie das war, dessen Furcht mich zu deiner Freundschaft getrieben, und dich, dieselbige mit mir einzugehen. — Siehe, jede Handlung hat ihre Zeit, und welche nicht in ihrer Zeit geschieht, die bleibt ohne Erfolg. Ich mache dir alle deine Stricke entzwei, einen einzigen Knoten ausgenommen, wodurch ich dich mir verpfände, und diesen werde ich nicht eher zernagen als in der Stunde, wo ich sehe, daß du mit dir selber zu thun hast, ohne an mich

denken zu können, das heißt, wenn ich den Jäger erblicke. Darauf machte ſich die Maus wieder an das Zernagen der Stricke; während dem ſie aber nagte, ließ ſich der Jäger ſehen. Da ſprach die Katze zu ihr:

— Nun gilt es, daß du meine Stricke entzwei macheſt!

Die Maus nagte daher mit Anſtrengung. Als ſie fertig war, ſprang die Katze auf den Baum aus Furcht vor dem Jäger, und die Maus entrann in ein Loch. Der Jäger kam, nahm ſeine zerriſſenen Stricke und gieng, getäuſcht in ſeinen Erwartungen, weiter.

Nach einiger Zeit kam die Maus aus ihrem Loch hervor, fand es aber nicht gut, ſich der Katze zu nähern. Da redete ſie die Katze alſo an:

— O du aufrichtiger Freund, der du mir ſolche Wohlthat erwieſen, was hält dich ab, dich mir zu nähern? Komm doch zu mir, damit ich dir deine gute That, die du an mir gethan, vergelte und ziehe dich nicht zurück von meiner Brüderſchaft; denn wer ſich einen Freund erworben, nachher aber von ſeiner Brüderſchaft

ſich zurückzieht und um ſeine Freundſchaft ſich nicht bekümmert, der beraubt ſich der Frucht ſeiner Brüderſchaft, und ſeine Brüder und Freunde müßen die Hoffnung aufgeben, ihm nützen zu können. Siehe, deine mir erwieſene Wohlthat wird von mir nicht vergeſſen werden und du biſt würdig, daß du dafür Vergeltung erhalteſt von mir, ſo wie von meinen Brüdern und Freunden. Fürchte nichts von mir und wiſſe, daß du nach Vermögen von mir belohnt werden ſollſt!

Darauf verſicherte die Katze noch mit Schwüren die Aufrichtigkeit deſſen, was ſie ausgeſprochen.

Die Maus entgegnete ihr aber:

— Oft iſt Freundſchaft blos äußerlich, während ihr Inwendiges iſt verborgene Feindſchaft, und dieſe iſt gefährlicher als offene Feindſchaft; wer ſich vor derſelben nicht in Acht nimmt, dem kann es gehen, wie dem Manne, welcher ſich auf den Zahn eines brünſtigen Elephanten ſetzt, den dann der Schlaf überfällt und der aufwacht unter den Pfoten des Elephanten, welcher ihn dann zerdrückt und tödtet. Man nennt nur den mit Recht Freund, von welchem man Nutzen

hoffen darf, und Feind den, von welchem ma
Schaden befürchten muß. Der Kluge aber, wen
er Nutzen hofft von dem Feinde, erweist den
ſelben Freundſchaft, dagegen wenn er von ſe
nem Freunde Schaden befürchtet, zeigt er den
ſelben Feindſchaft. Oder ſiehſt du nicht, da
die Thiere ihren Müttern nur folgen, ſo lan
ſie ihre Milch genießen dürfen, wenn das nic
mehr iſt, entfernen ſie ſich von ihnen. O
entzieht auch ein Freund ſeinem Freunde wa
er ihm ſonſt zukommen ließ, allein dieſer fürc
tet doch nichts Böſes von ihm, weil ihr u
ſprüngliches Verhältniß kein feindſeliges wa
wo dagegen bei denen, deren urſprüngliches Ve
hältniß natürliche Feindſchaft iſt, und die n
wegen eines ſie dazu dringenden Bedürfniſſ
Freundſchaft geſchloſſen haben, die Freundſcha
aufhört, ſobald das Bedürfniß, weshalb
Freundſchaft geſchloſſen, aufhört und ſich wi
der in die urſprüngliche Feindſchaft verwande
gleichwie das Waſſer, welches durch's Feu
warm geworden, ſo wie es von demſelben we
gethan wird, wieder kalt wird. Ich habe ab
keinen Feind, der mir ſchädlicher wäre als d
und die Noth nur hat mich wie dich zu eine

Freundschafts-Bunde getrieben; die Noth, in welcher ich deiner bedurfte, wie du meiner, ist nun verschwunden und mit ihrem Verschwinden, fürchte ich, ist die Feindschaft wiedergekehrt. Für den Schwachen ist es aber nicht gut seyn in der Nähe eines starken Feindes, noch für den Unangesehenen in der Nähe eines angesehenen Feindes; und ich wüßte nicht, wozu du meiner bedürfen könntest, als um mich zu fressen. Ich traue dir nicht. Dann weiß ich auch, daß der Schwache, der vor seinem starken Feind auf der Hut ist, besser daran ist als der Starke, welcher unbesorgt dem schwachen Feinde in Vertrauen sich nähert. Der Kluge macht Freundschaft mit seinem Feinde, wenn ihn die Noth dazu treibt, er sucht sich dessen Gunst zu erwerben, gibt ihm Beweise seiner Liebe zu ihm und nähert sich ihm auf vertraute Weise, so lange er es nicht anders machen kann; sobald er aber Gelegenheit findet, wendet er sich eilends von ihm weg; und wisse, daß wer schnell vertraut wird, für diesen seinen Fehler nicht Verzeihung findet. Der Kluge erfüllt das seinem Feind, mit welchem er Freundschaft geschlossen, gegebene Wort, allein er schenkt ihm nicht vollstän-

diges Vertrauen und vertrauet ſich ihm nicht an, wenn er ihm nahe ſteht, und bleibt ihm ferne, ſo gut er kann. So liebe ich dich, wenn ich dir nicht nahe bin, und wünſche dir langes Leben und alles Gute, was ich dir vorher nicht wünſchte. Du darfſt mir aber meine Handlung mit nichts anderem vergelten als mit einer ähnlichen, da Verbindung mit einander und Frieden bei uns nicht angeht.

Achtes Buch.

Der König und der Vogel.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß; mache mir nun aber auch eines von rachegierigen Leuten, welche sich gegenseitig vor einander fürchten!

Bidpai erwiederte:

— Ein indischer König, erzählt man, Namens Beridun, hatte einen Vogel, Fenz genannt, welcher ein Junges hatte. Dieser Vogel und sein Junges verstanden es, auf die allerschönste Weise zu sprechen, weshalb der König sich an ihnen sehr ergötzte. Er hieß dieselbigen in das Zimmer seiner Gattin bringen und gebot dieser, sie wohl zu bewachen. Es geschah aber, daß die Gattin des Königs einen Sohn gebar. Das Junge des Vogels wurde

bald mit dem Knaben vertraut und beide spielten zusammen. Der Vogel Fenz aber flog alle Tage ins Gebirge und holte daselbst eine unbekannte Frucht, wovon er die eine Hälfte dem Königssohne, die andere seinem Jungen zu essen gab. Durch solche Nahrung wuchsen sie beide schnell auf und nahmen so an Größe zu, daß der König nach kurzer Zeit sie kaum mehr erkannte. Der Vogel Fenz gewann deshalb bei dem Könige immer mehr Ansehen, Achtung und Liebe. Eines Tags aber, wie gerade der Vogel Fenz ausgeflogen war, um die gewöhnliche Frucht zu holen, ließ sein Junges in dem Zimmer des Knaben seinen Unrath fallen, worüber dieser also ergrimmte, daß er dasselbe packte und es auf den Boden schlug, woran es starb. Wie der Vogel Fenz dann zurückkam und sein Junges getödtet fand, da schrie er voll Betrübniß laut auf und sprach:

— Verwünscht seyen die Könige, die ohne Treue und Glauben sind, und wehe dem, der das Unglück hat mit Königen in Verbindung zu kommen, denen nichts unerlaubt und verboten scheint und die keinen lieben und ehren als den,

von deſſen Reichthümern entweder, oder von deſſen Kenntniſſen ſie Nutzen zu ziehen hoffen und, wenn ſie ihren Zweck durch ſie erreicht haben, dann keine Liebe und Freundſchaft mehr gegen ſie kennen, nichts Gutes mehr ihnen erweiſen, kein Vergehen ihnen verzeihen und ihr Recht nicht mehr anerkennen, die da nur Heuchelei und Gottloſigkeit üben, die große Vergehen, welche ſie begehen, für unbedeutend halten und für bedeutend geringe, wenn dadurch ihren Leidenſchaften entgegen gehandelt wird. Zu dieſer Zahl gehört dieſer Undankbare, der Unbarmherzige, der Treuloſe gegen ſeinen Freund und Bruder!

Darauf ſtürzte er los auf das Angeſicht des Knaben und hackte ihm ein Auge aus, flog dann davon und ſetzte ſich auf den Giebel des Gebäudes.

Als der König ſolches erfuhr, gerieth er in die höchſte Betrübniß; dann aber wünſchte er den Vogel durch Liſt zu fangen; er ſtellte ſich daher in deſſen Nähe hin und redete ihn alſo an:

— Siehe! du darfſt ſicher ſeyn, daß dir nichts geſchieht, drum komm herab, o Fenz!

Allein dieſer entgegnete ihm:

— O König, ſiehe! der Treuloſe wird ergriffen in ſeiner Treuloſigkeit und verfehlet ihn die baldige Strafe, ſo verfehlet ihn doch nicht die ſpäte, die ſeine Kinder und Kindes Kinder trifft. Dein Sohn hat an meinem Jungen treulos gehandelt, ich habe ihn dafür ſchnell beſtraft.

— Allerdings, verſetzte der König, haben wir an deinem Jungen treulos gehandelt, und du haſt dich an uns gerächt, allein es lag weder auf unſerer Seite noch auf der deinigen eine abſichtliche Bosheit zu Grund; deshalb darfſt du ohne Beſorgniß wieder zu uns kommen.

— Ich werde nie wieder, entgegnete der Vogel, zu dir zurückkehren; denn die Einſichtsvollen meiden die Nähe deſſen, an dem ſie Rache genommen, und ſchmeichelhafte und ſanfte Worte und Ehrenerweiſungen von einem ſolchen, der mit Haß gegen dich erfüllt iſt, werden nur deine Furcht vor ihm und deine ſchlimme Meinung von ihm mehren; auch wird die Sicherheit, welche dir dein Feind anträgt, an dem du deine Rache ausgeübt, dich nicht ſo ſicher ſtellen, als wenn du Furcht vor ihm haſt, und nichts iſt

beſſer, als von einem ſolchen ſich zu entfernen, vor ihm auf ſeiner Hut ſeyn, das iſt das Beſte. Auch ſagt man: der Kluge hält ſeine Eltern für Freunde, die Brüder für Genoſſen, die Weiber für Vertraute, die Söhne für kräftig, die Töchter für zankſüchtig und die nächſten Verwandten für Schuldner, ſich ſelbſt aber für einzig und unvergleichlich, und ich bin der Einzige, der Einige, der Fremde, der Verſtoßene; ich bin von euch beſchwert worden mit einer ſchweren Laſt von Betrübniß, die mir Niemand tragen hilft, drum gehe ich fort und ſage dir mein Lebewohl.

Der König erwiederte ihm:

— Hätteſt du nicht blos an uns vergolten, was wir an dir gethan, oder wäre deiner That an uns nicht eine Treuloſigkeit von uns vorangegangen, ſo verhielte ſich die Sache ſo, wie du erwähnt haſt; allein da ja wir angefangen haben, ſo haſt du keine Schuld, und nichts darf dich alſo abhalten von dem Zutrauen auf uns; drum wohlan, komm wieder zu uns, denn du haſt nichts zu fürchten!

Der Vogel Fenz entgegnete:

— Wisse, daß der Haß einen festen, schmerzenden Sitz hat in dem Herzen, die Zunge aber gibt nicht wahrhaftiges Zeugniß von dem Herzen; das Herz gibt ein richtigeres Zeugniß über das Herz als die Zunge, und ich weiß gut, daß weder mein Herz für deine Zunge noch dein Herz für meine Zunge Zeugniß gibt.

Der König erwiederte:

— Weißt du nicht, daß man Haß und Uebelwollen bei vielen Menschen findet? allein wer verständig ist, der trachtet mehr darnach, den Haß zu tödten als ihn groß zu ziehen.

— Das verhält sich wohl so, entgegnete Kenz, wie du gesagt hast, allein trotz dem ist es nicht die Sache des Einsichtsvollen, zu glauben, daß man von dem mit Rache und Haß erfüllten nicht Rache und Fallstricke zu fürchten habe; vielmehr ist er auf seiner Hut vor seines Feindes Schlauheit, Trug und Hinterlist und er weiß, daß viele der Feinde nicht überwältigt werden können vermittelst der Stärke und Gewalt, wohl aber vermittelst schonender und schmeichelnder Behandlung, wie man sich des wilden Elephanten vermittelst des zahmen bewältigt.

Der König erwiederte:

— Der ehrenwerthe Kluge verläßt seinen Genossen nicht und bricht nicht seine Brüderschaft mit ihm und unterdrückt nicht das Andenken an die alte Freundschaft, sogar wenn er für sein Leben in Furcht seyn muß; dies ist eine Eigenschaft, die selbst bei den niedrigsten Thieren angetroffen wird, wie du ja wohl weißt, daß die Spieler mit den Hunden spielen, darauf aber dieselben schlachten und verzehren; der Hund, der ihr Genosse ist, weiß das, allein eben diese seine Genossenschaft hindert ihn, sich von ihnen zu trennen:

Fenz entgegnete:

— Der Haß ist etwas, vor dem man in Furcht seyn muß, aber am meisten zu fürchten und am heftigsten ist der Haß, der in der Seele eines Königs ist, denn die Könige vergelten, was man ihnen zugefügt, und sinnen auf Rache aus Ehrgefühl und Stolz; drum ist der Kluge nicht sorglos, wenn der Haß seines Feindes sich gelegt zu haben scheint, denn der im Herzen verborgene Haß, wenn er keine Gelegenheit zum Ausbruch findet, gleichet der

verdeckten glühenden Kohle, wenn sie des Feuerstosses ermangelt; der Haß aber hört nicht auf nach Vorwänden zu sehen, um ausbrechen zu können, gleichwie das Feuer nach Holz verlangt, und wenn er dann einen Vorwand findet, so entbrennt er als ein glühendes Feuer, das keine schöne Rede, kein besänftigendes und gütiges Wort, keine Demüthigung, kein Flehen und kein Schmeicheln, überhaupt nichts auszulöschen vermag, als allein der Untergang der Seele des Feindes. Zwar sucht Mancher, der auf Rache sinnt, den, an dem er sich rächen möchte, sich wieder nahe zu bringen, weil er von demselben hofft, daß er ihm einen Nutzen gewähren oder vor einem Schaden ihn bewahren könnte, allein ich bin zu schwach, als daß ich etwas vermöchte, wodurch der Haß, den du in deiner Seele hast, beseitigt werden könnte, und selbst wenn du so gegen mich gesinnt wärest, wie du dich aussprichst, so würde mich das doch nicht befriedigen, und ich würde nicht aufhören in Furcht und Angst zu seyn und von unserer Verbindung nur Schlimmes zu erwarten, drum gibt es nichts Besseres für uns als die Trennung, und ich sage dir daher ein Lebewohl.

Der König erwiederte:

— Du weißt doch, daß Keiner dem Andern schaden oder nützen kann und daß nichts, weder Geringes noch Bedeutendes, einem begegnet, es sey denn durch Beschluß und vorausbestimmte Fügung der Gottheit, und gleichwie das Erschaffen- und Geboren-werden und am Leben Bleiben nicht von den Creaturen abhängt, so auch nicht der Tod und der Untergang; so hast du an dem, was du an meinem Sohn gethan hast, und wieder mein Sohn an dem, was er an deinem Jungen gethan hat, keine Schuld, sondern solches war bestimmte göttliche Fügung und wir beide waren derselben unterworfen, deshalb kann man uns ob dem, was das Schicksal uns zugeführt hat, keine Vorwürfe machen.

Fenz entgegnete:

— Mit der göttlichen Fügung verhält es sich zwar so, wie du gesagt hast, allein das hält den Vorsichtigen nicht ab, wohl auf seiner Hut zu seyn vor Sachen, die zu fürchten sind, und sich in Acht zu nehmen bei drohenden Gefahren, und er verbindet mit der Ergebung in die göttliche Fügung Vorsicht und eigene Kraft-Anwen-

dung. Ich bin aber überzeugt, daß du Anderes gegen mich aussprichst als was in deiner Seele ist; auch ist die Sache, die zwischen uns vorgefallen ist, keine unbedeutende, denn dein Sohn hat mein Junges getödtet und ich habe deinem Sohn ein Auge ausgerissen; du suchst nun dich zu heilen durch meinen Tod und willst mich täuschen, um meine Seele zu verderben; aber die Seele will nichts wissen von dem Tod, und man pflegt zu sagen: die Armuth ist ein Uebel, der Schmerz ist ein Uebel, die Nähe des Feindes ist ein Uebel, die Trennung von den Geliebten ist ein Uebel, die Krankheit ist ein Uebel, die Flucht ist ein Uebel, aber das Haupt aller Uebel ist der Tod. Niemand weiß aber besser, wie es in der Seele dessen aussieht, der von Betrübniß und Schmerz heimgesucht ist, als der, welcher Aehnliches selbst erfahren hat; ich weiß wohl, was deine Seele empfindet, durch das, was meine Seele empfindet, denn mich hat Aehnliches getroffen wie dich; deshalb ist es mir nimmermehr gut, mit dir in Verbindung zu stehen, denn du kannst dessen, was ich an deinem Sohn gethan habe und ich dessen, was dein Sohn an meinem Jungen gethan hat, nicht gedenken, ohne

daß das immer von Neuem wieder unſere Herzen empörte.

Der König erwiederte:

— An dem iſt nichts Gutes, welcher nicht im Stand iſt, ſeine Gedanken abzuwenden von dem, was ſeine Seele getroffen hat und daſſelbe zu vergeſſen und nicht mehr zu beachten, bis daß jeder Gedanke daran aus ſeiner Seele verſchwindet.

Fenz entgegnete:

— Siehe! wenn ein Mann am innern Theil des Fußes ein Geſchwür hat, ſo wird dieſes ohne Weiteres, wenn er zu gehen verſucht, aufbrechen; und der Mann, welcher ein Triefauge hat, wendet ſich, wenn ein Wind ihm entgegenkommt, um, weil dieſer ſein Auge noch triefender macht; und ſo ſetzt, wer ſich dem nähert, an dem er Rache ausgeübt, ſeine Seele dem Verderben aus. Und der Menſch auf der Welt vermag nichts Beſſeres zu thun, als ſich zu hüten vor allem, was ihm Untergang und Verderben bringen könnte, alle Dinge wohl zu berechnen, dabei ſich wenig zu verlaſſen auf eigene Einſicht und Kraft und nur wenig zu bauen auf ſolche,

denen man nicht trauen kann; denn wer sich auf seine eigene Kraft verläßt, der kann dadurch gerade auf den Weg gerathen, vor dem er sich gefürchtet hat, und der setzt seine Seele dem Untergang aus; ferner, wer im Essen und Trinken nicht das gehörige Maas beobachtet, und seine Seele beschwert mit solchem, was sie zu tragen nicht vermag, der tödtet seine Seele, und wer einen für seinen Schlund zu großen Bissen nimmt, dem bleibt er oft darin stecken, also daß er daran erstickt. Wer sich durch Worte seines Feindes täuschen und von ihm sich betrügen läßt und keine Vorsicht beobachtet, der ist sich selber mehr feind als sein Feind. Niemand zwar kann einen Blick thun in den göttlichen Rathschluß und wissen, was ihm zu Theil werden und was ihm versagt werden wird, aber doch liegt es dabei jedem ob, mit Vorsicht und fester Entschlossenheit zu handeln, seine Kräfte anzuwenden und Alles wohl zu berechnen. Der Kluge fürchtet sich vor Niemanden, was auch derselbige vermöge, und läßt sich nicht von der Furcht bewältigen, sondern er findet immer einen Ausweg. Ich kenne viele Auswege, und ich hoffe, einen solchen zu treffen, der mir Befrie-

digung gewährt. Es gibt aber fünf Eigenſchaften, welche dem, der damit verſehen iſt, in jeder Hinſicht Befriedigung verſchaffen, die ihm nahe ſind in jeder Ferne und die ihm nahe bringen das Entfernte, die ihm ſeinen Unterhalt und Freunde verſchaffen. Die erſte dieſer Eigenſchaften iſt: Niemanden etwas zu Leid zu thun; die zweite: eine gute Bildung; die dritte: Vermeidung der Zweifelhaftigkeit; die vierte: ein edelmüthiger Sinn, und die fünfte: Rüſtigkeit in der Arbeit. Wenn aber der Menſch für ſein eigenes Leben in Furcht iſt, ſo iſt ihm dieſes ſein Leben theurer als ſein Vermögen und ſeine Familie und ſeine Kinder und ſein Vaterland, und er will lieber das Alles dahinten laſſen, als daß er ſein Leben dahinten läßt. Ferner: der ſchlechteſte Beſitz iſt der, von dem man keinen Gebrauch macht; die ſchlechteſte Frau die, welche ihrem Gatten nicht zu Willen iſt; das ſchlechteſte Kind, das widerſpenſtig und ungehorſam iſt gegen ſeine Eltern; der ſchlechteſte Bruder der, welcher ſeinen Bruder verläßt in der Noth und Drangſal; der ſchlechteſte König der, welchen Verſchnittene in Furcht jagen und der nicht ſtets darauf bedacht iſt, ſeinen Unter-

hanen Schutz zu gewähren; die ſchlechteſte Stadt ſt die, welche keinen Ertrag und keine Sicher- eit bietet. Ich bin aber nicht in Sicherheit ei dir, o König, und nicht in Sorgloſigkeit n deiner Nähe.

Darauf nahm der Vogel Fenz Abſchied von em König und flog davon.

Dieß iſt aber ein Gleichniß von Uebelwol- enden, wo ſich der eine nicht auf den andern verlaſſen darf.

Neuntes Buch.

Der Löwe und der fromme Schakal.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe dieses Gleichniß vernommen; mache mir nun aber auch ein Gleichniß von einem König, welcher den wieder in Gnaden aufnimmt, den Strafe getroffen, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, oder Unrecht ohne Verschuldung!

Der Philosoph erwiederte:

— Wenn ein König den nicht wieder in Gnaden aufnimmt, den von seiner Seite Unrecht getroffen, ohne daß derselbige ein Verbrechen sich hat zu Schulden kommen lassen, so schadet das seiner Sache. Vielmehr geziemt es sich einem König, daß er die Sache eines solchen mit Un-

recht Heimgeſuchten unterſuche und daß er nachforſche, was für Nutzen von ihm zu erwarten. Gehört ein ſolcher zu denen, auf deren Einſicht und Rechtlichkeit man ſich verlaſſen kann, ſo muß es dem König angelegen ſeyn, denſelben wieder in Gunſten aufzunehmen; denn ein Reich kann keinen Beſtand haben als durch einſichtsvolle Männer, und das ſollen die Weſire und Räthe ſeyn; man kann aber keinen Nutzen erwarten von den Weſiren und Räthen, als wenn ſie in Liebe und Treue ihrem Fürſten ergeben ſind, die rechte Liebe und Treue findet ſich aber nur bei den Einſichtsvollen und Rechtlichen. Der Arbeiten eines Regenten ſind viel, viel ſind aber auch der Arbeiter und Helfer, deren er bedarf, aber nur wenige Regenten gibt es, welche Männer von Treue und Rechtlichkeit um ſich zu ſammeln verſtehen. Ein hieher gehöriges Gleichniß iſt das von dem Löwen und dem Schakal.

— Wie iſt das? fragte der König.

Da begann der Philoſoph alſo:

Ein Schakal, erzählt man, wohnete in einer Höhle und er verehrete Gott und enthielt ſich alles Verbotenen, gegen die Gewohnheit der

übrigen Schakale und der Wölfe und Füchse; er that nicht, was diese thaten, er gieng nicht aus auf Raub wie sie, er vergoß kein Blut und aß kein Fleisch. Jene Thiere zankten daher mit ihm, indem sie zu ihm sagten:

— Wir können keinen Gefallen finden an deiner Lebensweise noch an deiner Ansicht über die Verehrung Gottes, da überdies dir diese deine Gottesverehrung zu nichts hilft. Du mußt seyn wie unser eins, es mit uns halten und thun, was wir thun. Was ist's denn, das dich abhält vom Blutvergießen und vom Fleischessen?

Der Schakal entgegnete:

— Der Umgang mit euch beladet mich noch mit keiner Schuld, wenn ich nicht selbst meine Seele mit Schuld belade, denn das sich mit Schuld beladen kommt nicht von Seiten der Orte oder der Genossen, sondern von Seiten des eigenen Herzens und der eigenen Handlungen; denn wenn die Handlung eines Menschen, der sich an einem rechtlichen Orte befindet, nur eine rechtliche wäre und die Handlung eines Menschen, der sich an einem schlechten Orte befindet, nur eine schlechte wäre, so würde, wer

einen Frommen in ſeinem Betſaal tödtete, kein Verbrechen begehen, dagegen würde ſich der eines Verbrechens ſchuldig machen, welcher denſelben auf dem Schlachtfelde am Leben ließe. Ich bin in eurer Genoſſenſchaft nur mit meinem äuſſern Leben, bin aber nicht euer Genoſſe mit meiner Seele und mit meinen Werken, denn ich kenne die Frucht der Werke.

So verharrete der Schakal bei ſeinem gewohnten Thun und Treiben, und zeichnete ſich aus durch ſeine Rechtſchaffenheit und Gottesverehrung, bis daß die Kunde hievon zu einem Löwen gelangte, welcher dieſe Gegend als König beherrſchte. Sogleich bekam dieſer ein Verlangen nach dem Schakal wegen der an demſelben geprieſenen Unbeſcholtenheit, Enthaltſamkeit, Sittenreinheit und Rechtlichkeit. Er ließ denſelben daher zu ſich rufen und redete mit ihm auf eine vertraute Weiſe. Nach einigen Tagen rief er ihn wieder zu ſich, um Freundſchaft mit ihm zu ſchlieſſen, indem er zu ihm ſagte:

— Du weißt, daß meiner Arbeiter zwar viel ſind und die Anzahl meiner Helfer groß, allein bei dem habe ich immer noch Helfer nöthig, und da ich deine Unbeſcholtenheit habe preiſen hören,

ſo habe ich groſſe Zuneigung zu dir bekommen, deshalb will ich dir einen gewichtigen Theil meiner Arbeit anvertrauen und dich erheben zu einer ehrenvollen Stelle und dich zu einem meiner Miniſter machen.

Der Schakal entgegnete:

— Es ſteht den Königen an, daß ſie ſich die Helfer wählen für die Geſchäfte und Befehle, die ſie ausgeführt wiſſen wollen, aber es ſteht ihnen nicht an, daß ſie irgend einen wider ſeinen Willen zu ſolchem erwählen, denn wer genöthigt iſt zu einem Geſchäft, welches ihm zuwider, der kann keinen Eifer in der Ausübung deſſelben haben. Was mich betrifft, ſo iſt mir der Fürſtendienſt zuwider, auch habe ich darin keine Erfahrung und ich kann mich mit Fürſten nicht vertragen. Du aber biſt der König der Thiere und unter dir ſtehen alle Arten von Thieren in groſſer Anzahl; unter ihnen ſind ſolche, die ſich durch ihre Geſchicklichkeit und Stärke auszeichnen, die nach einem Geſchäft verlangen und die ſich mit demſelben wie mit dem Herrſcher wohl vertragen würden; wenn du dieſe in deine Dienſte nimmſt, ſo werden ſie

dich befriedigen, und ſie ſelber werden ſich über den ihnen anvertrauten Dienſt freuen.

Der Löwe erwiederte:

— Steh ab von ſolchem da, denn ich laſſe dich nicht aus meinem Dienſt!

Der Schakal entgegnete:

— Zu dem Hofdienſt ſind nur zweierlei Leute paſſend, unter die ich keineswegs gehöre, nemlich ein Gottloſer ein Schmeichellecker, denn ein ſolcher wird ſeine Wünſche erreichen durch ſeine Gottloſigkeit und ſich zu retten wiſſen durch ſeine Schmeichelei, und ein Stumpfſinniger, denn einen ſolchen wird Niemand beneiden. Wer dagegen einem Herrſcher in Aufrichtigkeit und Treue zu dienen ſich beſtrebt, damit aber Schmeichelei nicht zu verbinden weiß, der wird nur ſelten unangefochten bleiben, denn gegen einen ſolchen verbinden ſich Feind und Freund des Königs zur Feindſchaft und zum Neid: der Freund, denn dieſer möchte das Amt haben, das derſelbige bekleidet, und feindet ihn deshalb an, und der Feind des Königs, denn dieſer haßt ihn, weil er dem König gut gemeinte Rathſchläge gibt und demſelben zu Nutzen iſt; wenn

dieſe beiden Arten ſich gegen ihn vereinen, dann iſt er ſeinem Untergang Preis gegeben.

Der Löwe erwiederte:

— Gewiß ſollen meine Freunde dir nicht Unrecht thun und dich nicht mit Neid verfolgen, wie deine Seele befürchtet, denn du biſt bei mir und ich ſtehe dir dafür gut, und ich will dich wegen deiner Sinnesart zu hohen Ehren bringen.

Der Schakal entgegnete:

— Wenn der König mir Gutes erweiſen will, ſo laſſe er mich in dieſer Einöde, um daſelbſt in Sicherheit und ohne viel Sorgen zu leben und meines Lebens mich zu freuen bei Waſſer und Kraut, denn ich weiß wohl, daß den Genoſſen eines Fürſten in einer einzigen Stunde mehr Schaden und Furcht trifft, als einen Andern während ſeines ganzen Lebens; ein kurzes Leben aber in Ruhe und Sicherheit iſt beſſer als ein langes in Furcht und Ungemach.

— Ich habe, verſetzte der Löwe, dieſe deine Rede vernommen, allein du haſt nichts zu fürchten von dem, wovon ich dich in Furcht geſetzt

ſehe, und ich muß durchaus deine Hülfe für meine Angelegenheit anſprechen.

Der Schakal entgegnete:

— Wenn die Sache ſo ſteht, ſo mache ſich mir der König dazu verbindlich, daß er, wenn einer ſeiner Diener mir Feind wird, ſey es nun einer, der über mir ſteht und vor mir für ſeine Stelle in Furcht iſt, oder einer, der unter mir ſteht und gern meine Stelle erhalten möchte, und ein ſolcher dann dem König Dinge von mir hinterbringt oder hinterbringen läßt, womit er denſelben gegen mich aufzubringen beabſichtigt, daß er alsdann nicht voreilig handeln wolle in meiner Angelegenheit, daß er über das, was gegen mich vor ihm erhoben und ihm hinterbracht wird, ſichere Kunde abwarten und genaue Unterſuchung anſtellen wolle und erſt alsdann thun, was ihm gut ſcheint. Nur wenn ich von ihm ſolche Verſicherung erhalte, werde ich ihm die Hülfe leiſten, welche er wünſcht und dem Amte, dem er mich vorſetzt, mit Treue und Eifer vorſtehen und mich befleißigen, ihm keine Veranlaſſung zu geben, daß er gegen mich aufgebracht werde.

— Zu solchem, erwiederte der Löwe, verpflichte ich mich und zu noch mehr.

Darauf setzte er ihn über seine Schätze, schenkte ihm das höchste Vertrauen, mehr als seinen andern Dienern, und hielt ihn in den höchsten Ehren.

Als aber die übrigen Diener des Löwen solches bemerkten, entrüsteten sie sich darüber und fanden Misfallen daran, und sie sannen daher mit einander eine List aus. Der Löwe hatte sich aber ein Stück Fleisch verschafft, das ihm besonders gut däuchte, und weil es noch frisch war, so hieß er es an einem sichern und wohl verwahrten Ort in seiner Speisekammer aufbewahren, damit er es ein andermal verzehrete. Da nahmen die auf den Schakal eifersüchtigen Diener das Fleisch von jenem Ort und trugen es in die Wohnung des Schakals auf eine heimliche Weise, so daß dieser es nicht bemerkte. Dann dachten sie, wenn die Gelegenheit dazu sich zeige, ihn einer Lüge zu bezüchtigen. Des andern Morgens verlangte der Löwe sein Frühstück und zwar gerade jenes Stück Fleisch, allein er konnte es, trotz seines dringenden Verlangens,

nicht bekommen. Der Schakal wußte aber nichts von dem trügeriſchen Streich, den man ihm geſpielt. Als dann alle die, welche denſelben ausgeführt hatten, zuſammen kamen, fragte der König nochmals nach jenem Fleiſch mit aller Nachdringlichkeit. Da ſah einer den andern an, bis endlich einer mit der Miene eines aufrichtigen Berichterſtatters das Wort ergriff und ſagte:

— Wir können nicht anders, wir müßen dem König Kunde geben von dem was ihm ſchädlich und nützlich iſt, wenn auch ſolches für den Betheiligten Unannehmlichkeit bringt. Es iſt mir nemlich die Nachricht zugekommen, daß der Schakal das Fleiſch in ſeine Wohnung getragen habe.

Ein Anderer ſagte:

— Ich habe es ihn zwar nicht forttragen ſehen, allein man ſehe und forſche nach; denn die Kenntniß der Charaktere iſt eine ſchwierige Sache.

Wieder ein Anderer ſagte:

— Es kann nicht fehlen, daß das Geheime an den Tag kommt und ich halte eure Vermuthung, daß man das Fleiſch in der Wohnung des Schakals finden werde, für richtig; denn

Alles zeugt für seine Schuld und Treulosigkeit, und uns gebührt es, daß wir ihn in seinem wahren Lichte darstellen.

Noch ein Anderer sagte:

— Wenn wir das wirklich so finden, so ist es nicht nur Treulosigkeit, deren der Schakal sich schuldig gemacht, sondern bei der Treulosigkeit auch Undank und Frechheit gegen den König.

Weiter sagte ein Anderer:

— Ihr seyd rechtliche und einsichtsvolle Leute, ich kann euch keiner Unwahrheit beschuldigen; es würde sich indeß Alles zeigen, wenn der König Jemanden in die Wohnung des Schakals schickte, um dieselbe zu durchsuchen.

Am Ende sagte noch ein Anderer:

— Wenn der König seine Wohnung durchsuchen lassen will, so eile er damit, denn des Schakals Spionen und Kundschafter sind an allen Orten aufgestellt.

Solche und ähnliche Reden führten die auf den Schakal eifersüchtigen Diener des Löwen, bis daß ihre Worte auf den Löwen Eindruck machten. Er ließ daher den Schakal vor sich kommen und redete ihn also an:

— Wo iſt das Fleiſch, deſſen Aufbewahrung ich dir aufgetragen habe?

— Ich habe, antwortete dieſer, es an den Speiſemeiſter übergeben, damit er es dem König zukommen lieſe.

Der König ließ nun auch den Speiſemeiſter zu ſich rufen. Dieſer hatte aber gemeinſchaftliche Sache mit denen, welche gegen den Schakal waren, und ſagte daher:

— Er hat mir nichts übergeben.

Der Löwe ſchickte nun einen zuverläßigen Diener nach der Wohnung des Schakals, um dieſelbe zu durchſuchen. Dieſer fand wirklich darin das Fleiſch und brachte es vor den Löwen. Hierauf näherte ſich dem Löwen ein Wolf, der noch kein Wort in dieſer Sache geſprochen hatte, und der ſich den Anſchein gab, als gehöre er zu jenen rechtlichen Leuten, welche kein Wort verlieren über eine Sache, die ſie nicht kennen, bis daß ſie ſich überzeugt haben, wie es ſich mit derſelben wirklich verhält, und ſprach:

— Nachdem nun der König zur Einſicht der Treuloſigkeit des Schakals gekommen, ſo möge er ihm auch nicht Verzeihung angedeihen laſſen;

denn wenn er demſelben verzeihen würde, ſo dürfte er nachher von keiner Treuloſigkeit und von keinem Verbrechen mehr Einſicht erlangen.

Da gab der Löwe Befehl, daß man den Schakal hinausbringen und ihn wohl bewachen ſolle. Darauf nahm einer der Höflinge das Wort und ſprach:

— Ich wundere mich ſehr, wie der König bei ſeiner Einſicht und Erkenntniß der Dinge die Sache dieſes Verbrechers überſehen kann, und daß er ſeine Falſchheit und Treuloſigkeit nicht einſieht, und ich wundere mich darüber, daß er demſelben, nach dem, was von ihm an den Tag gekommen, verzeihen kann.

Hierauf ſchickte der König einen ſeiner Höflinge zu dem Schakal mit dem Auftrag an denſelben, daß er eine Entſchuldigung einreichen ſolle. Allein dieſer Abgeſandte kam mit einem verfälſchten Brief zurück, über welchen der Löwe alſo erzürnete, daß er den Todesbefehl über den Schakal ausſprach.

Die Mutter des Löwen aber kannte das übereilte Benehmen ihres Sohns und ſie ließ deshalb denen, welche mit der Hinrichtung des Schakals beauftragt waren, ſagen, daß ſie die-

ſelbige noch verſchieben möchten, während dem ſie ſelbſt zu ihrem Sohn gieng, zu welchem ſie alſo ſprach:

— Mein Sohn! was für einer Schuld wegen haſt du die Hinrichtung des Schakals befohlen?

Der Löwe erzählte hierauf ſeiner Mutter das Vorgefallene.

Dieſe aber fuhr alſo fort:

— Mein Sohn! du haſt voreilig gehandelt. Der Verſtändige wird ſich aber vor der Reue bewahren dadurch, daß er von der Uebereilung ſich losſagt und Zögerung eintreten läßt; wer ſich aber Uebereilung zu Schulden kommen läßt, der wird immerhin die Frucht der Reue und der Geiſtesſchwäche pflücken, und Niemand bedarf mehr der Geiſtesſtärke und der Standhaftigkeit als die Könige. Siehe! das Weib beſteht durch ihren Gatten, das Kind durch ſeine Eltern, der Schüler durch den Lehrer, das Heer durch den Anführer, der Fromme durch die Religion, die Unterthanen durch die Könige, die Könige durch Gottesfurcht, die Gottesfurcht durch Klugheit, die Klugheit durch Standhaftigkeit und Zögerung, und das Haupt von Allem iſt vorſichtiges

Handeln, das Haupt des vorsichtigen Handelns aber ist für einen König Kenntniß seiner Diener, und daß er denselben ihre gebührende Stelle anweise, und daß er die einen in Verdacht habe gegen die andern; denn wenn einer derselben einen Weg zum Verderben des andern findet, so thut er's. Bereits hast du aber den Schakal erprobt und Beweise seiner Einsicht, Zuverlässigkeit und seines männlichen Sinnes gesehen, du hast ihn immer gelobt und warst stets mit ihm zufrieden; deshalb geziemt es dem König nicht, daß er ihn nun strafen will, nachdem er ihm seine Gunst erwiesen und ihm Sicherheit zugesagt. Auch ist von ihm seit seiner Ankunft bis auf diese Stunde keine treulose Handlung bekannt geworden, vielmehr hat er stets seine reine und aufrichtige Gesinnung an den Tag gelegt, deshalb fasse der König keinen voreiligen Beschluß über ihn wegen eines Stückes Fleisch. Es gebühret dir, o König, daß du die Sache des Schakals genauer untersuchest, wo du dann gewiß dich überzeugen wirst, daß er das Fleisch, welches du ihm zur Aufbewahrung übergeben, nicht angegriffen hat; vielleicht ergibt sich dem Könige, wenn er der Sache genau nachforscht, daß die Gegner des

Schakals dieſelbige angeſtiftet haben, daß dieſe es geweſen ſind, welche das Fleiſch in ſeine Wohnung geſchafft und es dort hingelegt haben. Denn wenn die Milve in ihrer Klaue ein Stück Fleiſch hat, ſo verſammeln ſich um dieſelbe alle möglichen Vögel, und wenn der Hund einen Knochen hat, ſo drängen ſich an ihn alle Hunde heran. Der Schakal iſt dir bis auf dieſen Tag von Nutzen geweſen, er ſelbſt war aber jedem Schaden für ſich ausgeſetzt von wegen des Nutzens, den du von ihm haſt, und jeder Beſchwerde, welche dir zugut kam, und er hat dir nie etwas geheim gehalten.

Während dem, daß die Mutter des Löwen vor ihrem Sohn dieſe Rede führte, trat einer der Vertrauten des Löwen herein und brachte ihm Kunde von der Schuldloſigkeit des Schakals.

Da ſprach die Mutter des Löwen:

— Nachdem nun der König der Schuldloſigkeit des Schakals gewiß geworden, ſo ſoll er die nicht ſchonen, die denſelben fälſchlicher Weiſe angeklagt haben, damit ſie ſich nicht zu noch größern Unthaten erkühnen, ſondern ſoll ſie des-

halb ſtrafen, damit ſie nicht Aehnliches wieder begehen. Es iſt nicht die Sache des Klugen, daß er in Gnaden wieder aufnehme den, der ſich erwieſen hat als einen Undankbaren, Treuloſen, Frevler, als einen ſolchen, der keine feſte Ueberzeugung hat von einem zukünftigen Leben und daß ihm nach ſeinen Werken vergolten werde. Du weißt nun, was ein ſchneller Zorn iſt und eine Täuſchung aus Uebereilung und wohin dieſe führen können; wer ſich aber über eine Kleinigkeit ſchon erzürnt, der wird über Vieles erzürnen müßen. Das Erſte aber, was dir obliegt, iſt: daß du den Schakal wieder in Gnaden aufnehmeſt und ihm deine Gunſt ſchenkeſt; er wird dir trotz des Böſen, das du unüberlegter Weiſe über ihn haſt ergehen laſſen, ſeine treue Ergebung nicht verweigern. Es gibt Leute, die man unter keinem Umſtand von ſich gehen laſſen darf, nemlich alle die, welche Beweiſe abgelegt haben von Friedfertigkeit, von Ehrgefühl, von Erfüllung des gegebenen Worts, von Dankbarkeit, von Treue, von Menſchenliebe, von Neidloſigkeit, von Rechtlichkeit, von Schonung gegen ihre Brüder und Freunde, wenn gleich ſie von dieſen viel zu ertragen haben. Dagegen muß

man von ſich weiſen, von wem bekannt iſt: Schlechtigkeit, Wortbrüchigkeit, Treuloſigkeit, Unbarmherzigkeit, Furchtſamkeit und Abläugnung der Belohnung und Beſtrafung, die im zukünftigen Leben Statt haben wird. Du haſt nun den Schakal erkannt und erprobt und es liegt dir nun ob, dich mit ihm zu verſöhnen.

Darauf rief der Löwe den Schakal zu ſich und entſchuldigte ſich vor ihm wegen deſſen, was ihn von ſeiner Seite getroffen, und verſprach ihm alles Gute, indem er ſagte:

— Ich bitte dich um Entſchuldigung und ich übergebe dir wieder deine vorige Stelle.

Der Schakal aber entgegnete:

— Der ſchlechteſte Freund iſt der, welcher ſeinen Nutzen ſucht durch den Schaden ſeines Bruders und welcher dieſen nicht ebenſo berückſichtigt wie ſich ſelbſt, oder welcher denſelben zufrieden zu ſtellen ſucht durch etwas, was nicht recht iſt und dadurch, daß er deſſen Leidenſchaft nachkommt. Häufig fällt ſolches zwiſchen Freunden vor. Nach dem Vorgefallenen aber nehme es mir der König nicht übel, wenn ich ausſpreche, daß ich keine Zuverſicht auf ihn ſetze, daß

es mir nicht gezieme, mit ihm in Verbindung zu treten und daß es den Königen nicht gezieme, mit solchen wieder in Verbindung zu treten, über die sie harte Strafen verhängt haben, so wie es ihnen auch nicht geziemt, daß sie einen solchen gänzlich zurückweisen; denn wenn ein Diener des Fürsten seines Dienstes am Hofe entsetzt wird, so gebührt ihm wenigstens eine ehrenvolle Stelle in der Entfernung vom Hofe.

Allein der König hörte nicht auf diese Worte des Schakals, sondern entgegnete darauf:

— Deine Eigenschaften und dein Charakter haben sich mir erprobt, und ich habe kennen gelernt deine Zuversichtlichkeit, Treue und Aufrichtigkeit, so wie ich nun auch kenne die Lügenhaftigkeit derer, die dich verläumdet haben; deshalb weise ich dir von ganzer Seele den Platz der Trefflichen, der Edeln an. Ein edeldenkender Mann aber weiß ob eines einzigen Erweises von Güte viele Erweise von Uebelwollen zu vergessen. Wir schenken dir wieder unser Vertrauen, so schenke auch du uns wieder das deinige, und so wird unser und dein Theil Fröhlichkeit und Freude seyn!

Hierauf trat der Schakal ſein voriges Amt wieder an. Der König aber hielt ihn doppelt in Ehren und es vergieng kein Tag, den der Schakal nicht in der Nähe des Königs hätte hinbringen dürfen.

Zehntes Buch.

Iladh, Baladh und Iracht.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß; sage mir nun aber auch, wodurch am besten ein König sich geehrt machen, seine Herrschaft schützen und seine Regierung befestigen kann, durch Milde oder Gewalt, durch Strenge oder durch Güte?

Bidpai erwiederte:

— Das Beste, womit ein König seine Regierung schützt, ist die Milde, und durch sie wird er seine Herrschaft befestigen, die Milde ist das Erste und Oberste und das Beste, was Könige haben können. Ein Beispiel gibt, was man erzählt von einem König, Namens Biladh, der einen Wesir hatte, Namens Iladh, welcher ein frommer und rechtschaffener Mann war.

Dieſer König ſah in einer Nacht im Traume acht Geſichte, die ihn ängſtigten, ſo daß er vor Schrecken erwachte. Sogleich rief er die Brahmanen, welche ſind die Diener der Gottheit, zu ſich, damit ſie ihm dieſe ſeine Träume erklärten. Nachdem ihnen der König erzählt, was er geſehen, ſagten ſie insgeſammt:

— Wahrhaftig! der König hat Wunderbares geſehen! und wenn er uns ſieben Tage Friſt vergönnt, ſo wollen wir ihm die Erklärung davon bringen.

— Ich gebe euch, entgegnete der König, dieſe Friſt.

Da giengen ſie von ihm fort und verſammelten ſich darauf in der Wohnung eines von ihnen, um ſich mit einander zu berathſchlagen. Es ſprachen aber die einen zu den andern:

— Da habt ihr eine treffliche Gelegenheit gefunden, um euch Genugthuung zu verſchaffen und an euren Feinden Rache zu nehmen; ihr wiſſet ja, daß der König am geſtrigen Tage zwölftauſend von den unſrigen hat umbringen laſſen; und nun hat er uns in ſein Geheimniß eingeweiht und von uns die Erklärung ſeiner Geſichte verlangt. Wohlan denn! Wir wollen ihm Hartes verkün-

digen und ihn alſo in Furcht ſetzen, bis ihn Angſt und Schrecken dahin bringt, daß er thut was wir wollen und gebieten. Wir wollen ihm ſagen:

— Liefere uns aus deine Geliebten und wer bei dir in Ehren ſteht, damit wir dieſelben tödten; denn ſiehe, wir haben in unſer Buch geſchaut und geſehen, daß das Unheil, welches du in deinem Traume geſehen, von dir durch nichts abgewandt werden kann, als wenn du tödten läſſeſt wen wir dir nennen. Und wenn dann der König fragt: Wen wollet ihr denn getödtet wiſſen? nennet mir die Namen! ſo ſagen wir:

— Wir wollen getödtet wiſſen die Königin Iracht, die Mutter des Dſchewir, die Geprieſene, welche bei dir in den höchſten Ehren ſteht. Wir wollen getödtet wiſſen den Dſchewir, deinen liebſten Sohn, den du am meiſten auszeichneſt. Wir wollen getödtet wiſſen den Sohn deines Bruders, den Ehrenvollen, und den Jlach, deinen theuren Freund und Weſir. Wir wollen ausgeliefert haben den Kal, deinen Geheimſchreiber, und dein Schwerdt, deren gleichen nicht gefunden wird, und den weißen Elephanten, den kein Pferd und Renner einholt und den du in der Schlacht reiteſt; ferner die zwei

andern mächtigen Elephanten, die bei jenem männlichen Elephanten ſind, und wir verlangen das ſchnelle und kräftige Kameel; auch mußt du uns ausliefern den Kabarijun, den Weiſen, den Ausgezeichneten, der Alles kennet, damit wir Rache an ihm nehmen für das, was er an uns gethan hat. Darauf wollen wir ſagen:

— Solches geziemt dir, o König, daß du die tödten läſſeſt, welche wir dir nennen; alsdann mußt du ihr Blut in eine Ciſterne ſchütten laſſen, bis dieſelbe voll iſt, und dich ſodann in dieſelbige ſetzen; ſteigſt du aus derſelben heraus, ſo verſammeln wir uns, wir Brahmanen aus den vier Weltgegenden, machen einen Kreis um dich, ſprechen unſere Zauberformeln, räuchern dich ein, reinigen dich von dem Blut und waſchen dich mit Waſſer und gutem Oel. Nach dieſem wirſt du deinen vorigen glanzvollen Platz wieder einnehmen, und nur hiedurch wird Gott das Unheil von dir abwenden, welches wir für dich fürchten; nur wenn du dem, was wir verlangen, mit Geduld dich unterwirfſt und du deinen Lieben entſagſt, welche wir dir nennen, und ſie an deiner Statt aufopferſt, wirſt du von dem Unheil verſchont bleiben und deine

Herrschaft und Regierung wird fest stehen, und du kannst dann für die Hingerichteten wählen, wen du gerne hast. Handelst du aber nicht nach unserem Verlangen, so fürchten wir für dich, daß dir die Herrschaft entrissen werde oder du um's Leben kommest. — Willfahrt er uns in dem was wir von ihm verlangen, so tödten wir ihn alsdann auf eine uns beliebige Weise.

Nachdem diese Brahmanen sich alle einverstanden hatten, kehrten sie am siebenten Tage zu dem König zurück und sagten zu ihm:

— Wir haben, o König, nachgesehen in unsern Büchern von wegen der Erklärung dessen, was du im Traume gesehen, und reiflich unsern Beschluß erwogen. Dir aber, du vollkommener und fleckenloser König, sey Ehre! Wir können indeß dich nicht wissen lassen, was wir geschauet haben, als wenn du mit uns allein bist.

Da hieß der König abtreten wer bei ihm war. Wie er nun mit ihnen allein war, thaten sie ihm die Ergebnisse ihrer Berathschlagung Kund.

Allein der König entgegnete ihnen:

— Lieber ist mir der Tod als das Leben, wenn ich umbringen soll die, welche meiner Seele theuer sind, bin ich ja doch sterblich und

iſt ja das Leben kurz und werde ich doch nicht auf ewige Zeit König ſeyn! Sterben und mich von meinen Lieben trennen gilt mir eins!

Die Brahmanen erwiederten ihm hierauf:

— So du nicht erzürnſt, erlauben wir uns dir zu ſagen, daß du Unrecht habeſt, wenn du Andere höher ſchäzeſt als dich ſelbſt; darum wahre dein Leben und dein Reich, thue das, worauf die große Hoffnung von Beſtand und Sicherheit gegründet iſt, regiere in Ruhe und Frieden, in der Umgebung der Großen deines Reiches, die der Ruhm und die Ehre deines Hofes ſind, ergreife nicht ſtatt einer Sache von großer Bedeutung eine Sache von geringer Bedeutung, und verdirb dich nicht ſelbſt zu Nutzen derer, welche du liebſt. Wiſſe, daß der Menſch das Leben liebt aus Liebe zu ſich ſelbſt, und daß nach Gott, dem Erhabenen, du die Stütze biſt in deinem Reich, daß du dieſes dein Reich nur erlangt haſt durch Anſtrengung und viele, Monate und Jahre koſtende Mühe, drum ziemt es dir nicht, daß du demſelben entſageſt, oder daß es dir gleichgültig ſey; deshalb höre auf unſere Worte, ſieh auf dich ſelbſt und laß das Andere, und du biſt außer Gefahr!

Als der König solche harte und kühne Worte der Brahmanen vernommen, wurde sein Kummer und seine Traurigkeit groß; er entfernte sich daher aus ihrer Mitte und gieng in sein Gemach, wo er auf sein Antlitz fiel, weinete und sich herumwand wie ein Fisch, wenn er aus dem Wasser heraus ist. Er sprach bei sich selbst:

— Ich weiß nicht, was von Beidem mir schwerer fällt, mein Verderben oder das Tödten meiner Lieben? So lange ich lebe, würde ich keine Freude mehr finden, die Regierung wird mir nicht auf immer bleiben, ich will nicht dem Verderben anheimgeben die mir Theuersten in meinem Reich, ich entsage gern dem Leben, wenn ich die Jracht nicht mehr sehen soll, und wie sollte ich im Stande seyn, meine Regierung zu behaupten, wenn mein Wesir Jlach todt ist, wie ausführen, was mir obliegt, wenn ich meines weißen Elephanten und meines trefflichen Pferdes beraubt bin, wie noch König genannt werden können, wenn ich die umbringen ließe, deren Mord die Brahmanen mir anrathen, und was sollte ich thun in der Welt nach ihrem Tod?

Die Kunde von des Königs Trauer und Betrübniß verbreitete sich aber in dem Lande, und

als ſein Weſir Jladh dieſelbe vernommen, dachte er in ſeiner Weisheit nach, was zu thun ſey. Er ſagte aber bei ſich:

— Es geziemt ſich nicht für mich, daß ich mich dem König nahe und ihn frage, was ihm zugeſtoßen, wenn er mich nicht zu ſich kommen läßt.

Darauf wandte er ſich an die Jracht und ſprach zu ihr:

— Seit ich in des Königes Dienſten bin bis auf dieſen Tag, hat er nichts ausgeführt, als bis er meinen Rath und meine Meinung vernommen; nun aber verſchließt er mir eine Angelegenheit, welche ich nicht ahnden kann und welche er ſehr geheim hält. Ich weiß übrigens, daß er ſeit mehreren Nächten allein mit einer Anzahl von Brahmanen zuſammen war, und er hat ſich in denſelben unſerem Auge entzogen. Ich fürchte aber, daß er dieſen Brahmanen irgend ein Geheimniß mitgetheilt und befürchte, daß dieſelben ihm etwas angerathen haben möchten, was ihm zum Schaden gereichen und wodurch Unheil ihn treffen ſollte. Darum erhebe du dich, gehe zu dem König und frage ihn nach ſeinen Sachen und ſeiner Angelegenheit, und laß mich dann

wissen, was du erfahren; denn ich selber kam nicht zu ihm gehen, und es ist möglich, daß die Brahmanen ihm irgend etwas eingeredet, und daß sie ihn zu einer schändlichen That aufgefordert haben, und ich weiß, daß es eine Eigenthümlichkeit des Königs ist, wenn er erzürnt ist, Niemanden zu Rath zu ziehen, handle es sich um eine geringfügige oder vielbedeutende Sache.

Die Fraeht entgegnete:

— Es sind neuerdings Mißverständnisse eingetreten zwischen mir und dem König, so daß ich unter den nun obwaltenden Umständen nicht zu ihm gehen kann.

Der Wesir Fadh erwiederte ihr:

— In einer Lage, wie die jetzige, laß den König nicht dein Uebelwollen fühlen und laß jetzt deinem Herzen nicht solches einfallen, da ja außer dir Niemand zu ihm gehen kann, und schon oft habe ich ihn sagen hören: Wenn meine Betrübniß noch so groß war, und die Fraeht zu mir kam, so schwand meine Betrübniß. Also mache dich auf zu ihm, verzeihe ihm die Beleidigung, die er dir zugefügt, rede mit ihm was du weißt; dadurch wird seine Seele sich aufheitern und die Sorgen, die ihn eingenommen,

werden von ihm weichen, und dann laß mich wiſſen, was er dir geantwortet, und wir und ſein Volk werden beruhigt werden.

Hierauf machte ſich die Jracht auf den Weg und gieng zu dem König. Wie ſie dann an ſeinem Haupte ſaß, ſprach ſie:

— Was iſt dir denn zugeſtoßen, geprieſener König, und was haſt du von den Brahmanen gehört? denn ich ſehe dich in Betrübniß; laß mich doch wiſſen was dir iſt, denn es geziemt uns, daß wir deine Trauer theilen und daß wir dich tröſten!

Der König erwiederte:

— O Weib! frage mich nicht nach meiner Angelegenheit, denn du vermehrſt dadurch nur meinen Kummer und Schmerz, und meine Angelegenheit iſt eine ſolche, nach welcher zu fragen dir nicht anſteht.

Sie entgegnete:

— Ich ſtünde bei dir nicht ſo hoch, daß mir ſolches zu fragen geziemete? Nur den Menſchen preiſe ich als klugen, welcher, wenn ein Mißgeſchick ihn trifft, den Muth und die Standhaftigkeit nicht verliert und auf den Rath hört von aufrichtigen Freunden, daß durch ihre Liſt und

Klugheit, durch ihre Bemühung und ihren Rath das Unheil von ihm abgewandt werde, und selbst, wer großes Vergehen sich hat zu Schulden kommen lassen, verzweifelt nicht an der Gnade. So laß dich denn nicht überwältigen von der Sorge und der Betrübniß, denn sie helfen zu nichts, sondern magern nur den Körper ab und kommen dem Feinde zu gut.

Der König erwiederte ihr:

— Frage nicht weiter! denn solches Fragen fällt mir lästig, und das, wornach du mich fragst, ist nichts Gutes, es handelt sich um meinen Untergang und deinen Untergang und den Untergang vieler Leute meines Reichs und dessen, was meiner Seele lieb und theuer ist. Die Brahmanen sind nemlich der Meinung, daß ohne Weiteres du und viele von denen, welche ich liebe, getödtet werden müßen; nach eurem Tod finde ich aber das Leben nicht mehr wünschenswerth; und kann einer solches hören, ohne daß ihn Betrübniß überfalle?

Nachdem Iracht solches vernommen, überfiel sie Furcht, allein ihre Klugheit verbot ihr, dieselbe den König merken zu lassen und sie entgegnete demselben:

— Sey ohne Furcht, o König! denn wir sind bereit, für dich unser Leben zu lassen, und es gibt andere Mädchen meines gleichen, an welchen du Kühlung finden kannst für dein Auge, allein eine Bitte, wozu mich meine Liebe zu dir und meine Verehrung deiner treibt, habe ich an dich, nemlich dir einen aufrichtigen Rath geben zu dürfen.

— Was ist das für einer? fragte der König.

— Ich verlange von dir, entgegnete sie, daß du den Brahmanen sofort kein Vertrauen mehr schenken sollest, daß du dich nicht übereilen, und daß du den Rath deiner Vertrauten in dieser deiner Angelegenheit hören mögest, denn einen Todesbefehl geben ist keine geringe Sache, und du bist nicht im Stand, den wieder lebendig zu machen, dem du das Leben genommen hast. Und in der Ueberlieferung heißt es: Wenn du einen Edelstein findest, der dir von keinem Werthe scheint, so wirf ihn nicht weg, bis daß du ihn Jemanden habest sehen lassen, welcher ihn kennt. Du aber, o König, kennst deine Feinde nicht. Indeß wisse, daß die Brahmanen dich nicht lieben, da du von ihnen gestern zwölftausend hast umbringen lassen, und bilde dir nicht

ein, daß sie zu deinen Freunden gehören; und, bei meinem Leben! du hast nicht Recht gethan, daß du ihnen deine Gesichte erzählt und daß du ihnen dieselben geoffenbart hast. Was sie dir sagten, das sagten sie blos, vom Haß bewogen, welchen sie gegen dich haben, der Hoffnung, durch diese Worte dein und deiner Geliebten und deines Wesirs Verderben zu bewirken und ihren Zweck an dir zu erreichen. Darum glaube ich, daß, wenn du ihren Rath annimmst und in Folge dessen diejenigen tödten lässest, welche sie dir angaben, sie dich überwältigen und deine Herrschaft dir entreißen werden, und dieselbe wieder in ihre Hände fallen würde, wie sie vor dem in ihren Händen war. Deshalb wende dich an den Weisen Kebarijun, denn er ist voll Einsicht und Scharfsichtigkeit, und erzähle ihm, was du im Traume gesehen, und frage ihn nach dessen Bedeutung und Erklärung!

Als der König solches vernommen, da wich von ihm der Kummer, der ihn eingenommen, und er ließ alsbald sein Pferd kommen, sattelte und bestieg es und ritt zu dem Kebarijun, dem Weisen. Wie er bei demselben angelangt war, stieg er ab von seinem Pferd, bezeugte dem

Mann ſeine Verehrung und ſtellte ſich vor ihn mit geſenktem Haupte.

Da redete ihn der Weiſe alſo an:

— Wie iſt dein Befinden, o König, ich meine deine Geſichtsfarbe habe ſich verändert?

Der König erwiederte ihm:

— Siehe! ich ſah im Traume acht Geſichte, dieſelben habe ich den Brahmanen erzählt und nach ihrer Erklärung derſelben, die ſie mich hören ließen, fürchte ich, daß ein großes Unheil mich treffen, und daß mir meine Herrſchaft entriſſen werden möchte.

Der Weiſe entgegnete ihm:

— Wenn du willſt, erzähle mir dieſe deine Geſichte, oder wenn du lieber willſt, ſo will ich ſie dir erzählen und dir Kund thun Alles, was ich geſehen habe.

Der König erwiederte:

— Lieber höre ich ſolches aus deinem Munde.

Der Weiſe begann hierauf alſo:

— Dieſe Sache bekümmere dich nicht, o König, und ſey deshalb ohne Furcht, denn was die beiden rothen Fiſche betrifft, welche du geſehen haſt, wie ſie aufrecht ſtanden auf ihren Schwänzen, ſie bedeuten: daß ein Geſandter

von dem Könige von Haimun dir zwei Kapseln mit Perlen und Edelsteinen bringen wird, deren Werth sich auf viertausend Pfund Gold beläuft. Sodann, was die beiden Gänse betrifft, die du hinter dir fliegen sahst, und welche dann vor dir hinfielen, das bedeutet: daß von dem Könige von Balch zwei Pferde dir zukommen werden, deren gleichen es auf der Erde nicht gibt. Was ferner die Schlange betrifft, welche du auf deinem linken Fuß kriechen sahst, das bedeutet: daß von Seiten des Königs von Sendschin einer kommen wird, welcher dir ein Schwerdt überreicht von reinstem Eisen, wie keines mehr sich findet. Was weiter das Blut betrifft, welches du sahst, als ob damit dein Körper gefärbt würde, das bedeutet: daß von Seiten des Königs von Kazerun dir ein kostbares Kleid von Purpur zugesandt werden wird, welches in der Dunkelheit leuchtet. Ferner, was betrifft das Waschen deines Körpers mit Wasser, welches du gesehen hast, so bedeutet es: daß der König von Rahzin dir ein leinenes Kleid, wie es Könige tragen, wird überreichen lassen. Sodann, daß du dich gesehen hast auf einem weißen Berge, das bedeutet: daß dir der König von Kaidur

einen weißen Elephanten zuschicken wird, welchen kein Pferd einholt. Und, was du auf deinem Haupte Feuerähnliches gesehen hast, das bedeutet: daß der König von Arzen dir eine Krone von Gold, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, wird überreichen lassen. Was endlich den Vogel betrifft, welchen du mit seinem Schnabel in dein Haupt picken sahst, so kann ich die Bedeutung hievon heute nicht sagen, indeß schadet er dir nicht und du hast dich nicht vor ihm zu fürchten, sondern er zeigt nur an: einigen Unwillen und Abneigung gegen eine Person, welche du liebst. Solches ist, o König, die Erklärung deiner Gesichte. Die Gesandten aber und Abgeordneten genannter Könige werden insgesammt nach sieben Tagen zu dir kommen und sich die vorstellen.

Nachdem der König dieses Alles vernommen, bezeugte er dem Rebarijun seine Ehrfurcht und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Nach Verfluß von sieben Tagen kamen die frohen Botschaften von der Ankunft der Gesandten. Da machte sich der König auf, setzte sich auf seinen Thron, um die Edlen zu empfangen, und sie überreichten ihm die Geschenke. So traf ein, was Rebarijun, der Weise, dem König

vorausgesagt hatte. Als aber der König solches sah, da wurde seine Verwunderung und Freude groß über die Einsicht des Kebarijun und er sprach:

— Wie ist es noch so gut gegangen bei dem, daß ich meine Geschichte den Brahmanen erzählt habe, welche darauf so Abscheuliches von mir verlangt haben, und wenn nicht Gott, der Erhabene, seine Gnade mir hätte zu Theil werden lassen, so wäre ich todt und hätte getödtet! So geziemt es sich also, daß man nur auf aufrichtige und verständige Freunde höre. Die Jracht aber hat mir das Gute gerathen, ich habe ihren Rath angenommen und dadurch einen glücklichen Erfolg erlebt; darum lege man die Geschenke vor ihr nieder, damit sie von denselben nehme, was ihr gefällt!

Darauf sagte er zu seinem Wesir Jladh:

— Nimm die Krone und die Kleider, und trage mir solches nach in die Wohnung der Weiber!

Er rief sodann die Jracht und die Haurkenah, die Geehrtesten seiner Weiber, zu sich, und den Jladh hieß er die Kleider und die Krone vor der Jracht niederlegen, damit sie sich das eine oder andere nehme, wie es ihr beliebe. Jladh legte die Geschenke vor der Jracht nieder, und

sie wählte sich die Krone, die Haurkenah aber wählte sich eines der prächtigsten und schönsten Kleider.

Der König hatte aber die Gewohnheit, daß er abwechselnd einen Abend bei der Iracht und den andern Abend bei der Haurkenah war, und jedesmal pflegte ihm das Weib, bei welcher er am Abend war, süßen Reis zu bereiten und ihm denselben zu reichen. Der König gieng zu der Iracht, als die Reihe an ihr war. Sie brachte ihm den Reis, welchen sie zubereitet, auf einer Schaale, die Krone auf ihrem Haupte. Die Haurkenah wurde, als sie dieses erfuhr, eifersüchtig auf die Iracht, kleidete sich deshalb in jenes Kleid und gieng in demselben vor den König. Dieses Kleid aber warf einen Glanz auf sie trotz des Glanzes ihres Antlitzes, gleich dem Sonnenglanz. Wie sie der König erblickte, bewunderte er sie; sodann wandte er sich an die Iracht mit den Worten:

— Du warst doch eine Thörin, daß du die Krone dir genommen hast und das Kleid, deren es kein gleiches in unserm Schatze gibt, hast liegen lassen.

Hierüber, daß der König die Haurkenah

lobte und pries und dagegen sie eine Thörin schalt und ihre Wahl tadelte, ergriff sie die Eifersucht und der Zorn also, daß sie die Schaale auf das Haupt des Königs warf, und der Reis über sein Gesicht herabfloß. Da stand der König von seinem Platz auf, rief seinem Wesir Jladh und sagte zu ihm:

— Da siehe, wie wenig Achtung diese Thörin mir, der ich König der Welt bin, bezeugt, und wie sie mich zugerichtet hat! drum gehe mit ihr fort und tödte sie und habe kein Erbarmen mit ihr!

Da verließ Jladh den König, sprach aber bei sich:

— Ich werde sie nicht tödten, bis daß der Zorn des Königs sich gelegt hat, denn dieses Weib ist die klügste und trefflichste der Königinnen, deren gleiche sich unter den Weibern nicht mehr finder, und der König kann es nicht ohne sie aushalten; auch hat sie ihn vom Tod errettet und gute Thaten gethan, und die Hoffnung, die wir auf sie gründen, ist groß; auch bin ich nicht sicher für den König, daß er nicht später sage: Warum hast du ihr Tödten nicht verschoben, daß du sie mir wieder hättest zuführen können?

Deshalb werde ich sie nicht tödten, bis ich seinen Beschluß zum zweitenmal vernehme. Sehe ich ihn voll Reue und Betrübniß über das, was er gethan, so bringe ich sie ihm lebendig, und ich habe dann eine große That gethan, die Iracht vom Tode gerettet, das Herz des Königs vor Kummer bewahrt und erwerbe mir dadurch bei den Leuten ein großes Ansehen; sehe ich ihn aber heiter und ruhig und höre ihn seinen Beschluß und Befehl gut heißen, dann ist es noch immer Zeit sie zu tödten.

Hierauf brachte er sie in seine Wohnung, übergab sie der Aufsicht eines seiner Diener, welcher sein Vertrauen hatte, und befahl demselben, sie zu bedienen und zu bewahren, bis daß er sehen würde, wie sich die Sache mit ihr und dem König gestaltete. Sodann tauchte er sein Schwerdt in Blut und gieng zu dem Könige in verstellter Traurigkeit und Betrübniß und sprach zu ihm:

— Ich habe, o König, dein Gebot an der Iracht ausgeführt.

Nicht lange aber stand es an, daß der Zorn des Königes sich legte, und daß er der Schönheit der Iracht und ihrer Reize wieder gedachte.

Sein Kummer ihretwegen ward daher groß, er gab sich aber Mühe, sich ob ihres Verlustes zu trösten und Standhaftigkeit zu zeigen, und schämte sich deshalb den Jladh zu fragen, ob er wirklich seinen Befehl an ihr vollzogen oder nicht, hoffte indeß von der Klugheit des Jladh, welche er kannte, daß er dies noch nicht gethan haben werde. Da schaute Jladh den König an mit einem Blick, der seinen ausgezeichneten Verstand und seine hohe Einsicht verrieth, und sagte zu ihm:

— Sey nicht bekümmert und traurig, o König, denn Bekümmerniß und Betrübniß haben keinen Nutzen, sondern sie magern nur den Körper ab und richten ihn zu Grund; drum ertrage, o König, mit Standhaftigkeit das, worüber du nimmermehr Gewalt hast! Wenn es aber der König gern hat, so will ich ihm eine Geschichte erzählen, die zu seiner Beruhigung dienen kann.

— Erzähle mir dieselbe! versetzte der König.

Da begann Jladh also:

Die beiden Tauben.

— Zwei Tauben, erzählt man, ein Männchen und ein Weibchen, füllten ihr Neſt an mit Weizen und mit Gerſte. Das Männchen ſagte aber zu dem Weibchen:

— So lang wir auf dem Felde zu eſſen finden, wollen wir von dem, was wir hier im Neſte haben, nichts eſſen, und wenn dann der Winter kommt und auf dem Felde nichts mehr iſt, dann erſt machen wir uns an das, was wir in unſerm Neſte haben und eſſen es.

Das Weibchen war hiemit zufrieden und ſagte:

— Es iſt gut, was du meinſt.

Es waren aber dieſe Körner noch grün, als ſie dieſelben in ihr Neſt brachten. Das Männchen entfernte ſich darauf und blieb längere Zeit aus. Wie der Sommer kam, trockneten die Körner ein und wurden ganz klein. Als nun das Männchen zurückkam, bemerkte er, daß der Körnerhaufen kleiner geworden und ſprach deshalb zu ſeinem Weibchen:

— Sind wir nicht darin übereingekommen,

daß wir von diesen Körnern nichts essen wollen, warum denn hast du davon gegessen?

Das Weibchen beschwor es, daß sie durchaus nichts davon gegessen und entschuldigte sich vor ihm. Allein er schenkte ihr nicht Glauben und pickte sie so lange, bis sie starb. Als aber Regen fiel und der Winter kam, da wurden die Körner wieder frisch und das Nest wurde wieder ganz voll, wie es vorher war. Wie solches das Männchen bemerkte, reute ihn seine That und er legte sich darauf an die Seite seines Weibchens und sprach:

— Was sollen mir die Körner und das Leben helfen nach deinem Verlust, wenn ich dich suche und dich nicht finden kann, und wenn ich an deine Sache denke und mir sagen muß, daß ich dir Unrecht gethan habe!

Da genoß er weder Speise noch Trank mehr, bis daß er starb an ihrer Seite.

— Wer klug ist daher, setzte der Wesir hinzu, der eilt nicht mit der Bestrafung und Züchtigung, und besonders wer sich vor einer Reue fürchtet, wie die des Taubenmännchens war.

— Wiederum habe ich von einem Manne gehört, welcher ins Gebirge gieng und auf sei-

nem Haupte einen Korb mit Linsen trug. Um auszuruhen, legte er seinen Korb hin. Da stieg ein Affe von einem Baum herab, nahm eine Pfote voll Linsen und sprang dann wieder auf den Baum. Als ihm aber eine Linse aus seiner Pfote fiel, stieg er wieder herab, um dieselbe zu suchen, fand sie aber nicht, verlor vielmehr dazu alle Linsen, welche er in seiner Pfote hatte.

— So stehen dir, o König, sechzehntausend Weiber zu Gebot, du würdest sie alle lassen, um die zu suchen, welche du nicht finden kannst.

Wie der König dieses hörte, da fürchtete er, daß die Jracht nicht mehr am Leben seyn möchte und sagte daher:

— O Jladh! wegen eines einzigen Wortes hast du ausgeführt, was ich dir geboten habe, zu derselbigen Stunde und hast dich gehalten an ein einziges Wort, das von mir ausgieng, und hast keine Verzögerung eintreten lassen?

Jladh entgegnete:

— Siehe! der, dessen Rede eine einzige ist, welche sich nicht widerspricht, das ist Gott, dessen Worte keine Veränderung und dessen Reden keinen Widerspruch leiden.

Der König erwiederte:

— Du richtest mich zu Grund und vermehrst meine Betrübniß, wenn du die Iracht getödtet hast.

Iladh entgegnete:

— Zweierlei Leute trifft die Betrübniß: die, welche immer nur Unrecht verübt und die, welche nie Gutes ausgeübt haben, denn ihre Freude auf der Welt und ihr Vergnügen dauert nur kurz, ihre Reue aber, wenn sie die Vergeltung schauen, dauert lang und sie kann nicht gelöscht werden.

Der König versetzte:

— So ich die Iracht am Leben sähe, würde ich mich über nichts mehr betrüben.

Iladh entgegnete:

— Zweierlei Leute dürfen sich nicht betrüben: derjenige, welcher immerfort guter Werke sich befleißigt und der, welcher nie ein Vergehen ausübt.

Der König fuhr fort:

— So ich die Iracht wieder sähe, so würde ich mich mehr umsehen als vorher.

Iladh entgegnete:

— Zweierlei Personen sehen nicht: der Blinde und der, welcher ohne Klugheit ist; und gleichwie der Blinde den Himmel und seine Sterne und die Erde nicht sieht und weder das Nahe noch das Ferne, so kann der, welcher keine Klugheit besitzt, das Schöne nicht unterscheiden von dem Häßlichen, noch das Gute von dem Schlechten.

Der König sagte weiter:

— Sähe ich die Fracht, so wäre meine Freude groß.

Jadh entgegnete:

— Zweierlei Personen sind es, die sich freuen dürfen: der Sehende und der Einsichtsvolle; denn wie der Sehende die Dinge der Welt sieht und das, was in ihr zunimmt und abnimmt und das Nahe wie das Ferne, so beschauet der Einsichtsvolle das gute Werk und das Verbrechen und erkennt die Thaten für's zukünftige Leben und kennet sein Heil und wandelt auf dem rechten Weg.

Der König versetzte:

— Wir wollen uns von dir entfernen, und Vorsicht und Gottesfurcht ergreifen.

Jladh entgegnete:

— Zweierlei Personen gibt es, von denen man sich entfernen muß: von dem, welcher sagt: Mich kümmert weder ein gutes Werk noch ein Verbrechen, weder Strafe noch Lohn noch sonst etwas; und von dem, welcher sein Auge nicht abwenden will von dem, was zu schauen ihm verboten ist, noch sein Ohr vom Hören des Schlechten, noch seine Begierde von den Weibern Anderer, noch sein Herz vom Verbrechen und den Begierden seiner Seele.

Der König erwiederte:

— Die Hand ist mir leer geworden von wegen der Jracht *).

Jladh entgegnete:

— Drei Dinge sind leer und elend; der Fluß, in welchem kein Wasser und das Land, in welchem kein König und das Weib, welches ohne Mann ist.

Der König versetzte:

— O Jladh! du gibst mir Antworten, als ob sie dir von oben mitgetheilt würden.

---

*) d. h. ich bin arm und elend geworden durch den Verlust der Jracht.

Jladh erwiederte:

— Dreierlei Personen sind es, denen von oben die Antworten mitgetheilt werden *): der König, welcher von seinen Schätzen spendet und austheilt, das Weib, welche heimgeführt wird von einem Edelmüthigen, welchen sie liebt und der einsichtsvolle Mann, welcher das Gute fördern hilft.

Hierauf, als er sah, wie des Königs Traurigkeit aufs Höchste gekommen, sprach er:

— O König! siehe die Jracht ist noch am Leben!

Da der König solches hörete, ward seine Freude unermeßlich und er sprach:

— O Jladh! daß ich nicht in Zorn ausgebrochen, davon hat mich blos das abgehalten, daß ich deine aufrichtige und gute Gesinnung gegen mich kannte; und nach dem, was ich von deiner Einsicht schon erfahren habe, habe ich immer gehofft, daß du die Jracht nicht werdest getödtet haben. Was aber dieselbe betrifft, so hat sie, wenn sie gleich ein Vergehen begangen und ungebührliche Worte sich gegen mich erlaubt

*) d. h. die von oben begünstigt sind.

hat, dieſes doch nicht aus feindſeligem Sinn gegen mich gethan und nicht in der Abſicht Schaden zu ſtiften, ſondern ſie hat das nur gethan aus Eiferſucht, und ich hätte deshalb nicht daran denken und mir ſolches gefallen laſſen ſollen. Du aber, o Jladh, wollteſt mich erproben und mich einige Zeit in Ungewißheit laſſen, wie es mit ihr ſteht, du haſt dir das größte Verdienſt um mich erworben und ich bin dir dankbar; gehe nun aber hin und bringe ſie mir!

Da gieng er von dem König fort, um die Jracht zu holen. Bald brachte er dieſelbe, nachdem ſie ſich auf ſein Geheiß in Schmuck geworfen, zu dem König. Als ſie zu demſelben eintrat, neigte ſie vor ihm in Ehrfurcht ihr Haupt, ſodann ſtellte ſie ſich vor ihn hin und ſprach:

— Dank ſey geſagt Gott dem Erhabenen! Dank ſodann dem Könige, welcher Gnade mir erwieſen, die ich ſo großes Vergehen begangen, wegen deſſen ich nicht verdienete am Leben zu bleiben, welches aber ſeine Milde und ſein edelmüthiger und barmherziger Sinn überſah! Dank ferner dem Jladh, welcher, was er an mir ausführen ſollte, verſchoben und mich gerettet hat

durch ſeine Kenntniß von des Königes großer Barmherzigkeit und deſſen reicher Milde und Güte, ſo wie durch ſeine edlen Perlenworte und ſeine Treue!

Darauf ſagte der König zu Jladh:

— Wie groß iſt nun dein Anſehen bei mir und bei der Jracht und bei dem Volke, da du ſie am Leben erhalten, nachdem ich ihren Tod gebeten hatte! ja du biſt es, der ſie mir heute ſchenket! Deshalb werde ich nie aufhören, deinem aufrichtigen Rath und deiner Leitung mich anheimzugeben; heute haſt du bei mir gewonnen an Ehre und Achtung, dir überlaſſe ich alle Gewalt in meinem Reich, du kannſt thun darin, was dir gut dünkt, und über daſſelbe herrſchen, wie du willſt; ſolches verleihe ich dir und all mein Vertrauen ſetze ich auf dich.

Jladh entgegnete:

— Möge Gott dich noch lange in Freude regieren laſſen! Ich aber bin nicht ſo zu loben, denn ich bin nur dein Diener, und mein Wunſch war bloß, daß der König nicht übereilt eine That begehen möchte, über die er ſpäter hätte Reue fühlen und deren Folgen Kummer und Betrübniß hätten ſeyn können, und beſonders nicht

an einem treuen und gefühlvollen Weibe, wie dieſe iſt, deren gleichen es auf der Erde nicht mehr gibt.

Der König verſetzte:

— Du haſt Recht geſprochen, o Jladh, und ich werde deinen Worten folgen und werde hinfort nichts mehr ausführen, ſey es etwas Geringes oder Großes, beſonders aber in einer ähnlichen gewichtigen Sache, wie dieſe war, wo ich noch ſo gut weggekommen, als nach Berathſchlagung, Unterſuchung, genauer Erwägung und Anhörung des Rathes von einſichtsvollen Freunden.

Darauf gab der König dem Jladh ein ſchönes Geſchenk und gab in ſeine Gewalt jene Brahmanen, welche ſeine Hinrichtung angerathen hatten. Er ließ dieſelbigen aber alle umbringen. Da ward das Auge des Königs und die Augen der Großen ſeines Reichs wieder kühl, und ſie dankten Gott und prieſen den Kebarijun wegen ſeiner großen Einſicht und ſeiner ausgezeichneten Weisheit, denn durch dieſe ſeine Einſicht hat er den König gerettet und ſeinen treuen Weſir und ſein treues Weib.

Eilftes Buch.

Die Löwin, der Bogenschütz und der Schakal.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe dieses Gleichniß vernommen; mache mir nun aber auch ein Gleichniß von einem, der es seyn läßt, einem Andern, über den er Macht hat, Schaden zuzufügen, von wegen eines Schadens, der ihn selbst getroffen, und der sich das ihn Betroffene eine Mahnung und Warnung seyn läßt vor Unrecht und Feindseligkeit gegen Andere!

Der Philosoph erwiederte:

— Der Menschen Schaden und was ihnen wehe thut zu suchen, darauf können nur Leute ausgehen, welche in Unwissenheit und Thorheit befangen und nicht im Stande sind, die Folgen

der Dinge für diese und die andere Welt zu überschauen, und denen es an der Einsicht mangelt, daß wegen ihrer bösen Handlungen die Rache sie verfolgen und die Strafe sie treffen werde, welche sie verdient haben, und zwar eine Strafe, wie sie kein Verstand fassen kann; und wenn auch einige einem Theil der zeitlichen Strafen entgehen, weil sie denselben durch den Tod entzogen werden, so trifft sie doch die Pein des andern Lebens, eine Pein, deren Größe und Schrecklichkeit Worte nicht fassen und keine Beschreibung ausdrücken kann. Oft trifft aber auch den Thoren eine Warnung, und er nimmt sich ein Beispiel an dem Schaden, der ihm zugestoßen, so daß er sich enthält, einem Andern mit Unrecht und Feindseligkeit zu begegnen und er am Ende Nutzen gewinnt für das, daß er sich von solchem enthalten. Ein Gleichniß, welches hieher gehört, ist das von der Löwin, dem Bogenschützen und dem Schakal.

— Wie ist das? fragte der König.

Da begann der Philosoph also:

— Eine Löwin, die in dem Dickicht eines Waldes wohnte, hatte zwei Junge. Als sie

einmal auf die Jagd ausgieng, kam ein Bogenschütze an der Höhle vorbei, woselbst sie ihre Jungen zurückgelassen hatte. Er gieng auf dieselben los, traf sie mit seinem Wurfspieße, tödtete sie, zog ihnen die Haut ab, nahm die Häute und gieng mit denselben nach Hause. Wie die Löwin zurückkehrte und ihre Jungen auf so schreckliche Weise getödtet fand, warf sie sich hin und wälzte sich auf Rücken und Bauch herum, indem sie gewaltig schrie und brüllte. In ihrer Nähe befand sich aber ein Schakal. Als dieser solches Brüllen der Löwin vernahm, sagte er zu ihr:

— Was thust du denn da und was ist dir denn zugestoßen? erzähle es mir doch!

Da erwiederte ihm die Löwin:

— Ein Bogenschütze gieng an meinen Jungen vorüber. Da tödtete er sie, zog ihnen die Haut ab, nahm sich die Häute und ließ die Leichname liegen.

Der Schakal entgegnete der Löwin:

— Brülle nicht also, mäßige deinen Schmerz und wisse, daß dieser Bogenschütze dir nichts anderes zugefügt hat, als was du auch schon an andern gethan hast, und zwar an mehr als einem,

welche die Ihrigen eben so liebten und schäzten, wie du deine beiden Jungen liebtest. Drum laß dir von Andern gefallen, was sich Andere von dir gefallen lassen mußten. Und es heißt im Sprüchwort: Wie du richtest, so wirst du gerichtet werden, und: Jede Handlung trägt als Frucht Belohnung oder Strafe, und nach Maasgabe der Handlung ist Lohn und Strafe groß oder gering, gleichwie das Feld, wenn die Erndte kommt, Frucht gibt nach Maasgabe des Saamens, den man darein gestreuet hat.

Die Löwin versetzte hierauf:

— Mache es mir noch deutlicher und klarer, was du sagen willst!

Da fuhr der Schakal, an die Löwin sich wendend, also fort:

— Wie viel Lebensjahre zählst du?

— Hundert.

— Womit hast du dich ernährt?

— Mit Fleisch von Thieren des Feldes.

— Wer hat dir solche Speise verschafft?

— Ich erjagte die Thiere und fraß sie.

— Hast du gesehen, ob die Thiere, welche du verzehrtest, Väter und Mütter hatten?

— Ja, sie hatten.

— Ich sah und hörte aber nie, fuhr der Schakal fort, diese ihre Väter und Mütter einen solchen Jammer aufschlagen, wie ich ihn von dir hörte; und doch ist, was dir begegnet ist, dir nur begegnet, weil du keinen Blick auf die Folgen deiner Handlungen geworfen, über dieselben nicht nachgedacht und es übersehen hast, daß sie nur Schaden bringend für dich seyn können.

Nachdem die Löwin diese Worte des Schakals vernommen, erkannte sie an, daß sie gegen sich selbst sich versündigt habe, und daß ihre Handlungsweise bisher Unrecht und Verbrechen gewesen sey. Sie ließ daher das Jagen und wandte sich ab vom Fleischessen an's Essen von Früchten, Fischen und Kräutern. Als aber eine Taube, welche in diesem Walde sich aufhielt, und welche von den Früchten seiner Bäume sich nährte, die Löwin Baumfrüchte fressen sah, sprach sie zu derselben:

— Ich war immer der Meinung, daß die Bäume dieses Jahr keine Früchte trügen wegen des Wassermangels; nun aber sehe ich, wie du sie auffrissest; du bist also von deiner gewöhn-

lichen Nahrung und Speise und von dem, was dir Gott beschieden hat, abgegangen und hast dich nun zu einer Nahrung und Speise gekehrt, welche Anderen angehört, und schmälerst ihnen dieselbige und nimmst sie ihnen weg; nun weiß ich, daß die Bäume dieses Jahr Früchte getragen haben, wie vorher; und daß sie jezt keine haben, das kommt nur von dir her. Drum wehe den Bäumen und wehe den Früchten und wehe denen, die von denselben sich nähren! wie bald werden sie umkommen, wenn ein solcher sich ihrer Nahrung bemächtigt, der keinen Theil daran hat!

Als die Löwin solche Worte der Waldtaube vernommen, entsagte sie dem Essen von Baumfrüchten, und machte sich an's Essen von Kräutern.

— Dieses Gleichniß sey dir gesagt, damit du wissest, wie der Unwissende oft durch Schaden, der ihn trifft, davon abgewendet wird, Andern Schaden zuzufügen, gleichwie die Löwin in Folge des Unglücks, das ihr mit ihren Jungen begegnet, sich abgewandt hat vom Fleischessen, und dann auf die Rede der Waldtaube vom Essen der Baumfrüchte, bis sie es mit Fischen und Kräutern versuchte. Dem Men-

ſchen aber geziemt es am meiſten, daß er ſich ſolches merke. Auch heißt es im Sprüchwort: Was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue du auch keinem Andern! Hiemit iſt ausgeſprochen das, was Recht iſt, und am Recht haben Gott, der Erhabene, und die Menſchen Wohlgefallen.

Zwölftes Buch.

Der Mönch und der Gast.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß; mache mir nun aber auch eines in Bezug auf einen solchen, welcher die Beschäftigung, die ihm geziemt und mit der er sich immer abgegeben, fahren läßt und eine andere sucht, mit der er aber nicht zurecht kommt und von welcher er beschämt wieder zurücktreten muß!

Der Philosoph erwiederte:

— In dem Lande Karch, erzählt man, war ein frommer, Gott ganz ergebener Mönch. Eines Tages kam ein Gast zu ihm. Alsbald ließ er für diesen seinen Gast Feigen kommen, um ihm damit als mit etwas Neuem aufzuwarten, und sie aßen beide davon.

Darauf ſagte der Gaſt:

— Wie ſüß ſind dieſe Feigen und wie gut! Schade, daß es in der Gegend, wo ich zu Hauſe bin, keine Feigen gibt! Indeß, ich vermißte ſie gerade nicht, denn es gibt in unſerer Gegend ſo viele Früchte, daß man die Feigen wohl entbehren kann, welche überdieß recht unverdaulich und für den Körper wenig zuträglich ſind.

Der Mönch erwiederte ihm:

— Siehe! der wird nicht für verſtändig gehalten, welcher ſucht, was für ihn nicht zu finden iſt, und glücklich biſt du nur dann, wenn du zufrieden biſt mit dem, was du erreichen kannſt.

Dieſer Mönch ſprach auch hebräiſch. Der Gaſt fand dieſe Sprache ſo ſchön und bewunderte ſie alſo, daß er ſich die Mühe geben wollte, dieſelbe zu erlernen. Nachdem er ſich ſchon mehrere Tage mit der Erlernung derſelben beſchäftigt, ſagte der Mönch zu ihm:

— Wohl möchte dir von wegen deſſen, daß du deine Mutterſprache aufgibſt und dich bemüheſt, die hebräiſche zu erlernen, Aehnliches begegnen, wie dem Raben begegnet iſt.

— Wie war das? fragte der Gast.

Der Mönch entgegnete:

Der Rabe, der einen andern Gang lernen wollte.

— Ein Rabe, erzählt man, sah ein Rebhuhn gravitätisch einhersteigen, und fand solchen Gang so schön, daß er denselben auch zu lernen verlangte. Er gab sich viele Mühe, konnte es aber doch nicht dahin bringen, und als er daran verzweifelte, wollte er wieder seinen gewohnten Gang annehmen. Da ward er aber ganz wirr in seinem Gehen und sperrte die Beine auseinander, und bekam so den häßlichsten Gang von allen Vögeln.

— Dieses Gleichniß, setzte der Mönch hinzu, habe ich dir gegeben, weil ich an dir bemerkte, daß du deine Sprache aufgeben und die hebräische erlernen wolltest, was dir gar nicht ansteht; und ich fürchte, du möchtest diese Sprache nicht erlernen und deine Muttersprache darüber verlernen, und wenn du zu deinen Landsleuten zurückkämest, am schlechtesten unter ih-

nen ſprechen. Und es wird' geſagt: Für einen Thoren iſt zu halten: wer ſich mit Sachen abmüht, die ihm nicht anſtehen und die nicht zu ſeinem Geſchäft gehören und wozu ihn ſeine Väter und Vorfahren vorher nicht gebildet haben.

Dreizehntes Buch.

Der Pilger und der Goldarbeiter.

Der König Dabschelim sprach zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß; mache mir nun aber auch eines über einen solchen, welcher eine Wohlthat an falschem Orte anbringt, und sich Dank wegen derselben verspricht!

Der Philosoph erwiederte:

— Königen und andern Leuten ziemt es, daß sie nur solchen Leuten Wohlthaten erweisen, auf deren Dank, Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit sie hoffen können, und daß sie nicht besondere Berücksichtigung schenken denen, welche ihnen nahe oder bei ihnen in hohem Ansehen stehen, denn diese sind nur Angesehene, weil der

König sie dazu gemacht hat. Vielmehr geziemt es ihnen, daß sie die Menschen, niedrige wie hohe, erproben rücksichtlich ihrer Dankbarkeit und Treue oder ihre Untreue und Undankbarkeit, und daß sie dann die Wohlthaten spenden nach Verdienst. Denn siehe! der sorgfältige Arzt begnügt sich nicht, wenn er Kranke heilen will, dieselben nur anzusehen, sondern er besieht ihren Urin und fühlt ihren Puls, und dann erst bestimmt er die Arznei nach Maasgabe ihrer Krankheit. Und der Mann ist klug und hat Recht, welcher gesagt hat: daß er Menschen, wie Thiere, von Gutmüthigkeit, Treue und Dankbarkeit dadurch gefunden habe, daß er dieselben sich verbindlich machte, um zu sehen, ob im Fall, daß er ihrer einmal bedürfte, sie seiner gedächten. Oft ist auch der Kluge vor den Menschen auf der Hut und vertraut sich Niemanden an, während dem er ein Wiesel nimmt und dasselbe in seinen Rockärmel schlüpfen läßt, und einen Vogel nimmt und denselben auf seine Hand setzt. Auch wird gesagt: daß es sich für einen mit Klugheit begabten nicht zieme, einen kleinen und unmächtigen Menschen, oder ein solches Thier, zu verachten, sondern es zieme sich

für ihn, daß er sie auf die Probe stelle und an ihnen dann thue, wie sie es verdienen. Hierüber ist ein Gleichniß bekannt, welches einige Weise gemacht haben.

— Wie ist das? fragte der König.

Der Philosoph begann darauf also:

— Eine Gesellschaft grub einen Brunnen; da fielen in denselben ein Goldarbeiter, eine Schlange, ein Affe und ein Tiger. Zufällig führte einen Pilger sein Weg hier vorbei, und er wurde den Brunnen gewahr und erschaute darin den Menschen, die Schlange, den Tiger, und den Affen. Da dachte er bei sich nach und sprach:

— Ich könnte kein verdienstlicheres Werk thun für das zukünftige Leben, als wenn ich den Menschen aus solchen Gefahren befreiete.

Da nahm er einen Strick und ließ ihn in den Brunnen hinunter. Es hängte sich aber an denselben der Affe wegen seiner Leichtigkeit, und kam so aus dem Brunnen heraus. Sodann ließ der Pilger den Strick zum zweitenmal hinab, und die Schlange schlang sich um denselben und kam heraus. Da ließ er ihn zum dritten-

mal hinab, und der Tiger hieng ſich an denſelben, und er zog ihn heraus. Alle dankten ihm für ſeine Handlung, ſagten ihm aber:

— Ziehe dieſen Menſchen nicht heraus aus dem Brunnen, denn nichts iſt geringer als der Dank des Menſchen und inſonderheit dieſes Mannes!

Darauf ſagte ihm der Affe:

— Mein Aufenthalt iſt auf dem Berg in der Nähe der Stadt Newaderecht.

Drauf ſprach zu ihm der Tiger:

— Ich wohne in dem Wald ebenfalls in der Nähe dieſer Stadt.

Zuletzt ſagte die Schlange:

— Und ich in dem Gemäuer dieſer Stadt; wenn du einmal an uns vorbeikommen und unſerer bedürfen ſollteſt, ſo rufe uns nur, daß wir dir entgegenkommen und dir unſere Erkenntlichkeit beweiſen für das Gute, welches du uns erwieſen haſt.

Der Pilger achtete aber nicht auf die von dieſen Thieren ausgeſprochene Worte rückſichtlich der geringen Dankbarkeit des Menſchen, ließ den Strick nochmals in den Brunnen hinab

und zog auch den Goldarbeiter heraus. Alsbald fiel dieser vor ihn nieder und sagte:

— Du hast mir Gutes erwiesen, drum wenn du einmal in die Stadt Newaderecht kommst, so frage nach meiner Wohnung, ich bin ein Goldarbeiter, vielleicht daß ich dir die Wohlthat vergelten kann, welche du an mir gethan hast.

Darauf wandte sich der Goldarbeiter nach der Stadt, und der Pilger gieng seines Wegs weiter.

Nach einiger Zeit begab es sich, daß der Pilger eines Geschäftes wegen nach jener Stadt sich begeben mußte. Da kam ihm der Affe entgegen, fiel vor ihm nieder, küßte seine Füße und entschuldigte sich vor ihm, indem er sagte:

— Siehe! die Affen besitzen nichts, allein setze dich hin, bis ich wieder zu dir komme!

Dann entfernte er sich, und kam bald wieder zu ihm mit einer guten Frucht, die er ihm überreichte, und der Pilger aß davon, bis daß er satt war. Darauf gieng er seines Wegs weiter, bis daß er sich dem Thor der Stadt näherte, wo ihm der Tiger entgegen kam. Dieser warf sich vor ihm nieder und sagte:

— Du hast mir Gutes erwiesen, drum ruhe

dich eine Weile aus, bis ich wieder zu dir komme!

Dann gieng er fort, drang durch eine Mauer zu der Tochter des Königs, brachte sie um, nahm ihr den Schmuck ab und brachte denselben dem Pilger, der nicht wissen konnte, woher er ihn genommen. Darauf sprach der Pilger zu sich selber:

— Diese Thiere schon erweisen mir solche Erkenntlichkeit, wie wird es erst seyn, wenn ich zu dem Goldarbeiter komme? Und selbst wenn er arm ist und gar nichts besitzt, so kann er mir diesen Schmuck verkaufen, seinen ganzen Preis einnehmen, einen Theil davon dann mir geben, den andern aber für sich behalten, denn er weiß was der Schmuck werth ist.

Da machte sich der Pilger auf den Weg und kam zu dem Goldarbeiter. Wie ihn dieser erblickte, hieß er ihn willkommen und hieß ihn in sein Haus eintreten. Sobald er aber den Schmuck erblickte, den er bei sich hatte, erkannte er ihn als den, welchen er der Tochter des Königs angefertigt hatte. Dann sprach er zu dem Pilger:

— Ruhe dich aus, bis ich dir Speise geholt, denn ich will dir etwas besseres vorsetzen, als was ich im Hause habe!

Darauf entfernte er sich, indem er bei sich sagte:

— Da habe ich mein Glück gefunden! ich will nun zu dem König hingehen und ihm diesen Schmuck weisen, und ich werde dadurch mir eine hohe Stelle bei ihm erwerben.

Wirklich gieng er nach dem Thor des königlichen Schlosses und ließ dem König vermelden:

— Siehe! der, welcher deine Tochter ums Leben gebracht und ihr den Schmuck abgenommen hat, befindet sich in meinem Hause.

Sogleich ließ der König den Pilger holen, und wie er den Schmuck erblickte, gab er ohne Zögern den Befehl, daß er gezüchtigt, in der Stadt herumgeführt und gehängt werden sollte. Als man diese Strafe an dem Pilger ausführte, fieng er an zu weinen und mit lauter Stimme zu rufen:

— Wäre ich folgsam gewesen dem Affen und der Schlange und dem Tiger rücksichtlich dessen, was sie mir gesagt haben von dem geringen

Dank des Menſchen, ſo wäre ſolche Pein mir nicht zugeſtoßen.

Oft wiederholte er dieſe Worte, bis daß dieſelben die Schlange vernahm. Sie machte ſich aus ihrer Steinmauer hervor und erkannte alsbald ihren frühern Retter. Tiefes Mitleiden ergriff ſie über ſein Loos und ſie ſann alsbald auf Mittel, ihn zu retten. Sie ſchlich ſich daher zu dem Sohn des Königs und verwundete ihn durch einen Biß. Da rief der König weiſe Männer herbei, welche Zauberformeln herſagten, um die Wunde ſeines Sohns zu heilen, aber ohne Erfolg. Darauf ſchlich die Schlange zu einer ihrer Schweſtern von den Genien und erzählte ihr, was der Pilger für eine Wohlthat ihr erwieſen und was ihm nun zugeſtoßen. Da ergriff dieſelbe Mitleiden für den Pilger und ſie gieng dann zu dem Sohn des Königs und ſagte zu ihm in ernſtem Ton:

— Du wirſt nicht eher geheilt werden, als bis jener Mann, den man mit Unrecht gezüchtigt, für dich ſeine Zauberkraft anwendet.

Die Schlange ſelbſt aber machte ſich auf zu

dem Pilger, drang in ſein Gefängniß und ſagte zu ihm:

— So geht's! Habe ich dich nicht gewarnt, jenem Mann eine Wohlthat zu erweiſen? du haſt mir aber nicht gefolgt.

Dann reichte ſie ihm ein Blatt, das für den giftigen Schlangenbiß gut iſt, indem ſie hinzuſetzte:

— Wenn man dich holen läßt, daß du durch deine Zauberkraft den Sohn des Königs heilen mögeſt, ſo gib ihm von dem Waſſer dieſes Blattes zu trinken und er wird geheilt werden, und wenn dich der König nach deinen Umſtänden fragt, ſo theile ihm dieſelben in voller Wahrheit mit, ſo wirſt du deine Rettung finden, ſo Gott will!

Der Sohn des Königs erzählte ſeinem Vater, daß er eine Stimme gehört habe, die zu ihm geſagt habe: Du wirſt nicht eher geheilt werden, als bis jener Pilger, der mit Unrecht eingekerkert iſt, ſeine Zauberkraft für dich anwendet. Der König ließ den Pilger ſogleich rufen und hieß ihn ſeine Zauberkraft zu Gun-

ſten ſeines Sohns anwenden. Der Pilger erwiederte:

— Auf Zauberformeln verſtehe ich mich nicht, aber ich will deinem Sohn von dieſem Trank zu trinken geben und hoffe ihn zu heilen durch die Gnade Gottes, des Preiswürdigen.

Wirklich wurde der Jüngling durch dieſen Trank geheilt. Hierüber ward der König hoch erfreuet, und er fragte den Pilger nach ſeiner Geſchichte. Dieſer erzählte ſie ihm, worauf der König ihm dankte und ihn reichlich beſchenkte. Zugleich gab er Befehl, daß man den Goldarbeiter an des Pilgers Statt aufhängen ſollte wegen ſeiner Lüge, ſeiner Undankbarkeit und weil er Gutes mit Böſem vergolten.

Der Philoſoph ſetzte dann noch hinzu:

— In der That des Goldarbeiters an dem Pilger, in deſſen Undankbarkeit gegen den, durch welchen ihm Rettung zu Theil geworden, in dem Dank der Thiere gegen ihren Wohlthäter und in dem Bemühen des einen von ihnen, denſelben zu retten, liegt ein Exempel für den, der ſich eines nehmen will, und Stoff zum Nachdenken für den, der nachdenken will, und eine

Anweiſung, wie man Wohlthaten und Gutes nur treuen und edelmüthigen Perſonen erweiſen ſoll, ſeyen ſie nahe oder ferne; und hier handelt es ſich darum, daß man ein richtiges Urtheil habe, den Guten an ſich ziehe und den Unwillkommenen abweiſe.

Vierzehntes Buch.

Der Königssohn und seine Freunde.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß; allein wenn, wie man sagt, der Mensch das Gute nur erreichen kann durch seinen Verstand und seine Einsicht und Standhaftigkeit, wie kommt es dann, daß gerade oft der Unwissende zu hoher Würde und Glück gelangt, und dagegen der Weise und Kluge Mißgeschick und Schaden erfährt?

Bidpai erwiederte:

— Gleichwie der Mensch nur durch seine Augen sieht und nur mit seinen Ohren hört, so besteht auch jegliches Wort nur durch Einsicht, Klugheit und Standhaftigkeit, nur daß Beschluß und Fügung der Gottheit über diesem Allem steht.

Ein Gleichniß, welches ſich hierauf bezieht, iſt das von dem Königsſohne und ſeinen Freunden.

— Wie iſt das? fragte der König.

Da begann der Philoſoph alſo:

— Vier junge Leute, erzählt man, fanden ſich auf einem Wege zuſammen; der eine von ihnen war ein Königsſohn, der andere der Sohn eines Kaufmanns, der dritte der Sohn eines Edelmanns, ein mit Schönheit begabter Menſch, und der vierte der Sohn eines Landmannes. Alle zuſammen waren in dürftigen Umſtänden, und es hatte ſie in der Fremde Mißgeſchick und groſſes Ungemach getroffen, ſo daß ſie nichts mehr beſaßen, als die Kleider, welche ſie auf dem Leibe hatten. Während ſie ſo mit einander hingiengen, dachten ſie über ihre Verhältniſſe nach; jeder von ihnen aber verblieb bei ſeiner eigenthümlichen Meinung und bei dem, was er für gut hielt.

Der Königsſohn ſagte nemlich:

— Alle Dinge in der Welt beſtehen durch Beſchluß und Fügung der Gottheit, und was über einen Menſchen beſtimmt iſt, das widerfähret ihm ohne Weiteres; daher iſt es das Vorzüglichſte, ſich in der Gottheit Beſchluß und

Fügung mit Geduld zu ergeben und abzuwarten, was da komme.

Der Kaufmannssohn dagegen sagte:

— Die Klugheit ist das Vorzüglichste von Allem.

Der Sohn des Edelmanns aber:

— Die Schönheit ist vorzüglicher als das Erwähnte.

Der Sohn des Landmannes endlich behauptete:

— Es gibt auf der Welt nichts, was der Arbeit vorzuziehen wäre.

Als sie sich einer Stadt, Namens Methrun, näherten, setzten sie sich bei derselben hin, um sich zu berathschlagen. Sie sprachen sodann zu dem Sohn des Landmannes:

— Gehe du hin und erwirb uns durch deine Arbeitsamkeit Speise für den heutigen Tag!

Da gieng des Landmannes Sohn hin und erkundigte sich nach einer Arbeit, wodurch er Speise für vier Personen sich erwerben könnte. Man sagte ihm, daß in dieser Stadt nichts theurer bezahlt werde als das Holz. Das Holz lag aber mehr als eine Parasange weit von der Stadt entfernt. Da gieng des Landmannes Sohn

hin, sammelte sich einen Arm voll Holz, brachte dasselbe in die Stadt, verkaufte es um einen Dirhem und kaufte sich um dieses Geld Speise, und schrieb an das Thor der Stadt:

— Ein Mann verdient sich durch körperliche Arbeit an einem Tage einen Dirhem.

Darauf gieng er zu seinen Freunden mit der Speise, und sie aßen. Des andren Morgens sagten sie:

— Die Reihe kommt für heute ziemender Weise an den, welcher gesagt hat, daß nichts vorzüglicher sey als die Schönheit. Dieser, der Sohn des Edelmannes, machte sich daher auf den Weg nach der Stadt. Da dachte er über sich nach und sagte:

— Ein Geschäft verstehe ich nicht, wozu also in die Stadt gehen?

Er schämte sich aber, zu seinen Freunden ohne Speise zurückzukehren und dachte daher daran, sich von ihnen zu trennen. Er gieng seines Wegs sodann weiter, bis daß er sich mit dem Rücken an einen großen Baum anlehnte, wo ihn der Schlaf überfiel. Wie er so schlief, kam die Frau eines der Großen der Stadt an ihm vorbei, und als sie ihn erblickte, wurde sie von

seiner Schönheit also eingenommen, daß sie ihre Dienerin hinschickte und dieselbe den jungen Mann zu sich bringen hieß. Die Dienerin gieng zu dem Jüngling hin, und hieß ihn ihr zu ihrer Gebieterin folgen. Er folgte und brachte den Tag bei jener Frau auf die angenehmste Weise hin; als es aber Abend wurde, beschenkte sie ihn mit fünfhundert Dirhem. Da verließ er sie, und schrieb an das Thor der Stadt:

— Schönheit trägt in einem Tag fünfhundert Dirhem ein, und kam mit seinen Dirhem's zu seinen Freunden.

Am dritten Morgen sagten sie zu dem Kaufmannssohn:

— Gehe du heute hin und verschaffe uns für diesen Tag etwas durch deine Klugheit und dein Handelsgeschäft!

Da machte sich der Kaufmannssohn auf den Weg, bis daß er ein Schiff gewahr wurde von den Seeschiffen, das viele Waaren hatte, und so eben am Gestade angekommen war. Alle Kaufleute giengen nach demselben hin, in der Absicht, von dessen Waaren einzukaufen. Sie setzten sich bei dem Schiffe hin, um sich zu berathschlagen, und einer sagte zu dem andern:

— Lasset uns für heute wieder heimkehren, wir wollen heute nichts von diesen Waaren kaufen, wenn wir gleich davon nöthig haben, bis daß man sie uns, wenn sie so liegen bleiben, um niedrigen Preis abläßt, und es kann nicht fehlen: ihr Preis muß sinken. Allein der junge Kaufmann trat ihnen in den Weg, indem er ohne ihr Wissen zu den Besitzern des Schiffes hingieng und von ihnen alle Waare, die auf dem Schiffe war, als unbrauchbare, um den geringen Preis von hundert Denaren kaufte, und gab zu verstehen, daß er diese seine Waare nach einer andern Stadt hinschaffen wolle. Als die Kaufleute der Stadt solches vernahmen, gaben sie ihm, aus Furcht daß er diese Waare ihren Händen entreißen möchte, hundert tausend Dirhem's auf und mußten auch noch den Preis, um welchen er die Waaren gekauft, den Schiffseigenthümern bezahlen. Darauf gieng er mit seinem gewonnenen Geld zu seinen Freunden, indem er an das Thor der Stadt schrieb:

— Klugheit bringt in einem Tag hundert tausend Dirhem ein.

Am vierten Tage wandten sie sich an den Königssohn mit den Worten:

— Gehe nun auch du hin und verſchaffe uns etwas mit deinem Beſchluß und Fügen der Gottheit!

Da machte ſich der Königsſohn auf den Weg, bis daß er an das Thor der Stadt kam, woſelbſt er ſich auf einen bequemen Platz hinſetzte. Dieſer Tage war aber der König dieſer Gegend geſtorben, ohne einen Sohn oder Verwandten zu hinterlaſſen, und man kam nun mit der Leiche des Königs an ihm vorbei. Während alle Welt ob demſelben trauerte, trauerte er nicht. Die Leute drückten daher ihren Unwillen über ihn aus und der Thorwart ſchmähete ihn, indem er ſagte:

— Wer biſt du, o Hund, und was heißt dich hier Platz nehmen am Thore der Stadt? und wir ſehen nicht, daß du trauerſt ob des Königes Tod.

Darauf ſtieß ihn der Thorwart von dem Thore weg. Wie die Leute aber vorüber waren, gieng der Jüngling zurück und ſetzte ſich wieder an ſeinen vorigen Platz. Nachdem der König beerdigt war, und als die Leute zurückkehrten, erblickte ihn wieder der Thorwart, der ſofort ergrimmet zu ihm ſprach:

— Habe ich dir nicht verboten, dich an dieſem Orte hinzuſetzen?

Darauf packte er ihn und warf ihn in's Gefängniß. Den andern Morgen verſammelten ſich die Leute dieſer Stadt, um ſich über die Wahl eines neuen Königs zu berathſchlagen; allein Jeder hatte viel an der Anſicht des Andern auszuſetzen, und ſie konnten nicht einig werden. Da ſagte der Thorwart zu ihnen:

— Ich habe geſtern einen Jüngling am Thore ſitzen ſehen, und nicht ſah ich ihn in Trauer ob unſerer Trauer; ich redete mit ihm, daß er von da fortgehen ſollte, allein er folgte mir nicht; da ſtieß ich ihn von dem Thore weg. Wie ich aber zurückkehrte, ſah ich ihn wieder da ſitzen, da brachte ich ihn in's Gefängniß, weil ich befürchtete, daß er ein Spion ſeyn möchte.

Auf dieſe Rede hin ließen die Edlen der Stadt den Jüngling holen; ſie fragten ihn dann nach ſeinen Verhältniſſen und was ihn in ihre Stadt geführt habe. Der Jüngling erwiederte:

— Ich bin der Sohn des Königs von Fewiran; nach ſeinem Tode bemächtigte ſich mein Bruder des Reichs und ich floh vor ihm, weil

ich für mein Leben in Furcht war, und ſo kam ich in dieſe Gegend.

Nachdem der Jüngling ihnen ſolches mitgetheilt, erkannten ihn einige von ihnen, die in das Land ſeines Vaters gekommen waren, und erhoben dieſen ſeinen Vater mit Lobſprüchen, und ſiehe! die Edlen wählten den Jüngling zu ihrem Könige.

Die Leute jener Stadt hatten aber die Gewohnheit, wenn ſie einen neuen König ſich gewählt hatten, denſelben auf einem weißen Elephanten in feſtlichem Aufzug um die Stadt zu führen. Bei dieſer Gelegenheit kam der Königsſohn an dem Thor der Stadt vorbei, woſelbſt er die Aufſchriften ſeiner Freunde erblickte. Da befahl er, daß an daſſelbige hingeſchrieben werden ſollte:

— Arbeitſamkeit und Schönheit und Klugheit und was dem Menſchen auf der Welt, Gutes oder Böſes, zu Theil wird, es wird ihm nur zu Theil durch Beſchluß und Fügung der Gottheit, die geprieſen und verherrlichet werde; ein ſprechendes Exempel hievon bin ich, den Gott zu ſolcher Ehre und ſolchem Glück gelangen ließ.

Darauf begab er sich nach dem Palast, setzte sich dann auf den königlichen Thron und ließ seine Freunde und Gefährten vor sich kommen. Den, der sich durch seinen Verstand auszeichnete, nahm er unter seine Wesire auf; den, welcher es mit dem Arbeiten hielt, wies er zu den Ackerbauern; dem mit Schönheit Begabten ließ er viel Geld geben, verwies ihn aber aus dem Lande, damit er nicht die Weiber verführete. Nach dem versammelte er die Weisen seines Landes und seine einsichtsvolle Männer und sprach zu ihnen:

— Was meine Gefährten betrifft, so sind die nun wohl überzeugt, daß, was ihnen Gott, der gepriesen und erhöhet werde, Gutes bescheerte, ihnen nur zu Theil geworden sey durch Gottes Beschluß und Fügung, und ich wünsche nur, daß auch ihr solches einsehen und euch davon überzeugen möget; denn siehe! das, was mir Gott zukommen ließ und womit er mich beschenkte, es ist mir nur zu Theil geworden durch göttliche Fügung, und nicht durch meine Klugheit und nicht durch meine Arbeitsamkeit. Auch hoffte ich nicht, als mich mein Bruder von der Regierung verstieß, daß mir ein reichlicher Lebens-

unterhalt würde, geschweige denn diese Stelle zu erreichen, auch konnte ich nicht erwarten auf dieselbe zu kommen, da ich bereits Personen kennen gelernt hatte in diesem Lande, welche vorzüglicher waren als ich an Schönheit und Reitzen, kräftiger in der Arbeit und trefflicher an Einsicht; allein der göttliche Beschluß hat mich geleitet, bis daß ich durch Gottes Fügung zu solchen Ehren gekommen bin.

Es war aber in dieser Versammlung ein Greis, Der erhob sich von seinem Sitz und sprach:

— Du hast geredet Worte der Klugheit und Weisheit und hast dir gewonnen unsere gute Meinung von dir und unsere Hoffnung auf dich; was du erwähnt hast, erkennen wir an und halten für wahr, was du auseinandergesetzt hast; dessen aber, was dir Gott zu Theil werden ließ, der Regierung und hohen Ehre, bist du würdig, da Gott, der Erhabene, dir Klugheit und Einsicht mitgetheilet hat, und der glücklichste Mensch in dieser wie in der zukünftigen Welt ist der, dem Gott Einsicht und Klugheit beschceret hat; und Gott hat uns Gutes erwiesen, indem er uns dich nach dem Tode unsers Königs schenkte und uns durch dich beehrte.

Nach diesem Greis erhob sich ein anderer, ein frommer Pilger. Der, nachdem er Gott, dem Erhabenen und Preiswürdigen, Dank und Preis gesagt, begann also:

— Ich bediente, denn ehe ich Pilger wurde, war ich ein Diener, einen Mann von den Edlen. Als ich den Entschluß der Weltentsagung gefaßt hatte, trennte ich mich von diesem Mann. Er hatte mir aber als Lohn zwei Denare gegeben. Den einen nun davon wollte ich zu frommen Zwecken verwenden, den andern aber behalten. Ich kam auf den Markt und traf daselbst einen Jägersmann mit einem Paar Tauben. Ich sagte ihm, was ich ihm darum geben wolle, allein der Jäger wollte dieselben nicht anders hergeben als um zwei Denare, und so sehr ich auch in ihn drang, daß er sie mir um einen Denar ablassen möchte, er wollte nicht. Darauf sprach ich bei mir selbst: Ich will eine von ihnen kaufen und die andere lassen; dann aber dachte ich wieder und sprach: Vielleicht, daß sie ein Paar sind, ein Männchen und ein Weibchen, und ich würde sie so trennen. Das Mitleiden für sie ergriff mich also und, indem ich mein Vertrauen auf Gott setzte, kaufte ich

sie beide um meine zwei Denare. Ich fürchtete aber, daß, wenn ich sie fliegen ließe in einer von Menschen besuchten Gegend, man auf sie Jagd machen möchte und sie vor Hunger und Müdigkeit nicht im Stand seyn möchten, davon zu fliegen und war in Besorgniß, daß sie umkommen möchten. Deshalb gieng ich mit ihnen nach einem weide- und baumreichen Platze, der weit entfernt und von Menschen nicht besucht war, und ließ sie hier fliegen. Sie flogen davon und ließen sich auf einem Fruchtbaum nieder. Wie sie aber hoch oben auf dem Baume waren, sagten sie mir Dank und ich hörte die eine von ihnen zu der andern sagen:

— Dieser Pilger hat uns erlöst aus dem Ungemach, in dem wir waren, und uns befreit und gerettet vom Verderben. Drum geziemt uns nun, daß wir ihn für seine Handlung belohnen; und siehe! an der Wurzel dieses Baums befindet sich eine Schaale, angefüllt mit Denaren, wollen wir ihm nicht dieselbige zeigen, daß er sie nehme?

Da sprach ich zu ihnen:

— Wie könnet ihr mir denn zeigen einen

Schatz, den die Augen nicht sehen, da ihr das Netz nicht sahet!

Sie erwiederten:

— Der göttliche Beschluß wendet, wenn er will, die Augen ab von dem Orte, wo sie hinsehen sollten und verblendet das Gesicht; so hat der göttliche Beschluß unsere Augen abgewendet von dem uns gestellten Netz, aber nicht hat er dieselben abgewendet von diesem Schatz.

Da grub ich nach und zog das Gefäß heraus, und es war voll von Denaren. Dann wünschte ich ihnen Heil und sprach zu ihnen:

— Gedankt sey Gott, der euch kund gethan, was er weiß, und daß ihr zum Himmel aufflogt und mir Kunde gabt von dem, was unter der Erde ist!

Sie erwiederten mir:

— O du Kluger! weißt du nun, daß die göttliche Fügung über Alles geht, daß keiner im Stande ist, derselbigen zu entgehen?

— Und ich, fügte der Pilger hinzu, erzähle dem König, was ich erlebt habe. Wenn nun der König es befiehlt, so bringe ich ihm das Geld und lege es nieder in seiner Schatzkammer.

Der König aber erwiederte:

— Solches gehört dir und sey dir zu Nutzen!

Nach Anhörung dieser letzten Rede des Philosophen schwieg der König Dabschelim. Darauf sprach noch der Philosoph zu dem König:

— Mögest du, o König, tausend Jahre leben und die sieben Zonen beherrschen! Mögest du aller deiner Wünsche theilhaftig werden durch den Beistand des Beschlusses und der Fügung der Gottheit, zu eigener Freude und zur Augenkühle deiner Unterthanen! Denn in dir ist vollendet die Einsicht und das Wissen, und es strahlet von dir die Klugheit und die Wachsamkeit, und vollkommen ist in dir der Heldenmuth und die Güte, und eins ist bei dir die That und das Wort durch den Beistand des anbetungswürdigen Königs.

Zugabe.

Der falsche Prediger.

ine Makame (Erzählung) Hariri's.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

— Wie ich den Sattel *) der Wanderschaft bestiegen — und mich die Armuth von meinen Genossen fortgetrieben, — warfen mich die Fluthen der Zeit — nach Sanaa in Jemen, wo Alles gedeiht. — Ich trat hinein in die Stadt mit leerem Sack — und meine Armuth zeigte sich wie an hellem Tag, — ich hatte nicht das Nöthigste mehr — und meine Reisetasche war ganz leer. — Ich durchstreifte dann ihre Straßen wie ein Irrender — und durchflog ihre Gassen wie ein Vogel, ein dürstender — und suchte auf dem Weideplatz meiner Seher **) — und auf dem Raum meiner frühzeitigen und abendlichen Ge-

*) Im Arabischen: Kameelböcker.

**) d. i. meiner Augen oder Blicke.

her*) — einen Edelmüthigen, dem ich mit abgelegter Schaamhaftigkeit – mittheilen könnte meine Bedürftigkeit — oder einen Gebildeten, deſſen Anblick mir die betrübenden Sorgen zerſtreuete — und meinem brennenden Durſt Stillung verleihete. — So gelangte ich, nachdem ich durch alle Straßen mich durchgewaget — und am Ende den nächſten beſten gefraget — an einen großen Verſammlungsort, — wo ſich die Leute drückten und ſeufzten an einem fort. — Wie ich eindrang in das Dickicht der Verſammlung, — um zu erfahren ihrer Thränen Veranlaſſung, — erblickte ich in der Mitte des Kreiſes — einen Mann ganz ausgehungerten Leibes — und zur Pilgerreiſe gerüſteten Geiſtes — mit klagender Stimme des Leides; — der hielt eine Rede in lauter Reimen, — deren einzelne Worte gliechen Edelſteinen — und ſchlug die Ohren der verſammelten Menſchenhorden — mit kräftigen Ermahnungs- und Droh-Worten; — und wie der Hof umgibt das Mondenlicht — und die Hülſen einſchließen ihre Frücht', — ſo umkreiſete ihn des Volkes Menge, anders nicht. — Ich ſchlich

*) d. i. meiner Füße oder Schritte.

darauf mich zu ihm, — um mit Nutzen zu vernehmen seiner Rede Sinn — und einige seiner Perlenwort' mir zu sammeln als Gewinn. — Da hörte ich ihn sagen, — wie er schon weiter auf seiner Rede Bahn war gerathen — und meinem Ohr sich nahten — die schallenden Worte seiner Brust, — die er hervorholte ohne Zeitverlust: —

— O Mensch, der du geblendet bist durch jugendlichen Uebermuth, — gerissen fort von eitler Phantasieen Gluth, — dahin lebst in der Thorheit wilder Wuth — und nur zu Nichtigem hast frischen Muth! — wie lang noch willst verharr'n du in Gottlosigkeit, — wie lang dich weiden auf des Frevels weiter Weid', — wie lang noch bleiben denn in eitler Selbstgefälligkeit, — solch nichtigem Treiben zu entsagen, wann bist du bereit? — Du widersetzest dich in frecher Widerspenstigkeit — dem Herrn, der dir des Hauptes Haar nur angeleiht, — du frevelst ohne Schaamhaftigkeit — gegen Gott den Herrn, der mit deinen Geheimnissen wohl ist eingeweiht, — entziehest dich den Augen deines Nächsten weit, — da doch der Herr dich schaut zu aller Zeit; — vor deinem Knecht willst du ver-

bergen deine Schnödigkeit, — da nichts verborgen bleibet deinem Herrn in aller Weit'. — Glaubſt du: das ſchaffe dir die Seligkeit, — wenn du zu frommer Pilgerreiſe ſeyſt bereit? — oder daß dich retten deiner Güter Herrlichkeit, — wenn dich dem Verderben genaht deiner Thaten Nichtswürdigkeit? — oder daß dir helfe der Reue Gefühl, — ſo deine Beine ſchon wanken, nah' am Lebens Ziel? — oder daß dich bedaure der Genoſſen Schaar, — ſo du liegeſt auf der Todtenbahr? — Willſt du denn nicht die Bahn betreten, — wo du kannſt deine Seele retten, — nicht eilen, — deine Krankheit zu heilen, — nicht abſtumpfen den Stachel deiner Sünden — und die Luſt deiner Seele binden, — die als deinen größten Feind ſich läſſet finden? — Iſt nicht der Tod das dir beſtimmte Ziel, — deine Vorbereitung auf ihn war ſie viel? — Das Alter mahnet dich daran — was bringſt du zur Entſchuldigung voran? — wann du im Grab wirſt ſchlafen, — kannſt du da noch Worte zuſammenraffen? — vor den Herrn der Welten mußt du treten, — wer ſoll dich da retten? — Aufwecken wollte dich oft die Stimme der Zeit, — allein du warſt ſtets zum Schlafen geneigt, — Er-

mahnung hat dich getroffen, — du warst widerspenstig, dein Ohr nicht offen; — Beispiele haben sich dir enthüllt, — allein du hast dein Auge verhüllt, — das Wahre und Rechte wurde dir aufgehellt, — du hast dich ihm entgegengestellt. — Man erinnerte dich: Sterben sey dein Loos, — allein bald schlugst du dich dieses Gedankens wieder los. — Viel war dir Gelegenheit wohlzuthun, — allein du ließest die Hände ruh'n. — Du liebst es mehr ein Goldstück aufzubewahren, — als eine Ermahnung zum Guten und Wahren, — es freut' dich mehr, ein stolzes Schloß zu errichten, — als den Armen durch eine Wohlthat aufzurichten, — statt eines Führers auf den wahren Steeg — willst du lieber Geld auf den Weg, — mehr Freude findest du an einem schönen Kleid, — als an dem Preise der Rechtschaffenheit, — kostbare Geschenke, womit man dich beehrt, — sind dir werther als die Stunden, wo man Gott verehrt; — zu einem Freudenfest reichst du gern deine Spende, — für ein Almosen doch verschließest du deine Hände. — Eine Platte mit guten Speisen — ziehst du vor dem Platte eines frommen Weisen, — mit deinen Genossen in Lust und Freud

dich zu vergessen — ist dir genehmer als im Koran zu lesen. — Du verlangst was ist billig, — aber zeigst dich selbst nicht dazu willig, — verbietest das Unrecht, — thust aber selbst nie Recht, — hältst Andere ab von Ungerechtigkeit — doch bist du immer selbst für sie bereit, — vor Menschen du in Furcht oft bist, — da doch nur Gott zu fürchten ist. —

Zum Schluß sagte er folgende Verse:

Weh dem, deß Streben sich richtet
Nur auf die Welt, dem sie ist Ziel.
Es ist verloren auf immer,
Wer liebt der Welt Tand und ihr Spiel.
Wüßt' er's, ein Tropfen nur wär schon
Von ihr zu trinken ihm zu viel!

Dann that er Einhalt seiner Rede Erguß — und trocknete seiner Thränen Fluß, — nahm seinen Mantelsack unter den Arm — und den Stab in die Hand, ganz ohne Allarm. — Als die Versammlung ihn sah aufstehen — und seinen Platz verlassen, um weiter zu gehen, — griff jeder von ihnen in seinen Sack, — um eine Spende für ihn zu bringen an den Tag, — die sie ihm reichten mit den Worten: verwende dies zu ei-

genem Verbrauch — oder laß es auch deinen Genossen seyn zu Gebrauch! — Er nahm die Gabe, sich höflichst bückend, — und sagte Dank, sich weiter drückend; — denen die ihn begleiten wollten — sagte er, daß sie sich nicht bemühen sollten, — er sagte ihnen, sie möchten bleiben hier, — damit sie ja nicht erführen seinen Weg noch Absteigquartier. —

Hareth Ben Hemmam erzählt also weiter:

Ich aber folgte seinen Spuren ziemlich nah— doch so, daß er mein Gesicht nicht sah, — bis er gelangte an einer Höhle Loch, — in das er, ohne sich umzusehen, kroch. — Ich ließ ihm Ruh, — bis er sich ausgezogen die Schuh — und die Füße sich gewaschen dazu, — darauf überfiel ich ihn, — wie er sich gerade gesetzet hin — mit seinem Schüler von gleichem Sinn, — um sich zu laben — an Semmeln und Schaafsbraten, — und damit die Speise ihnen möchte gedeih'n, — hatten sie auch eine Flasche Wein. — Ich sprach dann:

— Du, der du so predigst gegen die Sünden, — du lässest dich also finden! —

Drauf holte er einen Seufzer in Zornesgluth — und gerieth fast in große Wuth, —

ſchaute mich an mit grimmigem Blick, — daß ich vor Furcht weit trat zurück. — Doch nachdem er ſein Feuer gedämpft — und ſeine Zornesflamme etwas bekämpft, — ſprach er:

Gewinnes wegen hab ich angezogen dieſes Kleid;
Ich werfe meinen Köder hin in jeden Teich.
Die Predigt, die ich halte, iſt ein Netz,
Wodurch ich Beute aller Art erreich'.
Des harten Schickſals Hand nur nöthigt mich
Zu ſuchen meine Zuflucht in des Leu'n Bereich.
Doch ich bin muthig, fürchte ſeine Anfäll' nicht,
Und nichts iſt, das mich zittern macht und weich.
Zu einem Ort, der ehrbefleckend iſt, jedoch
Führt meine Seele mich nicht hin ſo gleich.
Und wär' gerecht das Schickſal, nicht würd' es verleih'n
Unwürd'gen Händen dieſer Erde Reich'.

Darauf ſagte er zu mir:

— Komm her! von dieſem Brode brich — und wenn du willſt, erhebe dich und ſprich! —

Ich aber wandte mich zu ſeinem Schüler mit den Worten:

— Ich beſchwöre dich beim Herrn, dem angehört das Gericht, — daß du mir verheimlichſt nicht, — wer dieſer Böſewicht? —

Er antwortete:

— Das iſt Abu Seid von Serudſch, der Wanderer Sonne — und der Gebildeten Krone! —

Darauf wandte ich mich dahin zurück, woher ich gekommen — und mein Herz war von Bewunderung deſſen, was ich geſeh'n und gehört, eingenommen. —

Abu Seid's Abſchiedsrede an ſeinen Sohn.

Eine Makame Hariri's.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich habe vernommen, — daß Abu Seid, wie ſeines Lebens Ende herangekommen — und ihm des Alters Feſſel die Kraft, ſich ſelbſt zu erheben, genommen — ſeinen Sohn zu ſich kommen ließ — und ihn wohl zu achten hieß — auf die Rede, die er, nachdem er nochmals ſeine Kräfte zuſammenraffte, — ſofort an den Tag ſchaffte. —

— Mein Sohn! ſprach er, bald werd' ich treten aus der Erde weitem Vorhof in das enge Haus, das Grab, — und meine Augen werden bald beſtrichen werden mit des Todes Stab; —

du wirſt, Gott ſey gedankt, mein würd'ger Erbe ſeyn — der Widder der ſaſanidiſchen Heerde, wenn mich die Erde ſchließet ein. — Deinesgleichen braucht man nicht mit dem Stecken zu winken — noch braucht auf dein Gehirn, damit es ſich öffne, ein Stein zu ſinken, — ſondern was man dir ſagt das begreifſt du wohl — und denkſt ſcharf darüber nach zu eigenem und fremdem Wohl. — Ich laſſe dir ein Gebot, — das weder Set noch Jakob ihren Stämmen gebot; — drum merk dir immer dies mein Wort — und Ungehorſam treib weit fort, — folg meinem Beiſpiel — und verſtehe wohl, was ich dir ſagen will! — Und folgſt du treulich dem was ich dir gebot — und läſſeſt du dich ſtets beleuchten durch meines Rathes Morgenroth, — ſo wird deinem Haus Nahrung ſeyn zum Genügen — und viel Rauch wird aus demſelben zum Himmel ſtiegen. — Sollteſt du aber dies mein Capitel vergeſſen — und meinen Rath zu verwerfen dich vermeſſen, — ſo wird deiner Dreifüße Aſche wenig ſeyn — und weder Familie noch Stamm ſich deiner erfreu'n. — Mein lieber Sohn! Ich hab' erforſcht der irdiſchen Dinge wahren Stand, — hab' auch erfah-

ren ſelbſt des Schickſals Unbeſtand. — Ich habe geſehn: den Mann macht ſeiner Güter Zahl, nicht ſeine Ahnen —, man fraget nach ſeinem Erwerb, nicht nach ſeinem Namen. — Ich habe gehört, wie man ſich das Leben auf viererlei Weiſe könne friſten: durch Regieren — nemlich oder Handel führen, — dadurch daß man Ackerbau treibe — oder der Kunſt ſich verſchreibe. — Ich habe all dieſe vier Gewerbe verſucht, — um zu ſehn, welches am meiſten bringe Nutz und Frucht; — allein ich konnte mit keinem zufrieden ſeyn — und bei keinem mich recht meines Lebens freu'n; — denn, was zuerſt betrifft das Regieren — ſo iſt man ſtets in Furcht, man möchte die Herrſchaft verlieren, — und iſt ſolches Loos der Regenten nicht verworrener Träume Bild, — eines Schattens, der in Finſterniß iſt eingehüllt? — und von welcher Angſt und Pein wird ein Regent am Tage des Gerichts erfüllt? — Was dann betrifft des Kaufmanns Stand, — ſo iſt er jeglichen Gefahren zugewandt, — des Kaufmanns Gut fällt oft in Räubers Hand — er gleicht dem Vogel, der, ſtets in der Luft, ſeinen Fuß nie ſetzet auf das Land. — Wer ferner dem

Ackerbau ſich hat ergeben, — der hat den Anſpruch auf Ehre vergeben — und der Bauer, heißt es, bleibt an ſeiner Scholle kleben, — und ſelten iſt er vor Verachtung geborgen, — auch erwirbt er ſein Brod nicht ohne Müh' und Sorgen. — Was endlich das Gewerbe des Künſtlers betrifft, ſo trägt's kaum ſo viel ein, um Hunger und Durſt zu ſtillen, — nie wird der Künſtler ſich den Beutel füllen, — und kann ſeinen Platz auch meiſtens nur, ſo lang er jung iſt, ausfüllen. — So gibt es alſo kein Geſchäft, das nicht koſtete Schweiß, — und wovon ſüß wäre die Speis — das da reichlich trüge ein — und wovon der Trank wäre rein, — als das, wovon Saſan — der Bettler Hauptmann — die Fundamente gelegt, — und deſſen Arten er genau auseinander gelegt, — deſſen Licht er angezündet im Orient wie im Occident fern, — damit es diene armen Wanderern zum Leitſtern. — Und ich kenne dieſes Geſchäftes Gang recht gut — da ich es ausgeübet mit friſchem Muth, — und ihm mich verſchrieben mit meinem Blut; — denn das iſt ein Handel, der gehet Jahr aus Jahr ein, — ein Strom, der niemals trocknet ein, — eine Leuchte für Jeden

beim Abendſchein, — das ſelbſt dem Blinden und Einäugigen kann Licht verleihn. — Wer dieſem Geſchäft ſich verſchrieben, — iſt glücklich und hoch angeſchrieben. — Ihn kann nicht treffen Ungerechtigkeit, — noch beunruhigt ihn das Schwerdt, gezogen aus ſeiner Scheid — er fürchtet nicht das Gift des Skorpion — und unterwirft ſich keinem Herrn zu eigenem Hohn; — er fürchtet weder Donner noch Blitz — er kümmert ſich nicht um den, der ſteht noch um den auf hohem Sitz. — In ihren Verſammlungen iſt Freud und Luſt — in Heiterkeit ſtets hebt ſich ihre Bruſt — ihre Nahrung verſchaffen ſie ſich ohne viel Zeitverluſt — und führen ein glückliches Leben keiner Sorgen ſich bewußt. — Sie finden zu ſpeiſen, — wo ſie auch reiſen, — ſie pflücken, — wo ſie ſich bücken, — ſie kennen kein Vaterland, — noch erkennen ſie an eines Fürſten Oberhand; — ſie gleichen Vögeln, die des Morgens fliegen aus, den Bauch wie hohl, — des Abends kehren ſie heim den Bauch ganz voll. —

Sein Sohn erwiederte ihm:

— Mein Vater! du haſt deine Rede ſchön zuſammengeſetzt — aber mir noch nicht Alles

gehörig auseinandergesetzt, — drum lehre mich noch weiter begreifen, — wie man die Sache muß angreifen? —

Darauf fuhr er also fort:

— Ihr Haus ist die Landßraße weit und breit, ihr Kleid die Heiterkeit, — ihre Leuchte die Verschmiztheit — und ihre Waffe die Keckheit. — Drum streif herum, wie ein Kobold keck, — und durchhüpfe die Nächte wie eine Heuschreck, — sey lustiger als die Gazell beim Mondenlicht — und grimmiger als der Wolf, wenn er in Wuth ausbricht! — Reibe das Zündholz deines Glücks, soll's auch kosten Schweiß — und klopf an der Thür deines Heils mit Fleiß, — durchstreife jedes Thal — mit seinen Abgründen zumal, — laß dich auf jeder Wiese sonnen — und laß hinab deinen Eimer in jeglichen Brunnen; — laß dich das Suchen nicht verleiden — und scheu keine Mühe und keine Leiden, — denn es stehet geschrieben auf dem Stab unsers Meisters Safan: Wer sich bewirbt, — der erwirbt, — wer herumstreift, — ergreift! — Hüte dich vor der Trägheit, denn sie führt zu Unglück und Ungemach — sie kleidet mit Armuth und jeglicher Schmach; — sie ist

der Schlüſſel zur Dürftigkeit, — ſie iſt der Saamen von jeglichem Leid, ſie iſt das Zeichen von Thorheit und Schwachheit — ſie der Verrath von Geſchäfts-Unfähigkeit; — nicht gewinnet Honigſeim, — wer der Trägheit fällt anheim; — nicht füllet ſich die Hand, — wer faul aufliegt auf der Hand. — Tritt ſtets auf mit Muth, — und wär's gegen einen Löwen in Wuth! — denn eine Bruſt der Kühnheit befliſſen — läßt der Zung die Worte fließen — und der Rede den Zügel ſchießen; — denn Muth verſchaffet Glück — und Güter zur Genüg. — Furcht dagegen iſt die Schweſter von Schlaffheit, — das Zeichen von Schwachheit, — ſie verſchiebet die Thätigkeit, — ſie iſt's, die die Hoffnung zerſtreut; — daher ſagt das Sprüchwort in Wahrheit: — Wer wagt, kommt vorwärts, — wer zagt, kommt rückwärts! — Ferner mein Sohn: Flieg aus des Morgens früh wie der Rab' — und ſetze dich mit Löwenmuth in Trab; — zeig' Vorſicht wie das Chamäleon, und ſprich mit Wolfestrotz den Menſchen Hohn; — mußt gierig wie das Schwein — und munter wie die Gazelle ſeyn; — hab des Fuchſen Schlauheit — und des Kameeles Duldſamkeit, — bemüh

dich wie die Katze zu ſchmeicheln, — und immerfort verſteh' es zu heucheln! — Täuſche durch den Trug der Zung — und bethöre durch der Beredtſamkeit Schwung; geh' auf den Markt zu rechter Friſt, — und milk die Kuh, bevor ſie gemolken iſt! — Bevor du ziehest nach einem Ort — forſche nach bei Wanderern, wie es ausſieht dort; — bette dir weich — ehe du hinliegſt ſo gleich; — ſchärfe deinen Verſtand, damit du lerneſt errathen, — und übe deinen Blick, damit du das Wahre erkenneſt ohne viel Rathen; — denn, wer recht gerathen, wird ſich lange freu'n, — wer falſch gerathen aber, den wird's lange reu'n. — Mach nie ein großes Haus, — ſey ohne Stolz und Braus, — bitte keinen zweimal um Segen, — begnüge dich auch mit einem feinen Regen; — auch den Niedrigen nenne Herrn, — und ſage Dank für jeden Feigenkern; — gelingt dir eine Sache nicht gleich, — ſo warte ruhig, ob der harte Stein nicht werde weich; — und verzweifle nicht an der Leitung von Gottes Hand, — denn daran verzweifelt nur, wer Gott nicht erkannt. — Wenn man dir die Wahl läßt zwiſchen einem Heller baar — und einem Teller voll Edelſtein über's

Jahr, — ſo nimm den Heller ohne Sorgen, — denn ſich'rer iſt heute als morgen; — verſchieben iſt eine gefährliche Sach', — und dem heut'gen Vorſatz wächſt bis morgen ein anderer nach; — oft wird das Verſprechen wegen Hinderniß verletzt, — und zwiſchen Verſprechen und Halten ſind Berge geſetzt. — Bei deinen Unternehmungen zeige Geduld, — und erweiſe Jedermann deine Huld, — hüte dich eine Sache zu weit zu führen — und befleiß'ge dich feiner Manieren; — einen Dirhem mußt du heben — doch neben der Sparſamkeit auch Geſchenke geben; — deine Hand ſollſt du nicht an Hals binden, ſondern recken, — dabei aber dieſelbe nicht zu weit ausſtrecken. — Eine Stadt, wo es dir nicht gefällt, — oder wo ſich Kummer dir zugeſellt, von der zieh mit Hoffnung fort in die Weit, — die beſte Stadt iſt die, welche dir zu leben beut; — nimm es nicht ſo ſchwer das Weiterzieh'n — und ſey nicht zu bequem, dich weiter zu bemüh'n! — Es iſt bei unſerer Sekte angenommen — und unſere Aelteſten ſind darin übereingekommen, — daß der beſte Segen ſey eine Reiſe — ſich zu bereichern die beſte Weiſe; — ſie tadeln die Meinung, als ob man

in der Fremde ſey ohne Ruh' und Raſt — und daß das Reiſen ſey eine Laſt; — ſie ſagen: das ſeyen niedrigen Geiſtes Züge, — wenn man ſich mit ſchlechten Datteln und ſchlechtem Maas begnüge. — Willſt du aber auf eine Reiſe geh'n — und haſt dich dazu mit Stock und Ranzen verſeh'n, ſo ſuche dir noch einen Geleitsmann, — ehe du trittſt die Reiſ' an, — denn, wie ein Nachbar — iſt für dein Haus wachbar, — ſo iſt ein Begleiter — dein Schutz, wenn du gehſt weiter! —

Empfange ſie dieſe Lehren denn!
Vor mir noch nicht ſie gegeben ſeyn.
Der Achtung werth ſind ſie zewiß,
Und hell und klar wie Edelſtein.
Denn ich hab' als ein weiſer Mann
Geſponnen ſie mit Müh' und ſein.
Drum ſey du klug, und thu was Recht,
Befolge dieſe Lehren mein,
Bis daß die Menſchen ſagen: Seht!
Das iſt der Löwe des alten Leu'n!

Darauf ſprach er:

— Mein Sohn! ich habe geredet viel — und bin nun am Ziel. — Wohl dir, biſt du folgſam, — wehe dir, biſt du ungehorſam. —

Gott werde dein Schutz nach mir, — und ich hoffe, daß du entſprechen werdeſt meiner Meinung von dir. —

Darauf antwortete ihm ſein Sohn:

— O dürfteſt du bei mir bleiben — und nie in die Bahre ſteigen! — du haſt geſprochen Worte der Wahrheit, — und mich unterwieſen in Klarheit, — und mir beſcheert, — was nicht leicht ein Vater ſeinem Sohn gewährt. — Werde ich nach deinem Tod verlaſſen ſteh'n, — o dürfte ich dir nicht ins Grab nachſeh'n! — ſo werde ich folgen deinen Lehren — und mich nach deinen Fußſtapfen kehren, — bis daß man wird ſagen: — der Sohn iſt wie der Vater gerathen! —

Ob dieſer Antwort freute ſich Abu Seid in ſeiner Todesſtund — und ſagte dann noch mit lächelndem Mund:

— Wer ſeinem Vater nachſchlägt, — der thut Recht! —

Hareth Ben Hemmam ſetzt hinzu:

— Ich habe vernommen, daß die Saſſaniden, — wie ihnen dieſe Lehren zu Ohren geriethen — dieſelben erhoben über die des Lec-

man — und ſie auswendig lernten, wie man auswendig lernt den Koran — daß ſie vor Allem damit einweih'n ihre Knaben, — und ſie für nützlicher halten, als die köſtlichſten Gaben. —

Dschundaba und die Heldenmörderin.

Aus dem Buch: Geschichte der Glaubenskämpfer.

— — Dschundaba bestieg sodann sein bestes Roß, machte sich auf den Weg des Nachts und ritt, bis es Tag wurde. Da erblickte er vor sich schöne, blühende Gärten, die herrlichen Wohlgeruch verbreiteten und in mitten dieser Landschaft aufgeschlagene Zelte und aufgestellte Lanzen, auch edle Pferde, die da weideten. Dschundaba betrachtete diese Gegend mit Wohlgefallen, und er verwunderte sich über die einzeln dastehenden Zelte. Ohne Zweifel, sprach er zu sich selbst, gehören dieselben einem Manne, welcher auf einer Reise begriffen ist.

Wie er so ganz in Verwunderung und Nachdenken versunken den Zelten sich näherte, trat ein Mensch gegen ihn hervor, wie ein Berg von

gewaltiger Größe, angethan mit einem ſtarken doppelten Ringelpanzer, das Haupt bedeckt mit einem Helm, deſſen Rand rings herum vergoldet war und ſchön gezackt, der ſich auf ſeinem dunkeln Haupthaar ausnahm wie ein Stern. Wie ihn ſein Pferd erblickte, wieherte es und kam ihm entgegen, er aber ſtreichelte es mit ſeiner Hand und küßte es auf die Stirn, warf ihm ſodann die Satteldecke über, machte den Gurt feſt und legte ihm den Zügel ins Maul. Das Alles ſah Dſchundaba mit an.

Nachdem aber das Roß ganz geſattelt war, ſchwang jener Menſch ſich auf ſeinen Rücken mit eines Löwen Behendigkeit, ohne ſeinen Fuß in einen Steigbügel zu ſetzen, dann gürtete er ſich ſein Schwerdt [illegible] und ſtellte ſeine Lanze zurecht. So gieng er auf Dſchundaba los und redete ihn mit den Worten an:

— Nun Burſche, Friede? ehe wir reden, oder ein Schlag mit dem Schwerdt?

Zugleich aber, ohne Red und Antwort abzuwarten, rüſtete er ſich zum Angriff. Wie Dſchundaba dies merkte, gab er ſeinem Pferde die Sporen, ſo daß es unter ihm weglief ſchneller als der Blitz, der blendende, und die Wolke,

die herabſchüttende, ergriff die Lanze zum Angriff, ließ ſeinem Pferd die Zügel ſchießen und ſtürzte los auf ſeinen Gegner. Da tummelten ſie ſich in wildem Kampf, fielen bald aus der eine gegen den andern mit der Lanzenſpitze, bald wiechen ſie zurück. Nie hatte Dſchundaba einen ſolchen Kämpfer zu Roß geſehn, wie ſeinen gegenwärtigen Gegner, und auch dieſer hatte noch nie mit einem Feinde, wie Dſchundaba, gekämpft. Lange dauerten dieſe Lanzenangriffe, die bald mit mehr bald mit weniger Wuth wiederholt wurden, fort, indem jeder den Stoß dem andern zurück gab, den er erhalten, bis endlich der unbekannte Ritter die Lanze aus ſeiner Hand warf und einen Angriff auf ſeinen Gegner wagte, wodurch er dieſen in die Enge trieb. Dſchundaba aber ſtürzte mit der Lanzenſpitze auf ſeinen Gegner los und wollte ihn mit derſelben durchbohren. Doch gelang ihm dies nicht wegen deſſen gewaltiger Stärke, und nun warf er auch die Lanze weg aus ſeiner Hand, um ſeinem Gegner näher zu kommen, zog darauf ſein Schwerdt aus der Scheide, ſchwang daſſelbe mit kräftiger Hand und ſtürzte mit gewaltigem Schrei auf denſelben los, bis er ihn endlich an

seinem Panzer zu packen bekam, ihn aus der Tiefe des Sattels hob und in die Luft schleuderte, worauf er ihm mit seiner Kopfbinde die Hände über den Rücken zusammen band.

Der überwundene Unbekannte wandte sich hierauf an Dschundaba mit den Worten:

— O du Ritter voll Kraft und Kämpfer voll Löwenmuth! beliebt es dir nicht mir Gnade zu erweisen?

Dschundaba aber, wie er solches vernahm, fragte:

— Bist du ein Mann oder ein Weib?

Die Antwort war:

— Ich bin ein Weib, mein Herr!

Da rief er: Hülfe! Hülfe!

Drauf enthüllte sie ihr Angesicht, und so kam zum Vorschein der Glanz ihrer Stirne. Als sie aber Dschundaba in solchem Zustand erblickte, da wurde weich für sie sein Herz, und sie nahm seine Seele und sein Gemüth gefangen. Da riß er auf ihre Binde und sagte zu ihr:

— Mache mich doch bekannt mit deinem Geheimnisse und theile mir mit deine Angelegenheit!

Sie erwiederte:

— Wisse, daß ich bin die Tochter des Königs Kabus. Wie ich zur Jungfrau erwachsen war, kamen viele Freier zu mir, was mich sehr verdroß, und ich schwur deshalb bei meiner Seele, nur einen solchen heirathen zu wollen, der mich im Kampf und Lanzenstoß und Schwerdterhieb überwände. Die Leute hörten von mir und die Ritter erzählten sich meine Geschichte, und Königssöhne kamen zu mir von allen Wegen und Orten her und heldenmüthige Kämpfer nahten sich mir. Ich tummelte mich herum mit ihnen auf dem Kampfplatz und tödtete von ihnen jeden, der zum Tode bestimmt war. So entfernten sich die Freier von mir, und man nannte mich Heldenmörderin und Männer-Tod-Beförderin. Da nun mein Geist über die Männer erhaben war und ich nichts mehr von ihnen wissen wollte, ich aber von Seiten meines Vaters befürchtete, daß er mich nöthigen möchte zu einer Verbindung, die mir nicht gefiele, da nahm ich Zelte und Dienerinnen und Diener und Knechte und kam an diese Stätte und nahm Besitz von dieser Landschaft, versperrte den Reisenden den Durchmarsch und machte die Land-

ſtraße unſicher, ſo daß man von mir in allen Städten ſprach.

Nachdem Dſchundaba ſolches vernommen, gerieth er in gar großes Erſtaunen und fragte ſodann:

— Wo iſt denn das Lager aufgeſchlagen, von dem du geſprochen?

Sie antwortete:

— Am Ende dieſer Wieſe, und wenn du mit mir dahin gehen willſt, ſo thue es!

Dſchundaba beſtieg darauf ſein Roß und machte ſich mit ihr auf den Weg, doch war ihm hiebei nicht ganz wohl zu Muthe, denn er fürchtete eine böſe Liſt dieſer Frau.

Der Erzähler dieſer Geſchichte fährt alſo fort:

— Dſchundaba war mit ſeiner Begleiterin noch nicht weit gekommen, da nahten ſie ſich einem Lager, das ſchön ausgeſchmücket war, und Zelten, deren Fenſter auf die Straße giengen. Auch erblickte er um das Lager herum eine Heerde von Schaafen, die auf der Weide waren, und Pferde, die da herumrannten. Die Leute aber, die ſich in dieſem Lager befanden, ſchienen ihm das beſte und angenehmſte Leben

und ein glückliches und sorgenfreies Daseyn zu haben. Als dieselben ihre Herrin, die Heldenmörderin, erblickten, erhoben sie sich insgesammt und näherten sich ihr, sie begrüßend. Sie aber sagte zu ihren Leuten:

— Erweiset die schuldige Ehre diesem Gaste vor mir! Da begrüßten sie den Dschundaba und ersuchten ihn, daß er absteigen und mit ihrer Herrin in's Lager eintreten möchte, was er denn auch that. Nun wurde Schlachtvieh geschlachtet *) zur Mahlzeit, und Dschundaba verweilte drei Tage in dem Lager in vollkommenstem Freudengenuß. Am vierten Tage gelangten Gäste an. Die Herrin des Lagers nahm sie freundlich und mit allen Ehrenerweisungen auf, und wies sie in das Zelt des Dschundaba. Nachdem sich die Gäste zur Genüge an einer reichlichen Mahlzeit erlabt, wurde Wein vorgesetzt. Die Gesellschaft, die den Wein nicht verschmähete, saß so in Heiterkeit zusammen, das Gespräch wurde bald mehr bald minder lebhaft und alle möglichen Erzählungen wurden vorgetragen, indem jegliche Person der Gesellschaft,

*) Wörtlich: Es wurden gegurgelt die Gurgeln.

was ihr Interessantes begegnet war in ihrem Leben, Preis geben mußte. Wie die Reihe an Dschumdaba kam, erzählte er, was ihm begegnet, und setzte dann hinzu:

— Wahrhaftig! ich habe in meinem ganzen Leben nichts Merkwürdigeres vernommen, als was mir begegnet ist mit jenem Darem, dem ich alle mögliche Wohlthat erwiesen und den ich selbst von dem Tod errettet habe, und der dafür mich zu tödten trachtete; doch Gott hat seine Mordwaffe gegen sein eigenes Haupt gewendet, denn: wer Unrecht thut, den trifft Unrecht.

So erzählte jeder Einzelne, was ihm begegnet mit tapfern Zeitgenossen und von den Stürmen des Schicksals, die er erlebt.

Es waren aber ihrer zehn. Neun hatten bereits Erzählungen aus ihrem Leben Preis gegeben, und es war nur noch Einer übrig, der zu erzählen hatte. Dies war der Anführer der angekommenen Gäste, ein Mann von schwarzer Gesichtsfarbe und gewesener Sklave. Auf die Aufforderung der Gesellschaft, daß auch er etwas aus seinem Leben erzählen möchte, nahm er das Wort und sprach:

— Ruhmwürdige Araber! es iſt gewiß Niemand unter euch, dem Aehnliches widerfahren iſt, wie mir.

Auf wiederholte Aufforderung begann er dann alſo:

— So wiſſet denn! Ich hatte einen Herrn, der war der erſte Ritter ſeiner Zeit, Könige hatten Furcht vor ihm, trotz ihrer hohen Macht, und die Löwen in ihren Höhlen fürchteten ihn. Da kam zu ihm der nächtliche Wanderer des Verhängniſſes, und mein Herr kehrte heim zu ſeinem Herrn in Frieden. Er hinterließ aber eine Gattin. Die hatte eine große Furcht vor den Feinden und Gegnern ihres verſtorbenen Mannes, und ihr Herz war ganz eingenommen von der Befürchtniß, daß herumziehende Horden von Arabern ſie überfallen möchten. Alle ihre Knechte und Mägde flohen davon, und in ihrem ganzen Stamm blieb Niemand als ich. Die Furcht und Trauer meiner Herrin nahm immer mehr zu, dazu war ſie in geſegneten Umſtänden, und die Zeit, wo ſie gebären ſollte, war nahe. Da wandte ſie ſich einmal zu mir mit den Worten:

— Mein treuer Diener Selam, hielteſt du es nicht für gut, daß wir miteinander von dieſem Ort weggiengen, bevor uns hier Unheil trifft?

Ich ſagte: Ja! Darauf holte ich ihr Kameel, ſattelte es, und half ihr daſſelbe beſteigen. Dann machte ich mich mit ihr auf den Weg bei Nacht. Sie war aber von einer Schönheit die nicht zu beſchreiben iſt.

Da flößte mir der böſe Geiſt eine gewaltige Neigung zu ihr ein, und ihre Reitze verführten mich. Deshalb verfehlte ich abſichtlich mit ihr den Weg, bis ich in ein Thal gelangte, in der Nähe des Stammes von Dareu. Bereits war von mir alle Tugend gewichen und die Pforten zu einem Kampf, wie ſich Edle bekämpfen, waren mir verſchloſſen. Ich eröffnete ihr daher meinen Zuſtand und meine Abſichten gegen ſie. Sie aber ſprach:

— Da ſey Gott für, daß ich ſolchen Frevel begehe!

Allein ich hörte nicht auf ihre Worte, und ließ mich nicht lenken von dem Zügel ihres Willens, ſondern zog mein Schwerdt, ſchlug ſie mit der flachen Seite deſſelben und warf ſie hin

auf ihr Antlitz. Da erhob sie ihre Stimme und rief:

— Wehe über dich, du gottloser Knecht! bereits ist die Stunde nahe gekommen, wo ich, nach der Fügung des Schöpfers der Menschen, gebären soll; darauf that sie einen gewaltigen Schrei, der mich entsetzen machte, und noch in derselbigen Stunde brachte sie einen Knaben auf die Welt, der dem Monde gliech, wenn er in seinem vollen Lichte ist. Sie nahm sodann den Knaben und säugte ihn, gegen mich aber ließ sie sich mit heftigen Drohworten vernehmen. Aus Furcht nun, daß sie sich an den benachbarten Stamm wenden möchte, um von demselben meine Bestrafung zu erlangen, suchte ich ihr zuvorzukommen, gieng deshalb auf sie los und tödtete sie. Ich gieng dann meines Wegs, und ich weiß nicht, was das Schicksal mit ihr und ihrem Knaben gemacht hat. Das ist, schloß der Mann, meine Geschichte und was mir begegnet ist, und Gott weiß es, ob ich wahr geredet habe oder nicht. Hierauf gelangte ich zu diesen Leuten, ich theilte mit ihnen meine Habe und wurde ihr Anführer und bin noch heutigen Tags ihr Fürst, wie ihr seht. Meine Herrin,

ſagte er noch, hatte eine ſilberne Röhre bei ſich, worin ein Amulet war, geſchrieben von Dihkan, dem Weiſen, und auch, was aus dieſem geworden iſt, weiß ich nicht.

Nachdem Dſchundaba dieſe Erzählung angehört, näherte er ſich dem Sklaven Selam und ſagte zu ihm:

— Wie war der Name deines Herrn? Burſche!

Selam antwortete:

— Der Name meines Herrn war: Hareth Ben Amer Elkelabi.

Dſchundaba aber gab ihm kaum Zeit, ſeine Worte zu vollenden, ſondern zog ſogleich ſein Schwerdt, ſchlug ihn und hieb ihm den Kopf vom Rumpfe.

Die andern Gäſte erhoben ſich hierauf mit gezogenen Schwerdtern gegen Dſchundaba und wollten ihm den Becher des Todes zu trinken geben. Allein die Heldenmörderin nahte ſich ihnen und hielt ſie davon ab, indem ſie ſagte:

— Wenn es Morgen geworden iſt, machet mit ihm, was ihr wollt, wenn er mit euch meine Wohnung verlaſſen haben wird; aus Rückſicht auf mich aber laſſet ihn, der mein Gaſt iſt, heute unangefochten, morgen auf offener Straße

wird euch Niemand abhalten, zu thun was euch beliebt!

Nachdem aber der Knecht Selam seine Herrin getödtet hatte, nahm er ihr Vermögen, das er sofort an seine Leute austheilte und wodurch er sich manchen Tapfern zum Genossen gewann, und er suchte es eben so weit zu bringen wie sein Herr, der Hareth. Und wirklich waren unter seiner Botmäßigkeit viele Räuber. Um sich einen guten Weideplatz zu ersehen, zog er mit seinen Leuten aus und gerieth so zu der Heldenmörderin, und es begegnete ihm bei ihr, was erzählt worden.

Die Heldenmörderin hatte also den Leuten zu verstehen gegeben, daß sie den Dschundaba bis zum Morgen in Ruhe lassen möchten. Dies thaten dieselben auch, doch bewachten sie ihn von allen Seiten und Orten. Die Heldenmörderin nahm sodann den Dschundaba und führte ihn in ihr Zelt, indem sie sich nochmals zu jenen Leuten wandte und ihnen das Versprechen gab, denselben morgenden Tags ihnen auszuliefern. Diese, mit solchem Versprechen zufrieden, erwiederten ihr: Thue was dir gefällt! In Ungeduld aber erwarteten sie den Morgen.

Die Heldenmörderin näherte ſich hierauf dem Dſchundaba mit den Worten:

— Bei Gott! ich bin in Furcht deinetwegen, daß dich jene Leute tödten möchten.

— Und was haſt du mir deshalb zu rathen, erwiederte Dſchundaba?

Die Antwort war:

— Ich will dich zum Mann nehmen! und bei Gott, was auch über uns kommen mag, wir ſind jenem bösartigen Volk gewachſen!

Dſchundaba erwiederte:

— Thue, was dir gefällt!

Dann gaben ſie ſich die Rechte und umarmten ſich. In der Nacht aber noch brachen ſie auf, verließen das Lager und wandten ſich nach der Wüſte, die nach Hedſchas führt.

Drei Tage waren ſie bereits auf der Reiſe. Da näherten ſie ſich am vierten einem ſchönen Lagerort, wo Quellen ſprudelten und Blumen blühten, und während ſie ſo in einem Thale fortwanderten zwiſchen lauter Bäumen, da erſchien ihnen ein ſchneeweißer Berg. Auf dieſen giengen ſie nun los, und beſtiegen ihn und ruhten daſelbſt eine Tagesſtunde aus, darauf giengen ſie wieder ihres Wegs weiter, bis daß die

Sonne ſich zum Untergang neigte. Da gelangten ſie in ein Thal, das reich war an Pflanzen und friſch grünenden Bäumen, und am Ende des Thals ſahen ſie aufgeſchlagene Zelte und in denſelben viele Leute und Lanzen, in Reih' und Ordnung aufgeſtellt, und Pferde, fertig geſattelt, und niedergekniete Kameele. Die Zelte waren hoch und Teppiche von Seide waren in denſelben ausgebreitet, und Sklavinnen ſpielten die Laute. Das Lager war wohl geſchützt gegen alle feindlichen Anfälle, und in der Mitte deſſelben befanden ſich Wohnungen für Gäſte. Weit und breit war der Stamm, dem dieſes Lager angehörte, bekannt und wegen ſeiner Gaſtfreundlichkeit berühmt, ſo daß Niemand vorbeigieng, ohne bei demſelben einzukehren. Von demſelben gilt, was ein Dichter in folgenden Worten ausgeſprochen hat:

Wend hin dein Aug nach dem Stamm, dem weiten, dem blühenden!
Bei meinem Wort! hier iſt das Gute auf voller Schaal.
In ihrem Zelt du erſchau'n kannſt Pferde wilden Muths,
Gleich Leu'n an Kraft, die da hauſen hier im rauhen Thal.

An der Zelte Eingang ſind in Ordnung aufgeſtellt
Schwerdter von hellem Glanz, aus dunkelgrünem Stahl.
Der Mädchen Antlitz von weißer Farb wie der braunen auch
Umgeben Schwerdter, weiß von Glanz, braune Speer' zumal.
Jedweder Held, dem der Turban hänget in Schmuck herab,
Ein ſchimmernd ſchneidendes Schwerdt er hält in der Hand ganz kahl.
Des Stammes Weiber ſind gleich der Sonn', ihre Knaben ſind
Wie Sterne ſchimmernder Glanzesfarb am Himmelsſaal.
Seine Männer auch wie Leun, die voll von Muth und Kraft
Ihre jungen Löwen ſchützen vor des Löwen Krall.
Ein Stamm — ergibt dem Spiel er ſich, thut er's in Fried
Und alle Störung iſt ihm fern bei'm Freudenmahl.
Ihn fürchtet jeder Stamm und ihn beneidet man
Am Tag der Schlacht, wo hoch ertönt der Schwerdter Schall.
Ja edel iſt dieſes Stamms Geſchlecht und hochgeſinnt,
Und ihre Fürſten von Tubba aus der Helden Zahl!

Der Erzähler fährt alſo fort:

— Wie Dſchundaba und ſeine Gattin dieſe Wieſe erblickten, blieben ſie ſtehen und überließen ſich ihren Gedanken. Da erhob ſich auf einmal eine fürchterliche Staubwolke, und als ſie verflogen war, zeigten ſich dahinter mehr denn fünfhundert Reiter, die wilden Löwen glichen, angethan mit koſtbaren Panzern, die ſchimmerten wie Waſſerquellen in beſonneter Ebene, und die Ringe daran waren in gedoppelter Reihe. Den Reitern folgten mehr denn tauſend Männer zu Fuß, die da Schilde trugen, ſchwer von Gewicht, und Schwerdter, ſchimmernd von Glanz.

Als Dſchundaba dieſe Truppe erblickte, hielt er ſie für Mannſchaft aus dem Stamm; allein bald ſah er dieſe von allen vier Seiten des Lagers her ausfallen mit fürchterlichem Kampfgeſchrei und gezogenen Schwerdtern. Alles trat hervor aus dem Lager, Männer und Weiber, Sklaven und Sklavinnen; die junge Mannſchaft des Stamms aber war beritten. Der Kampf begann, und die Flamme des Mordens und der Schlacht wurde angezündet, Angſt und Schreck überfiel das Volk. Staubwolken flogen auf von den Hufen der Roſſe und machten den Tag zur

Nacht. Das Morden war fürchterlich, und in Masse stiegen auf dunkle Staubwolken, bis sie sich mit den Wolken des Himmels vereinigten. Die Bärte der Männer wurden mit Blut gefärbt, viele Zelte niedergerissen. Das Volk aber flehte die Hülfe des Lebendigen an, der nie stirbt, und die, welche auf die Zelte losstürmten, ließen als Schlachtruf ertönen: O Amer, o Kelab!

Als Dschundaba diesen Schlachtruf vernahm, näherte er sich seiner Gattin und sagte zu ihr:

— Das sind Söhne meines Oheims, und von meinem Fleisch und Blut, ihr Ruhm ist mein Ruhm, ihre Abstammung die meinige, und ich kann nicht anders, ich muß ihnen zu Hülfe kommen!

— Und ich, antwortete seine Gattin, werde dir beistehen, so wahr Gott lebt, bei Allem, was du unternimmst.

Darauf spornte Dschundaba sein Roß, und stürzte los auf die Feinde, wie eine Feuersflamme, und brachte ihnen den Untergang, indem er ausrief:

— Ich bin's, der Tod und Verderben stiftet, ich, der die Männer zu Grunde richtet, ich

bin's, der vertreibet Schimpf und Schand, ich bin zur Rachenahme ausgesandt, ich, der die Lebensfäden schneidet ab und der die Tapfern fördert in das Grab, ich der mächtige Held, der seine Gegner mit List überfällt!

Dann durchbohrte er einen Ritter mit der Lanzenspitz, einen andern bracht' er um durch des Schwerdtes Blitz, einen dritten überfiel er unversehens, einen vierten auch beraubte er seines Lebens. Sodann rief er mit weithin tönendem Ruf:

— O Volk Kelab!

Seine Gattin aber ließ sich zu ihm vernehmen:

— Dir sieh' ich zur Seit', bleib' immerfort in deinem Geleit, du sollst mir seyn zur Rechten, ich dir zur Linken!

So zerstreuete er der Kämpfer Schaar und ließ die Männer den Tod werden gewahr.

Des Stammes Genossen blickten aber auf Dschundaba, wie er die Helden zurückdrängte, und wie er ihnen den Becher des Todes zu trinken gab. So stürzten denn auch sie, von seinem Beispiel angefeuert, auf die Feinde los und gaben ihnen die Becher des Verderbens zu kosten.

Sie wurden die Sieger und bemächtigten ſich vieler Beute, ſie warfen ihre Feinde aus den Zelten heraus und tödteten ihre Anführer. Darauf wandten ſie ſich an Dſchundaba, ſprachen gegen ihn ihren Dank aus, und fragten:

— Woher biſt du, ausgezeichneter Ritter?

Dſchundaba aber erwiederte ihnen:

— Jezt iſt es noch nicht Zeit zum Fragen, denn jezt gilt es noch zu ſchlagen, ihr ehrenwerthe Ritter!

Auf's Neue begann dann der Kampf und der Männermord, bis der Tag ſich zu Ende neigte und der Nacht Finſterniß ſich zeigte. Da zogen ſich die Kämpfer freudig zurück in die Zelt' und Dſchundaba ward von ihnen umgeben, der Held, ſie bewunderten ſeine Tapferkeit, küßten die Erde und prieſen ihn in Dankbarkeit.

Darauf fragten ſie ihn:

— Wer biſt du Herr, deſſen Anblick uns Gott, der geprieſen ſey, hat zu Theil werden laſſen, und der du uns durch deine Tapferkeit ſo mächtig beigeſtanden haſt?

Da zählte ihnen Dſchundaba auf die Reihe ſeiner glorreichen Ahnen und machte ſie bekannt

mit seinem Stamm und Namen, und erzählte ihnen die Geschichte seines Vaters Darem, der ihn groß gezogen und was demselben begegnet ist. Nach Anhörung dieser seiner Erzählung ließen sie dann von allen Seiten her den Ruf erschallen:

— An den Tag gekommen ist nun Recht und Wahrheit, Zweifel und Ungewißheit sind verschwunden, es herrschet die Klarheit!

Darauf näherten sich ihm die Aeltesten des Stamms, indem sie zu ihm sagten:

— Du sollst seyn unser Fürst, da du bist der Sohn unsers Fürsten, wir wollen keinen andern Herrn als dich, und keinen andern Anführer als dich.

Darauf ernannten sie ihn förmlich zu ihrem Anführer und brachten dann diesen Tag hin in Freud und Lust, nur ihres Glückes sich bewußt.

Der Erzähler fährt also fort:

Es bestand aber dieser Stamm aus Nachkommen des Hareth's, Vaters des Dschundaba. Nach dessen Tode trennte er sich und ein Theil davon bildete dieses Lager. Ihr Anführer aber war ein Mann, Namens Dschaber, Sohn des

Chanthala, ein Amerite, der den mit dem heftigsten Haß verfolgte, der des Hareth's und seiner Tapferkeit Erwähnung that, dabei war er aber voll Klugheit und Tapferkeit. Wer von Hareth's Tapferkeit sprach, den läſterte er, indem er ſagte:

— Was war Hareth anders, als ein Straßenräuber und ein Ungläubiger?

Als er nun ſeine Leute dieſes Tags dem Dſchundaba alſo begegnen ſah, ergrimmete er heftig, und verbrachte die Nacht darauf in höchſter Aufregung und Erbitterung. Sobald aber Gott den Morgen heranleuchten ließ, ſchickte er einen Abgeordneten an die Aelteſten des Stamms, um ſie über das Vorgefallene näher zu befragen. Demſelben wurde die Antwort:

— Die Sache iſt nun bekannt und das Recht anerkannt und der Trug verbannt, und ohne alle Frag noch Klag iſt unſer Fürſt nun Dſchundaba, der Sohn des Hareth's, der Kelabite, denn er iſt's, der uns von den Feinden gerettet, und er iſt nun unſer Fürſt, er unſer Richter, er der Herr des Stamms und ſein edler Anführer.

Da ſagte Dſchaber zu ihnen:

— Iſt er etwa reicher als ich an Gütern, oder ſteht ihm mehr Mannſchaft zu Gebot, als mir?

Man antwortete ihm:

— Seine Güter wird er wieder erhalten und die Mannſchaft willfahret ihm.

— Iſt er etwa tapferer als ich? fuhr Dſchaber fort.

— Ja! wurde ihm geantwortet, wäre er nicht geweſen, ſo wären wir alle umgekommen.

Dſchaber entgegnete hierauf:

— Wenn es ſo ſich verhält, und ihr ihn bereits zu eurem Anführer erwählt habt, ſo trete er mit mir auf den Kampfplatz! Ueberwindet er mich, ſo bleibe er euer Anführer, überwinde aber ich ihn, ſo bleibe ich an meiner Stelle!

— Gut! ſagten ſie.

Wie aber dem Dſchundaba die Kunde hievon zukam, erhob er ſich, zog ſeinen Panzer an, gürtete ſich ſein Schwerdt um, ergriff ſeine Lanze und ſchwang ſich auf den Rücken ſeines Pferds mit den Worten:

— Ich wage dieſes und jegliches Wageſtück.

Dann nahete er ſich dem Dſchaber und, indem er ſich auf ſeinem Roß herumtummelte, ſprach er:

Ich bin des Hareth's Sohn, des Mächtigen,
Der Muth'ge, Dſchundaba, der ſtarke Held.
Bei dem, der dieſe Welt erſchaffen hat!
Jedweder Feind durch meine Lanze fällt.
Und Jeder, der mich feindet an, gewiß
Den ſtreck' ich ſtracks auf jedes wüſte Feld
Dahin, und ſeine Reſte ſind zur Beut
Dem Wilde und den Wölfen preisgeſtellt!

Nachdem Dſchaber dieſe Worte des Dſchundaba vernommen, ſprach er zu ihm:

— O Dſchundaba! gönne mir nur ſo viel Zeit, bis ich mein Roß beſtiegen und meine Genoſſen zum Kampf zuſammengetrieben.

— Das ſteht bei dir, antwortete dieſer, thue was dir beliebt, du Schaaf!

Nicht länger ſtand es an als eine Stunde, ſo erſchien auch Dſchaber bereit, mit einem Panzer angethan, vom beſten Eiſen und mit Gold verziert, auf ſeinem Haupte trug er einen grünen Turban, mit Perlen geſchmückt, und eine

ſchön gezierte Lanze hielt er in der Hand. Er ritt auf einer Stute von aſchgrauer Farbe, die den Boden unter ſich wegriß, wie eine Feuersflamme, und war auf ſeinem Haupt mit Aſche beſtreut, wie ein Bluträcher. Dieſe Stute war beſtaunenswerth. Wenn ihr Reiter wollte, daß ſie laufen ſollte, ſo lief ſie ſchnell davon, und blieb ſtehen, ſobald er wollte, daß ſie ſtehen ſollte. Spornte er ſie, ſo flog ſie auf nach den Wolken und brachte ihren Reiter den Sternen nahe. Sie war ſchlanken Wuchſes, gutmüthiger Natur, mit weiten Naſelöchern verſehen, trefflich nach ihrem Innern und Aeußern, aus ſtolzem Stamm entſproſſen; ſie hatte einen weiß glänzenden Fleck auf der Stirn, der dem glänzenden Monde gliech, ein Werk des mächtigen Königs; groß erzogen war ſie von Arabern, den Männern ruhmwürdiger Thaten, einem Polarſtern gliech ſie am kreiſenden Himmelszelt. Ihr Reiter war in Sicherheit vor jedem Feind und Gegner, vor jeder Hinterliſt und Gefahr.

Nachdem Dſchundaba dieſe Stute erſchaut, auf der Dſchaber einherritt, und ihre Bewegungen, ihren Gang und ihre Schwenkungen gewahr geworden, da wurde ſein Herz von ihr

eingenommen, und all sein Sinnen und Dichten war auf sie gerichtet. Nicht länger als eine Stunde dauerte es, so ritten auch die übrigen Kampfgenossen heran und es rückten hervor der ganze übrige Stamm Kelab. Beide Parteien stellten sich in Schlachtreihe, und bildeten zwei Schlachthaufen. Da begann ein Kampf zwischen ihnen, der nicht beschrieben, und ein Morden, das nicht begriffen werden kann. Vor Angst und Schreck ergrauete der kleinen Kinder Haar, und alle Tapferkeit wurde in diesem Kampf überboten. Bald drängten sie sich in die Enge und wurden handgemein, bald wichen sie zurück, um auf's Neue sich anzufallen. So dauerte der Kampf fort, bis Dschaber sein scharf schneidendes Schwerdt ergriff und mit demselben dem Dschundaba einen Schlag gab, der weithin wiederhallte. Allein der Hieb traf Dschundaba nur flach. In Wuth stürzte er nun auf seinen Gegner los, und hieb ihm mit dem Schwerdt den Nacken durch, daß er dasselbe roth gefärbt herauszog, und Dschaber stürzte zu Boden und ward nun aufgehoben.

Dschundaba wandte sich dann an seine Leute aus dem Stamm Kelab mit den Worten:

— Euch ſteht es nun zu, auf Beute und Raub auszugehen, und was ihr erbeutet, das dürft ihr von mir aus behalten; dieſe Stute aber iſt mein, und ich werde dieſelbe keinem andern laſſen.

Seine Leute erwiederten ihm:

— Bei Gott! dieſe Stute gebühret nur dir, o Fürſt, und wenn du alle Gegenden durchſtreifteſt, du möchteſt doch keine finden, die ihr ähnlich wäre, denn ſie iſt eine Perle der Zeit, ein Edelſtein, der gar nichts gleicht.

— Bei Gott! fuhr Dſchundaba fort, ihr ruhmwürdigen Araber, von der Stunde an, wo ich dieſe Stute geſehen, wurde mein Herz hart gegen ihren Beſitzer; doch war es anfangs nicht meine Abſicht, ihn zu tödten, ſondern ich wollte ihn nur gefangen nehmen, ſeine Stute nehmen und ihn dann entlaſſen. Allein er hat geſucht mich zu tödten und hat Unrecht an mir gethan; doch Gott iſt ſeinem Unrecht zuvor gekommen. Von dieſer jungen Stute aber wurden, ſobald mein Auge auf ſie fiel, alle meine Sinnen eingenommen.

Da entgegnete ihm einer der Stamms-Aelteſten zu wiederholten Malen:

— Bei Gott! dieſelbe gebühret nur dir, denn ſie iſt eine Perle der Zeit.

Für ſolche Worte ſagte ihm Dſchundaba Dank und Lob.

Als die Anhänger Dſchaber's aber den Dſchundaba im Beſitz der Stute ſahen, da ſtürzten ſie auf ihn los, und wollten ihm dieſelbe wieder entreißen. Allein Dſchundaba's Genoſſen, die Kelabiten, drangen auf dieſelbigen ein und ein gewaltiger Kampf begann zwiſchen beiden Parteien, das Blut floß und das ſcharfe Schwerdt arbeitete. Lange dauerten die Schwerdterhiebe und die Lanzenſtöße fort, bis endlich Dſchaber's Genoſſen die Flucht ergriffen.

Den Dſchundaba führten dann ſeine Leute in das Lager, woſelbſt ſie ihm ihre edlen Roſſe und ihre köſtlichen Zelte vorwieſen. Seiner Gattin aber brachten ſie die koſtbaren Kleider und die anſehnlichen Schätze, die ſie erbeutet.

So wurde Dſchundaba Anführer des Stamms und ſein ruhmwürdiger Fürſt. Nach einiger Zeit wollte er weiter ziehen und einem andern ſeinen Platz einräumen, aber des Stamms Genoſſen gaben es nicht zu. So blieb er und

führte mit ſeiner Gattin das angenehmſte und ruhigſte Leben und hatte die beſte und glücklichſte Zeit, ſeiner Herrſchaft unterwarfen ſich viele Orte, und mit Liebe hieng ihm an ſeine ganze Horde.

Der tüchtige Strafprediger.

Aus dem Buche: Märtte der Liebe von Ei bika'i.

Harun Erraſchid, der Fürſt der Gläubigen, erzählt ſein Weſir, Fadhl ben Errabi', kam, wie er auf einer Wallfahrt begriffen war, zu mir. Ich eilte ihn zu bewillkommnen und ſprach:

— Herr der Gläubigen! hätteſt du zu mir geſchickt, ſo wäre ich zu dir gekommen.

— Mein Innerſtes, verſetzte der Khalif, iſt heute ſehr gerührt, alſo daß ich Verlangen habe, einen guten Prediger zu hören, der mir in's Gewiſſen rede; ſuche mir einen ſolchen!

Ich erwiederte:

— Gleich hier wohnt ein Prediger Namens Sofian ben Djainah.

— So laß uns zu ihm gehen, verſetzte der Khalif.

Ich klopfte an die Thür; der Mann rief:

— Wer iſt da?

— Gehorche, antwortete ich, dem Fürſten der Gläubigen!

Der Mann kam nun in Eile heraus und ſagte:

— Herrſcher der Gläubigen! hätteſt du zu mir geſchickt, ſo wäre ich zu dir gekommen.

— Heb an, um was wir zu dir gekommen ſind! Gott lohn' es dir! redet ihn der Khalif an.

Da hielt der Mann eine Rede eine ganze Stunde lang.

— Haſt du Schulden? fragte ihn darauf der Fürſt.

Auf die Antwort: Ja! ſagte er dann zu ſeinem Weſir: ſo bezahle ſie ihm!

Wie wir aber draußen waren aus dem Haus dieſes Predigers, ſagte der Khalif:

— Dieſer Mann hat mich nicht befriedigt, r hat zu gelinde geſprochen; ſieh mir um einen ndern!

— Hier wohnt, erwiederte ich, der Prediger bd Errazzak.

— Laßt uns zu dieſem gehen!

Ich pochte an die Thüre.

— Wer draußen?

— Gehorche, rief ich hinein, dem Fürſten der Gläubigen!

Voll Dienſtfertigkeit erſchien ſodann der Mann und ſagte:

— Fürſt der Gläubigen! hätteſt du zu mir geſchickt, ſo wäre ich zu dir gekommen.

— Heb an, um was wir zu dir gekommen ſind! Gott lohn es dir! hob der Khalif wiederum an.

Darauf hielt ihm dieſer Prediger wie der vorige eine ſtundenlange Rede.

— Haſt du Schulden?

— Ja!

— Weſir, ſo bezahle ſie ihm!

— Auch dieſer Mann, ſprach der Khalif, nachdem wir ihn verlaſſen hatten, hat mich gar nicht befriedigt. Erſuch mir einen Andern!

Hier wohnt Fodheil ben Jiadh, ſprach ich.

— Laß uns zu dieſem gehen!

Dieſen fanden wir ſtehend, im Gebet und im Herſagen von Koran'sſprüchen begriffen.

— Klopf an ſeine Thüre!

— Wer draußen?

— Gehorche dem Fürſten der Gläubigen! war meine Erwiederung.

— Was geht mich der Fürſt der Gläubigen an? erſcholl die Stimme von innen.

Auf meine Ermahnung jedoch, daß nach dem Wort des Propheten Gehorſam die Pflicht der Unterthanen ſey, kam er herab und öffnete die Thüre, ſtieg aber gleich wieder auf den Söller, löſchte das Licht aus und machte ſich in eine Zelle. Wir folgten ihm und tappten im Finſtern mit den Händen nach ihm. Die Hand des Khalifen erreichte ihn zuerſt.

— Ach! um dieſe Hand, wie weich iſt ſie! wenn ſie nur morgen (d. i. beim jüngſten Gerichte) der Pein Gottes, des Höchſten, entgeht!

Ich ſagte bei mir ſelbſt: Nun ja! dieſes Mannes Rede wird wohl den Khalifen befriedigen, denn der ſpricht von freier Bruſt.

— Heb' an, um was wir zu dir gekommen ſind! Gott lohn' es dir! redete auch dieſen der Khalif an.

Da begann er alſo:

— Omar ben Abd Elaſis rief, wie er zur Khalifenwürde gelangt war, den Salim ben Abdallah, den Mohammed Ben Ka'b und den Reſcha Ben Haiwa zu ſich und ſprach zu

ihnen: Ich bin da heimgesucht mit dieser Heimsuchung; so rathet mir! So rechnete er die Khalifenwürde für eine Heimsuchung, du aber und deine Genossen rechnen sie für ein Glück. Da sprach Salim Ben Abdallah: Willst du entgehen der Pein Gottes, so entsage der Welt und allem Weltlichen, der Tod wird dich treffen, so du der Welt nicht entsagst! Darauf sprach Mohammed Ben Ka'b: Willst du entgehen der Pein Gottes, so sey jeder Größere von den Gläubigen dir ein Vater, und jeder Mittlere dir ein Bruder, und jeder Kleinere dir ein Kind. Verehre du aber deinen Vater, und ehre deinen Bruder, und liebe zärtlich dein Kind! Zulezt sprach Redscha Ben Haiwa: Willst du entgehen morgen der Pein Gottes, des Höchsten, so gönne den Gläubigen, was du dir selber gönnst, und wende ab von ihnen, was du von dir selbst abwendest; dann stirb, wenn du magst! Und ich, fügte der Prediger hinzu, ich sage dir, daß ich für dich sehr in Befürchtniß bin wegen des Tages, wo die Füße wanken. Hast du, dessen Gott sich in Erbarmen annehmen möge, Jemanden, der dir solche Ermahnungen gibt?

Da brach Harun in heftiges Weinen aus also,

daß er ohnmächtig wurde. Ich ſprach deshalb zu dem Strafprediger:

— Schone doch den Fürſten der Gläubigen! Gott mög's dir lohnen!

Allein er fuhr fort, alſo zu reden:

— Ein Statthalter des Omar Ben Abd Elaſis machte ſich eines Verbrechens gegen ſeinen Herrn ſchuldig. Omar ſchrieb ihm: Mein Bruder, ich will dich nur erinnern an die lange Schlafloſigkeit der Höllenbewohner in der Hölle, und an die Ewigkeit der Zeit; hüte dich wohl, dich von Gott abzuwenden, denn dadurch würdeſt du ſchutz- und hoffnungs-los werden! Als der Statthalter dieſe Zeilen geleſen, machte er ſich ſogleich auf den Weg zu Omar. Was bringt dich zu mir? fragte dieſer. Du haſt mir, war ſeine Antwort, mein Herz zerriſſen durch deinen Brief, ich werde nicht eher zu meiner Statthalterſchaft zurückkehren, als bis ich Gott, den Höchſten, werde gefunden haben.

Harun brach über dieſe Geſchichte wieder in heftiges Weinen aus; dann ſagte er:

— Gib noch mehr ſolche Erzählungen! Gott lohne es dir!

Darauf fuhr der Prediger alſo fort:

— Fürſt der Gläubigen! Abbas der Onkel Mußthafa's, über dem ſey die Gnade Gottes, kam einmal zu dem Propheten, Gottes Gnade über ihm, und ſagte zu demſelben: Mache mich zu einem Vorgeſetzten. Da ſprach der Prophet zu ihm: Das Amt eines Vorgeſetzten wird zu einer drückenden und nagenden Pein am Tage der Auferſtehung, und wenn du es machen kannſt, daß du kein Vorgeſetzter werdeſt, ſo thue es!

Der Khalif, ganz in Thränen verfloſſen, ſagte:

— Fahre weiter! Gott lohn' es dir!

Der Prediger fuhr deshalb alſo fort:

— Du, Verehrter! biſt es, den Gott der Höchſte nach dieſem Menſchengeſchlecht fragen wird am Tage der Auferſtehung. Willſt du nun bewahret bleiben vor der Hölle Pein, ſo bewahre immer fort dein Herz vor Trug und Heuchelei gegen irgend einen deiner Unterthanen, denn der Prophet, über dem Gottes Gnade, hat geſagt: Wer als Betrüger ſich zeigt, der wird den Wohlgeruch des Paradieſes nicht zu riechen bekommen.

Da weinte Harun und ſagte:

— Haſt du eine Schuld?

— Ja, erwiederte er, ich habe eine Schuld an meinen Herrn, über die er mich noch nicht

zu Rede gesetzt hat, und wehe mir, wenn er mich mahnt, und wehe mir, wenn ich nicht Frist erlange zu meiner Entschuldigung.

Der Khalif erwiederte:

— Ich meine nur eine Schuld gegen Menschen.

Worauf der fromme Mann:

— Der Höchste hat mir nicht befohlen, Geschenke anzunehmen, er hat mir nur befohlen, seinen Verheißungen Glauben zu schenken und seine Gebote zu befolgen. Gott der Höchste hat gesagt, nach den Worten des Koran: Ich habe die Engel und die Menschen nur erschaffen, damit sie mir dienen sollen; ich will von ihnen kein Geschenk und ich will von ihnen nicht Speise, denn Gott ist's, der da Nahrung spendet, er der Mächtige, der sich Gleichbleibende.

Der Khalif bot ihm darauf tausend Denare an mit den Worten:

— So verwende sie für deine Familie und verharre du im Dienste deines Herrn!

Unter Lobpreisung Gottes entgegnete er aber:

— Ferne sey das von mir! ich weise dich hin auf den Weg des Seelenheils, und du willst

mich auf ſolche Weiſe belohnen, Gott ſegne dich und ſtehe dir bei!

Hierauf ſchwieg er und ſprach kein Wort mehr zu uns, weshalb wir von ihm fortgiengen. Als wir vor der Thür waren, ſagte Harun:

— Mein Weſir! wenn du mich zu einem Prediger weiſen willſt, ſo weiſe mich zu einem ſolchen; ein ſolcher iſt der Herr der Gläubigen.

Da gieng zu dem Mann eine ſeiner Weiber hinein und ſagte:

— O du! du weißt doch, in welcher Dürftigkeit wir ſind, hätteſt du dieſes Geſchenk angenommen, ſo würden wir uns nun deſſen freuen.

Er erwiederte ihr:

— Ich und ihr wir gleichen Leuten, die ein Kameel beſitzen und die von deſſen Ertrag leben, daſſelbe aber, wenn es alt geworden iſt, ſchlachten und ſein Fleiſch verzehren.

Als Harun dieſe Rede vernommen, ſagte er:

— Wir wollen nochmals hineingehen zu dem Mann, vielleicht daß er doch das Geſchenk nimmt.

Fodheil aber, als er den Khalifen zurückkommen ſah, gieng heraus aus ſeiner Zelle und ſetzte ſich auf das Dach, an die Thür des Zöl-

lers. Harun folgte ihm dahin nach, und ließ ſich an ſeiner Seite nieder und wollte mit ihm ſprechen, allein er gab ihm keine Antwort. Wie wir ſo um den Mann herumſaßen, da trat ein ſchwarzes Mädchen heraus und ſagte:

— O du! du biſt nun ſeit dem Abend dem Greiſen beſchwerlich gefallen, es iſt Zeit, daß du dich entferneſt, Gott erbarm ſich deiner!

Da giengen wir denn fort.

Der Bußfertige.

Aus dem Buche: Märkte der Liebe von El bika'i.

Abu Haſchem erzählt:

— Ich wollte nach Baſra, und gieng deshalb zu einem Schiffe, mich einzumiethen. Doch darauf war ein Mann mit einer jungen Sklavin, der ſprach:

— Es iſt kein Platz hier!

Da bat ihn das Mädchen, mich mitzunehmen und er nahm mich mit. Als wir nun fuhren, rief der Mann nach dem Frühſtück, und es ward aufgetragen, dann ſprach er:

— Laſſet dieſen armen Menſchen ſich herſetzen, daß er mit frühſtücke!

Und ich ward hingeſetzt, wie arm ich war. Als wir nun gegeſſen hatten, ſprach er:

— O Mädchen, bringe das Trinken!

Da trank er und hieß ihr, mir einzuſchenken. Doch ich ſprach:

— Gott ſey dir gnädig! Auch der Gaſt hat ein Recht; dieſes (was du von mir forderſt, das Trinken des verbotenen Getränkes) kränket mich.

Da ließ er mich; und als ihm das Getränke zu Kopf geſtiegen, ſprach er:

— O Mädchen, bring die Laute, und gib was du haſt!

Da nahm ſie die Laute und ſang:

Wir waren vereint, von Balſamzweigen ein Paar, es beg
Der eine vom Sinn des andern ab ſich in keinem Stück.
Doch eintauſcht' er andre Freund' um mich, da befreundet' ich
Mit andern mich auch, und ließ ihn gehn, da er trat zurück.
Ja, wollte die Hand bei mir nicht bleiben, ſie ließ' ich gehn,
Zurück halten ſollte ſie mein Arm keinen Augenblick!
Der Herr müße ſchänden jeden unlautern, welcher dir
Ein Bruder im Wohlſtand war, und bleibt's nicht im Mißgeſchick.

Dann wandte der Mann sich zu mir und sprach:

— Findest du dergleichen schön?

Ich sprach:

— Ich finde schön etwas besseres, als dieses. Und ich sagte her *):

Wann die Sonn' ist erkaltet,
Und die Sterne veraltet
Und die Berge gespaltet —

da fieng er an zu weinen, und als ich zu dem Worte kam

Und das Schuldbuch entfaltet —

da sprach er:

— O Mädchen, geh! du bist frei um Gottes willen.

Dann warf er was er von Getränken bei sich hatte in's Wasser, und zerbrach die Laute, nahte sich mir, umarmte mich und sprach:

— O mein Bruder! Meinest du, daß Gott meine Buße annimmt?

*) aus dem Koran, Sure 81, vom jüngsten Gericht.

Da ſprach ich:

— Ja! Gott liebt die Büßenden, und liebet die ſich Reinigenden.

Darauf hielt ich mit ihm Brüderſchaft vierzig Jahr, bis er mir entſtarb; da ſah ich ihn im Traum und ſprach zu ihm:

— Wohin biſt du gekommen hinweg von mir?

Er ſprach:

— Ins Paradies.

Ich fragte:

— Wodurch?

Er ſprach:

— Durch dein Herſagen:

Wenn das Schuldbuch iſt entfaltet.

Der Geldwechsler von Bagdad.

Aus dem Buch: Tausend und Eine Nacht.

Der Khalife Motadhed Billah, ein Mann von hohem Geist und großer Seele, dabei Gerechtigkeitsliebend, dem in Bagdad allein sechshundert Kundschafter zu Gebot standen, so daß ihm gar nichts unbekannt blieb, was in der Stadt vorgieng, gieng eines Tags mit seinem Wesir Ibn Hamdun aus, um sich unter dem Volke zu ergötzen, und um zu hören, was es für Neuigkeiten in der Stadt gebe. Bei einer brennenden Sonnenhitze gelangten sie an eine reinliche Straße, und am äußersten Ende derselben erblickten sie ein Haus von schönem und hohem Bau. Sie setzten sich an dessen Thor nieder, um etwas auszuruhen. Kaum aber hatten sie sich niedergesetzt, so trat aus diesem Hause ein Diener heraus und mit ihm noch ein

anderer, der dem Monde gliech. Der eine derſelben ſagte zu dem andern:

— Unſer Herr iſt heute traurig geſtimmt, weil es ſchon um dieſe Zeit iſt und noch Niemand ihn zu beſuchen gekommen iſt, und Beſuche liebt er ſehr.

Den Khalifen ſetzte dieſe Unterhaltung in Erſtaunen, und er ſagte zu ſeinem Weſir:

— Was wir da gehört haben, legt Beweis ab von dem ehrenwerthen Character dieſes Hausbeſitzers, und ich denke wir machen ohne Weiteres einen Beſuch bei ihm, um uns von ſeiner edlen Grosmüthigkeit zu überzeugen, um ſo mehr, da wir ihm dadurch einen Gefallen erweiſen.

Der Khalife wandte ſich daher an jenen Diener mit den Worten:

— Frage deinen Herrn, ob es erlaubt ſey, in ſein Haus einzutreten? wir ſeyen Fremde.

Der Khalife pflegte ſich aber damals, wenn er eine Ergötzung unter dem Volk ſuchte, als Kaufmann zu verkleiden.

Der Diener war über dieſen Auftrag hoch erfreut, gieng zu ſeinem Herrn hinein und theilte ihm die Anfrage der Fremden mit. Sogleich er-

hob sich dieser voller Freuden und gieng, in eigener Person die fremden Besuche zu bewillkommnen. Er war aber ein Mann von schlanker Statur, wie ein Ast des Baumes Ban, von wohlgebildeter Gestalt und schönem Antlitz; angethan war er mit einem saburischen Kleid *) und einem goldgestickten königlichen Mantel, an seinen Fingern trug er Ringe, mit allen möglichen Edelsteinen besetzt, und ein Wohlgeruch köstlicher Salben hauchte von ihm entgegen. Wie er die Fremden erblickte, empfieng er sie mit dem schönsten Gruß:

— Viel Glück, reichliche Nachkommenschaft und gemächliches Leben meinen Herren, die mir die große Güte erweisen mich zu besuchen!

Wir traten sodann, erzählt Ibn Hamdun weiter, in das Haus, welches einem Paradiese glich. In seiner Mitte war ein Garten, mit einer Mauer rings herum eingeschlossen, die bemalt war mit allerlei Bildern, zum Beispiel mit zwei Königen, welche im Kampf begriffen; außerdem sah man dort alles Mögliche abgebildet, wie Reiter und Fußgänger, auch goldene

*) d. i. ein Kleid aus der Stadt Sabur in Persien.

Vögel waren daſelbſt angebracht. Der Anblick des Hauſes mußte in Erſtaunen ſetzen. Die Zimmer waren mit Teppichen von verſchiedenem Seideſtoff belegt. Den angekommenen Gäſten wurden ſofort Kiſſen zurechtgelegt, auf die ſie ſich hinſetzten. Motadhed aber war ganz in Anſchauung des Hauſes, ſeiner Teppiche und ſeiner Behänge verſunken. Indeß veränderte ſich, fährt Ibn Hamdun fort zu erzählen, das Angeſicht des Khalifen immer mehr, und ich kannte ihn ſo gut, daß ich es in ſeinen Mienen gleich leſen konnte, wann er heitern und wann r entrüſteten Geiſtes war. Ich ſagte daher zu mir ſelbſt: Du möchteſt wohl wiſſen, was ieſe Entrüſtung des Khalifen veranlaßt haben nag. Bald darauf, nachdem wir uns niedergelaſſen, brachte man uns goldene Waſchbecken, amit wir uns die Hände wüſchen. Und darauf wurde ein ſeidenes Tiſchtuch und ein Tiſch on indiſchem Rohr herbeigeſchafft, und wie der iſch aufgedeckt wurde, ſiehe da waren auf demlben wohlduftende Speiſen, wie Frühlingsblumen, von allerlei Gattung. Der Hausbeſitzer gann hierauf alſo:

— Bei dem Namen Gottes! meine Herrn,

bei mir ist der Hunger wahrhaftig schon gekommen, bei dem Namen Gottes! erweiset mir nun die Ehre und Gefälligkeit und esset!

Dann zerlegte er eine Henne und legte sie uns vor. Während des ganzen Gastmahls war der Mann heiter und lachte viel, theilte uns Allerlei mit, trug Gedichte vor und erzählte Geschichten, indem er hiebei den gehörigen Anstand nicht verletzte. Nach der eigentlichen Mahlzeit wurde treffliches wohlriechendes Confect auf verschiedenen prächtigen Tellern aufgetragen, und wir ließen es uns wohl schmecken. Nachdem wir uns nach Beendigung des Essens die Hände gewaschen, wurden wir in ein anderes Zimmer geführt, das mit Rosenwasser besprengt und mit dem wohlriechenden Duft von Aloeholz erfüllt war. In demselben waren Platten aufgestellt mit Baumfrüchten, Aepfeln und wohlriechenden Blumen, daß man nur staunen mußte.

Bei all dem aber, erzählt Ibn Hamdun weiter, wurde der Khalife nicht heiter, sondern machte immer eine finstere Miene, und doch war er gewöhnlich heiter und liebte Scherz und Fröhlichkeit, und so viel ich ihn kannte, war ihm Neid und Ungerechtigkeit stets fremd. Des-

halb ſprach ich zu mir ſelbſt: Du möchteſt wohl wiſſen, warum der Khalife heute ſo finſtern Antlitzes iſt. Später wurden die Trinkſchaalen gebracht mit Unterſätzen und allem Zugehör, angefüllt mit reinem, würzhaftem und hellem Wein, dazu Becher und Taſſen von Gold, Silber und Cryſtall, und allerlei Gebackenes und Früchte jeder Art wurden in ſilbernen und goldenen Gefäßen herumgereicht. Am Ende ſchlug der Herr des Hauſes auf ein rundes Gefäß mit einem indiſchen Rohr und ſiehe da! da öffnete ſich die Thüre eines Zimmers, und aus derſelben kamen heraus drei Mädchen mit ſchwellendem Buſen, Jungfrauen wie Sonnen und blühende Blumen; die eine ſchlug die Laute, die andere die Becken und die dritte war eine Tänzerin. Darauf wurde ein Zelt aufgeſchlagen mit Vorhängen von Seide, ſeidenen Stricken und goldenen Ringeln. Motadhed jedoch achtete auf nichts von alle dem, ſondern hatte ſtets ſeinen Blick auf den Beſitzer des Hauſes gewandt und fragte ihn endlich:

— Biſt du aus edlem Geſchlecht? Erzähle mir die Geſchichte deines Lebens!

Dieſer, der ſeinen Gaſt, den Khalifen, nicht kannte, antwortete:

— Bei Gott! mein Herr, ich bin nicht aus edlem Geſchlecht, ſondern ich bin bloß eines Kaufmanns Sohn, heiße Ali Ben Ahmed, und bin gebürtig aus Kherasan.

Auf die Frage, welche Motadhed ſodann an ihn that: Kennſt du mich, o Mann? antwortete er:

— Bei Gott! mein Herr, ich kenne keine von euren Hoheiten.

Darauf ſagte Ibn Hamdun zu ihm:

— Mann! das iſt Motadhed, der Fürſt der Gläubigen, Sohn des Motawakkel ala Allah.

Da erhob ſich der Mann, und küßte die Erde vor des Khalifen Füßen ſiebenmal und zitterte vor Furcht. Nachdem er ſich wieder etwas gefaßt ſprach er dann:

— O Fürſt der Gläubigen! bei dem Recht deiner großen Ahnen! wenn ich einen Fehler gemacht oder mich in etwas verſehen habe gegen dich, ſo verzeih es mir!

Der Khalife erwiederte ihm:

— Du hätteſt nicht mehr thun können, als was du gethan haſt; allein es handelt ſich hier

um eine ganz andere Sache, wenn du mir darüber eine der Wahrheit getreue Aufklärung gibst, so daß sie für mich auch überzeugend ist, so sollst du von mir nichts zu fürchten haben, wenn du mir aber darüber nicht die lautere Wahrheit mittheilst, so werde ich dich als einen der Schuld Ueberwiesenen verurtheilen und schwere Strafen über dich verhängen.

— Da sey Gott für, entgegnete der Mann, daß ich dir Falsches berichte.

Der Khalife erklärte ihm sodann:

— Sobald ich in dein Haus getreten, betrachtete ich seine Schönheit, die Gefäße, Teppiche und die ganze Geräthschaft, die darin ist, und selbst auch deine Kleider, und siehe! überall fand ich den Namen meines Grosvaters Metawakkel drauf geschrieben.

Der Mann erwiederte:

Ja wohl, so ist es, o Fürst der Gläubigen! das Recht ist bei dir, und Wahrheit ist, was du liebst, und diese sollst du auch vernehmen!

Der Khalife hieß ihn dann sich niederlassen. Das that er und hierauf begann er also zu sprechen:

— Ja, Fürst der Gläubigen, dem Gott mit

ſeiner Hülfe beiſtehe, wiſſe, daß es in ganz Bagdad keinen Mann gab, der wohlhabender war als mein Vater. Schenke mir aber auch ganz dein Ohr und deinen Blick, o Fürſt der Gläubigen! Mein Vater hatte außer einem Wechſelgeſchäft auch einen Handel mit Gewürz- und Kleider-Waaren, auf jedem Markt hatte er ſeine Bude und ſeine Leute, auch hatte er ſonſt Waaren anderer Gattung. Auf dem Wechslermarkt hatte er ein ſchön ausgeſchmücktes Zimmer im Innern des Kaufladens, wohin er ſich zurückzog, wenn er allein ſeyn und ungeſtört arbeiten wollte, während er in dem Laden ſeinen Verkauf und Einkauf beſorgte. Da ſeine Geſchäfte ſehr gut giengen, ſo nahm ſein Vermögen immer mehr zu. Er hatte aber außer mir kein Kind und liebte mich daher faſt bis zur Verzärtelung. Als ſeine Stunde zu ſterben kam, wo ich ſchon erwachſen war, ließ er mich zu ſich rufen und ermahnete mich zur Furcht Gottes, des Preiswürdigen, und zum Gehorſam gegen meine Mutter und daß ich ihren Worten ſtets Folge leiſten ſollte, und machte mich auch bekannt mit dem, was er mir hinterlaſſen würde. Bald darauf entſtarb er mir, und

kehrte heim zu Gott dem Barmherzigen, der gepriesen werde. Gott aber schenke langes Leben unserm Herrn, dem Fürsten der Gläubigen!

Nach meines Vaters Tod begann ich aber ein leichtsinniges Leben, ergab mich dem Trunk und vielem Essen und war immer in lustiger Gesellschaft von Leuten meinesgleichen. Meine Mutter schalt mich darob viel und wollte mich zurechtweisen, allein ich hörte nicht auf ihre Worte. Ich führte mein leichtsinniges Leben fort, bis daß ich mein ganzes Vermögen verschwendet hatte. Ich verkaufte selbst meine liegenden Güter, es war mir nichts mehr übrig, als das Haus, in welchem ich wohnte, welches aber ein schönes Haus war. Da sagte ich zu meiner Mutter:

— Ich habe im Sinn dieses Haus zu verkaufen.

Sie entgegnete mir hierauf:

— O mein Sohn! du beladest dich und uns mit Schand und Spott, du wirst es noch so weit bringen, daß wir nicht wissen, wo wir unsere Wohnung nehmen sollen.

Ich versetzte ihr:

— Um einen Theil seines Kaufpreises ge-

denke ich ein geringeres Haus zu kaufen und mit dem Rest will ich einen Handel anfangen.

Meine Mutter sagte hierauf:

— Wie theuer hast du im Sinn das Haus zu verkaufen?

Ich antwortete:

— Um fünftausend Denare; ich werde dann ein Haus kaufen um tausend Denare und mit dem übrigen werde ich Handel treiben.

Meine Mutter versetzte:

— So verkauf das Haus um diesen Preis an mich!

— Nun gut! sagte ich.

Darauf gieng sie zu einem Kasten und schloß ihn auf, und siehe da! darin befand sich ein Gefäß von Porcellan, in welchem fünftausend Denare waren. Da bildete ich mir ein, daß das ganze Haus voll von Gold seyn müßte. Als mir meine Mutter das Geld gab, setzte sie hinzu:

— Laß dir's nicht in Sinn fallen, daß dies Geld von dem Vermögen deines Vaters sey, sondern dasselbe ist, so wahr Gott lebt, eine Hinterlassenschaft meines Vaters, das ich aufbewahrt habe für solche Zeit der Noth.

Ich empfieng ſodann von meiner Mutter das Geld, Fürſt der Gläubigen, führte aber mein früheres verſchwenderiſches Leben fort, indem ich nur an Eſſen und Trinken und luſtige Geſellſchaft dachte, bis daß die fünftauſend Denare verſchwendet waren. Meine Mutter ermahnte mich immer, aber ich nahm ihre Ermahnung nicht an. Wie nun das Vermögen draußen war, ſprach ich zu meiner Mutter:

— Ich gedenke jetzt abermals das Haus zu verkaufen.

— Sie erwiederte mir:

Haſt du daſſelbe nicht bereits an mich verkauft? wie magſt du glauben, daß es angehe, daſſelbe zum zweitenmal zu verkaufen?

Ich entgegnete ihr:

— Mache nicht viel Worte! da hilft nichts, ich muß es verkaufen!

— So verkauf es wiederum an mich, entgegnete ſie, aber unter einer gewiſſen Bedingung!

Darauf bot ſie mir fünfzehntauſend Denare an, mit dem Beding, ihr ſelbſt die Verwaltung meines Vermögens überlaſſen zu müßen. Ich gab ihr meine Zuſtimmung. Sie ſuchte ſodann

die Sachwalter meines Vaters auf, gab jedem von ihnen tauſend Denare und mir gab ſie fünftauſend Denare. So ſetzte ich mich wieder in meinen Kaufladen, und alle meine frühern Bekannten kamen zu mir, mein Handel gieng gut, meine Einnahme und mein Gewinn war groß und mein Vermögen vermehrte ſich. Als mich nun meine Mutter in ſolchen günſtigen Verhältniſſen ſah, zeigte ſie mir ein Käſtchen, in welchem ſich Edelſteine und ein Gefäß von Gold und Silber befanden. So kam ich wieder zu dem Vermögen, das ich verſchwendet hatte und zu noch mehr. Nach einiger Zeit bekam ich ein Verlangen, den Kaufladen auf dem Wechslermarkte, welcher Eigenthum meines Vaters war, zu beſehen, und da er mir gefiel, ſo ließ ich meine Geräthſchaften nach demſelben hinſchaffen. Meine Geſchäfte auf dieſem Markt wurden immer bedeutender, und meine Sachwalter holten immer mehr Waare zum Verkauf. Am Ende ließ ich in meinem Kaufladen noch einen zweiten Saal bauen.

Als ich nun einmal in demſelben ſaß, o Fürſt der Gläubigen, da näherte ſich mir ein Mädchen von einer Schönheit, wie ſie noch keine

Augen erblickt haben, und redete mich mit den Worten an:

— Iſt das der Kaufladen des Scheikh Abul Haſan, Sohnes des Ahmed aus Khoraſan?

Ich antwortete:

— Ja!

— Wo iſt er denn? fuhr ſie fort.

Ich erwiederte:

— Ich bin's ſelber.

Nicht genug, o Fürſt der Gläubigen, konnte ich das Mädchen anſtaunen, und all meine Geiſtesſtärke wich ob ihrer Schönheit und ihrer Reitze. Nachdem ſie ſich hingeſetzt, ſprach ſie dann zu mir:

— Sage zu deinem Diener, daß er mir dreihundert Denare auszahle.

Ich that das. Der Diener zahlte ihr das Geld aus. Sie nahm es an, und gieng ſodann ihres Wegs; ich aber war ganz in Erſtaunen verſunken.

— Kennſt du denn dieſes Mädchen? fragte mich mein Diener.

— Nein, bei Gott! antwortete ich.

— Wie konnteſt du dann aber, fuhr jener fort, mich heißen ihr Geld auszubezahlen?

— Weil ich, war meine Antwort, meines Verſtandes gar nicht mehr mächtig, ſondern ganz von ihrer Schönheit eingenommen war, und nicht mehr wußte, was ich that.

Mein Diener gieng ſodann dem Mädchen nach, ohne mein Wiſſen, kehrte aber bald zu mir zurück mit thränendem Auge und mit einem Geſicht, auf dem Spuren von Backenſtreichen und Schlägen ſichtbar waren. Ich fragte ihn:

— Nun, was iſt dir zugeſtoßen?

Er antwortete:

— Ich gieng dem Mädchen nach, um zu erfahren wohin ſie gienge. Wie ſie mich aber bemerkte, wandte ſie ſich zu mir um und gab mir einen Backenſtreich, der mir faſt mein Auge gekoſtet.

Es vergieng, fuhr der Geldwechsler zu erzählen fort, ein Monat, o Fürſt der Gläubigen, ohne daß ich das Mädchen ſah; ich war aber dergeſtalt in ſie verliebt, daß ich ſie jede Nacht im Traume erblickte. Erſt am letzten Tage des Monats erſchien wieder mein Mädchen, und ſie nahete ſich mir mit freundlichen Grüßen; ich aber flog faſt in die Lüfte vor

Freude und Seelenvergnügen. Sie erkundigte ſich ſodann nach meinen Umſtänden und ſetzte hinzu:

— Nicht wahr, du dachteſt, was iſt doch das für eine Geſchichte mit dieſer Betrügerin, ſie nahm mein Geld und gieng damit auf und davon?

Ich erwiederte ihr:

— Bei Gott! meine Gebieterin, mein ganzes Vermögen und ſelbſt meine Seele gehört dir an als Eigenthum.

Darauf lüftete ſie ihren Schleier, um ſich zu erholen, und der Schmuck ſpielte auf ihrer Bruſt, und ſagte dann zu mir:

— Zahle mir wieder dreihundert Denare aus!

— Hören und Gehen! entgegnete ich, zahlte ihr das Geld aus, welches ſie nahm und darauf fortgieng. Ich hieß ſodann meinen Diener ihr nachgehen. Der gieng ihr nach, kehrte aber mit einem ganz zerſchlagenen Geſicht zurück. Ich wartete mit Ungeduld auf ihre Rückkehr, aber das Mädchen kam immer nicht, bis daß es wieder der letzte Tag im Monat war. Da kam ſie, ſetzte ſich zu mir hin und unter-

hielt ſich mit mir eine Stunde lang. Zuletzt ſagte ſie:

— Zahle mir diesmal fünfhundert Denare aus!

Ich konnte ſo viel Geld aber damals nicht gut entbehren, und wollte deshalb zu ihr ſagen: Zu was ſoll ich dir denn mein Vermögen geben? Allein die Liebe, von der mein Herz erfüllt war, ließ mich dieſe Worte nicht ausſprechen, ſondern, o Fürſt der Gläubigen, wie ich das Mädchen anſah, ergriff alle meine Glieder ein Zittern, und meine Geſichtsfarbe wurde gelb und ich vergaß, was ich ſagen wollte und ich war wie der, von dem ein Dichter ſingt:

So iſt es! ſo bald ich ſie erblicke von Ungefähr,
So ſtaune ich, und weiß nicht meine Red' anzufangen.
Es iſt mir entfallen Alles, was ich zuvor bedacht,
Und beifällt mir's wieder erſt, nachdem ſie gegangen.

Ich gab ihr alſo die fünfhundert Denare, und nachdem ſie dieſelben empfangen, gieng ſie fort. Diesmal gieng ich ihr in eigener Perſon nach. Sie gieng nach dem Markte, wo man

Edelſteine verkauft, und hier näherte ſie ſich einem Kaufmann, und nahm ihm einen Halsſchmuck ab von Perlen um fünfhundert Denare. Als ſie ſich aber umwandte und mich bemerkte, ſagte ſie zu mir:

— Bezahle dieſe fünfhundert Denare!

Ich ſagte daher zu dem Verkäufer der Perlenſchnur:

— Schreibe mir dieſe fünfhundert Denare auf!

Der Kaufmann machte mir einen gehorſamen Diener und ſagte:

— Hören und Gehen!

Ich folgte darauf weiter den Fußſtapfen des Mädchens, bis ſie bei den Gewürzhändlern anlangte, von welchen ſie Moſchus und Ambra kaufte um dreihundert Denare, und auch hier gab ſie mir zu verſtehen, daß ich bezahlen ſolle. Wie ſie weiter gieng, folgte ich ihr wieder, bis ſie an den Tigris kam. Hier ſtieg ſie in ein Schiff. Ich verneigte mich vor ihr und küßte die Erde. Sie fuhr dann weiter und lachte, ich aber blieb ſtehen, ſtets meinen Blick auf ſie gerichtet, bis daß ich ſie an einem Schloß ankommen ſah, wo ſie ausſtieg. Dieſes Schloß

gehörte aber dem Motawakkel, der damals Kha-
life war. Ganz erſtaunt blieb ich ſtehen wie
einer, dem Herz und Verſtand davon geflogen
iſt. In tiefe Traurigkeit verſetzt, als ob aller
Kummer auf der Welt nun mein Theil gewor-
den, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück.
Bereits hatte ich nicht weniger als dreitauſend
Denare an ſie verſchenkt, ohne zu wiſſen für
welchen Zweck, o Fürſt der Gläubigen. Da
ſprach ich: Das iſt einmal ein Geld das für
mich verloren iſt, gieng zu meiner Mutter und
erzählte ihr Alles ausführlich, worauf dieſelbe
mir entgegnete:

— Bei Gott! hüte dich, mein Sohn, etwas
gegen ſie zu unternehmen, denn das könnte dir
zum Verderben gereichen!

Eines Tags ſodann, wie ich in meinem
Kaufladen ſaß, kam mein Sachwalter auf dem
Gewürzmarkte, ein Mann ſchon hoch an Jah-
ren, zu mir. Als er ſich nach meinen Umſtän-
den erkundigte, theilte ich ihm meinen Vorfall
mit jenem Mädchen mit, worauf er ſagte:

— Mein Herr! das iſt ein Mädchen vom
Schloß, und ſie iſt eine der hochbegünſtigten des
Motawakkel, man kann ihrer nicht habhaft wer-

den, drum mußt du das ihr gegebene Geld als ein Allmosen ansehen, und sie dir aus dem Sinn schlagen. Verlangst du aber durchaus, mit ihr zusammenzukommen, so sag das mir, damit ich etwas Passendes und Gutes anordne, und du nicht ins Verderben gerathest.

Ich entgegnete ihm:

— Ach, bei Gott! in meinem Herzen ist von ihr Feuer.

Darauf verließ mich mein Sachwalter und gieng weiter. Ich geduldete mich aber bis zum letzten Tag des Monats, an welchem sie richtig wieder, zu meiner Freude, bei mir eintraf. Sie fragte mich dann:

— Was hat dich getrieben, mir nachzugehn?

Ich antwortete ihr:

— Was in meinem Herzen von dir ist.

Und ich weinte vor ihr und auch sie weinte aus Mitleiden zu mir. Darauf sagte sie:

— Gott weiß es, daß, was du in deinem Herzen fühlest, mein Herz in einem noch höhern Grade fühlt. Aber wie soll ich's machen? ich habe in einem ganzen Monat nur einmal dich zu sehen Gelegenheit.

Sodann bot ſie mir ein Blatt hin mit den Worten:

— Laß die angewieſene Summe dir von dem Sachwalter auszahlen!

Allein ich entgegnete ihr:

— Ich bedarf keines Geldes, denn ſiehe! mein Vermögen und meine Seele bin ich bereit für dich hinzugeben.

Am Ende ſagte ſie dann noch:

— Ich will mich doch auf ein Mittel beſinnen, wie du zu mir kommen könnteſt, wenn's auch ſchwer geht.

Darauf ſagte ſie mir ein Lebewohl und entfernte ſich. Ich aber gieng zu dem bejahrten Gewürzhändler, meinem Sachwalter, und erzählte ihm wieder Alles ganz genau. Dieſer gieng ſodann mit mir nach dem Schloß des Motawakkel hin, und ich zeigte ihm das Thor, durch welches mein Mädchen eingegangen. Wie er nun hin und her dachte und ſich auf eine Liſt beſann, durch welche mir Gelegenheit werden ſollte ins Schloß zu kommen, erblickte er einen Schneider, welcher ſich dem Thore des Schloſſes näherte, begleitet von einer ganzen Anzahl von Geſellen. Da ſagte er zu mir:

— Durch diesen Schneider wirst du zu deinem Ziel gelangen, so Gott will! Zerreiß nur deinen Oberärmel, und geh damit zu dem Schneider, damit er dir denselben wieder zusammennähe, und wenn er denselben zusammengenäht hat, gib ihm zehn Denare.

Darauf gieng ich hin, nahm mir zwei Stück griechischen Seidenzeugs und brachte sie dem Schneider, indem ich zu ihm sagte:

— Mache mir hieraus vier Kleider, zwei weite und zwei nicht weite!

Als derselbe mit seiner Arbeit fertig war und mir die vier Kleider überbrachte, sagte ich zu ihm:

— Behalte diese Kleider für dich, für deine Leute und den Thorwart!

und ich setzte mich zu ihm hin und unterhielt mich mit ihm lange Zeit. Dann ließ ich wieder etwas bei dem Schneider machen, und nachdem er die Kleider fertig hatte, hieng er dieselben vor seiner Bude auf, so daß sie jeder, der vorübergieng, sehen konnte, und jeder, der dieselben sah, bewunderte sie. Jedermann aber, wer aus dem Schloß des Khalifen kam, verehrte ich ein Kleid, welches ihm am besten gefiel, und so auch dem

Thorwart. Eines Tags ſodann näherte ſich mir der Schneider mit den Worten:

— Ich möchte wohl, mein Sohn, daß du mir in Aufrichtigkeit und Wahrheit deine Geſchichte erzählteſt, warum du hundert ſo koſtbare Stücke, wovon ſchon ein einziges eine recht beträchtliche Summe werth iſt, haſt verarbeiten laſſen und den größern Theil davon verſchenkt? Das iſt nicht die Handlungsweiſe eines Kaufmanns, denn die Kaufleute ſchlagen jeden Dirhem an. Und wie groß muß das Capital deines Vermögens ſeyn, daß du ſolche Geſchenke geben kannſt, und wie groß muß dein Erwerb in jedem Jahr ſeyn? Drum laß mich vernehmen eine wahrhaftige Erzählung, damit ich dir helfe, denn ſonſt mußt du verarmen. Bei Gott! biſt du nicht verliebt?

Ich antwortete:

— Ja!

— In wen denn? fragte der Schneider weiter.

Ich erwiederte ihm:

— In ein Mädchen von denen des Schloſſes.

Worauf der Schneider:

— Gott verdamme die Mädchen! ſie haben

ſchen manchen Mann verrückt. Und wer iſt denn dieſes Mädchen?

— Das weiß ich nicht! war meine Antwort.

— So gib mir, ſagte er, eine Beſchreibung von ihr!

Da beſchrieb ich ſie ihm. Worauf er:

— O wehe! das iſt eine Lautenſpielerin des Khalifen Motawakkel, die bei ihm in hoher Gunſt ſteht. Doch ſie hat einen weißen Sklaven, und ich will dich mit ihm bekannt und gut Freund machen, vielleicht daß du durch dieſen zu dem Mädchen Zutritt findeſt.

Während wir ſo im Geſpräch mit einander begriffen waren, ſiehe da kam der genannte Sklave aus dem Schloß heraus, mit ſchönen Kleidern angethan, dem Monde gleich, wenn er in ſeinem vollen Lichte iſt. Es lagen aber vor mir die gefertigten Kleider von Seide, von verſchiedenen Farben. Der Sklave beſah dieſelben. Da ſtand ich auf und begrüßte ihn.

— Wer biſt du? fragte er dann mich.

— Ich bin, erwiederte ich, ein Kaufmann.

— Verkaufſt du dieſe Kleider? fuhr er fort.

— Ja! war meine Antwort.

Da ſuchte er ſich fünf Stücke aus und fragte dann:

— Was koſten dieſe?

— Damit, erwiederte ich, mache ich dir ein Geſchenk und wünſche nur, daß du mir deine Freundſchaft mögeſt zu Theil werden laſſen.

Da nahm er die Kleider und freuete ſich derſelben. Ich aber gieng nach meiner Wohnung und holte andere Kleidungsſtücke, dazu Perlen und Edelſteine, im Werth von tauſend Denaren, um ihm hiemit noch weitere Geſchenke zu machen, und er nahm Alles von mir an. Eines Tags nahm er mich mit ſich auf ſein Zimmer im Schloß und traktirte mich daſelbſt auf's Beſte.

— Wir ſind unter uns, begann er ſofort, drum ſage mir, wie du heißeſt?

Ich antwortete aber bloß:

— Ich bin ein Kaufmann.

— Dein ganzes Benehmen, fuhr er dann fort, läßt mich einigen Verdacht ſchöpfen.

— Warum denn? fragte ich.

Er erwiederte:

— Weil du ſo viele und wahrhaft königliche Geſchenke mir haſt zukommen laſſen, wodurch du mein Herz eingenommen; ich habe auch be-

reits deine Angelegenheit erforscht und erfahren, daß du der Wechsler Abulhasan bist von Khorasan.

Da weinte ich. Er aber sprach:

— Warum weinst du? Die, um derentwillen du weinst, bei Gott! empfindet noch heftigere Liebe, als du, sie kann gar nicht aufhören, an dich zu denken und ihre Neigung zu dir ist ohne Maas, auch ist ihr Verhältniß zu dir bereits unter den Mädchen des Schlosses bekannt. — Womit kann ich dir nun zu Diensten seyn?

— Stehe mir bei, entgegnete ich ihm, in meiner Noth!

Das schwor er mir zu, und vertröstete mich auf den morgenden Tag. Ich gieng darauf nach meiner Wohnung zurück. Des folgenden Morgens, wie ich wieder auf sein Zimmer kam, sagte er zu mir:

— Wisse, daß ich gestern deinem Mädchen, nachdem ich mit ihrer Bedienung fertig war, deine ganze Geschichte und dein Vorhaben erzählt habe, worüber sie hoch erfreut ward. Bleibe du nun bei mir bis gegen Ende des Tags!

Sobald aber die Nacht herangebrochen war,

kam der Sklave mit einem goldgestickten Oberkleid, einem seidenen Tuch, einem Khalifenmantel und mit fürstlichen Insignien, kleidete mich darein und machte mir Alles zurecht, auch vergaß er nicht mich einzuparfümiren. Ich betrachtete mich dann, und siehe da! ich war ein vollkommenes Ebenbild des Khalifen geworden!

Darauf führte mich der Sklave in einen engen Gang, auf dessen beiden Seiten Zimmer waren.

— Dies, sagte er dann, sind die Zimmer der beim Khalifen angesehensten Mädchen. Gehe nun durch diesen Gang und lege vor die Thüre jedes Zimmers eine Perle von diesen Rubinen, denn das ist die Gewohnheit des Khalifen, welche er jegliche Nacht ausübt, bis daß du an den zweiten Gang kommst, welcher dir zur Rechten ist, wo du ein Zimmer finden wirst, an deren Thür eine Schwelle von weißem Marmor ist, und wenn du dorthin angekommen bist, so berühre, um nicht fehl zu gehen, die Schwelle mit deiner Hand, wenn du aber willst, kannst du die Thüren zählen, es ist die so und sovielste Thür; hier tritt ein und du wirst deine Freundin finden, welche deiner wartet. Was sodann dein

Herauskommen betrifft, ſo will ich ſchon für daſſelbe, mit Gottes Hülfe, beſorgt ſeyn und müßte ich dich in einer Kiſte herausſchaffen.

Ich wünſchte ihm hierauf alles Gute, und er verließ mich und kehrte zurück. Nach Vorſchrift zählte ich ſodann die Thüren und ließ an jeder derſelben einen Rubin zurück. Wie ich aber in der Mitte des Ganges war, ſiehe da vernahm ich ein gewaltiges Schreien und Lärmen und wurde eine Menge Lampen, wohl gegen hundert, gewahr. Die Lichter näherten ſich mir, ich ſah hin und ſiehe da! es war der Khalife, der mir entgegenkam, umgeben von einer großen Anzahl von Mädchen, von welchen jede ein Licht in der Hand hatte. Ich hörte darauf ein Mädchen zu dem andern ſagen:

— Meine Schweſter! wir haben, ſcheint es, zwei Khalifen, denn der Khalife iſt bereits an meiner Thüre vorübergegangen, ich habe ſeine Salben gerochen und habe gehört, wie er die Perle hinwarf nach ſeiner Gewohnheit und nun ſehe ich Licht und den Khalifen dabei!

— Ich begreife das wahrhaftig nicht, erwiederte die andere, denn mit des Khalifen Inſignien zu kommen darf es doch kein Anderer

wagen, und wiederum iſt doch das der Khalife, welcher ſich in dem Augenblick in der Mitte der Mädchen befindet. Bei Gott! das macht mich, das macht uns ſtaunen.

Das Licht aber näherte ſich mir immer mehr, ſo daß meine Muskeln in Zittern geriethen und ich den Verſtand verlor. Ein Diener rief ſodann den Mädchen zu: Wendet euch hieher! Da wandten ſie ſich nach einem der Zimmer und traten hinein, kamen aber bald wieder heraus. Der Khalife ſchritt dann weiter vor bis an die Wohnung meiner Geliebten. Da hörte ich ihn ſagen:

— Weſſen Zimmer iſt das?

— Das iſt, ſagte man ihm, das Zimmer der Schadſcharat edder *).

— Rufet ihr! fuhr er fort.

Da trat ſie heraus und küßte ſeine Füße. Ich zitterte vor Furcht, daß mich Jemand bemerken möchte. Unter der Thüre hörte ich ſodann den Khalifen zu dem Mädchen ſagen:

— Haſt du dieſen Abend ſchon getrunken?

Worauf ſie antwortete:

— Wenn ich nicht in deiner Gegenwart bin

*) d. h. Perlenbaum.

und mich nicht erfreuen darf deines Anblicke, habe ich durchaus keine Luſt zu trinken.

Der Khalife lächelte ob dieſer Antwort und war darüber hoch erfreut, ſo daß er zu ſeinem Diener ſagte:

— Hole bei dem Schatzmeiſter den und den Halsſchmuck, und überreiche ihr denſelben!

Nach dem ſagte er zu dem Mädchen:

— Gehe nun in dein Zimmer!

Sie gieng hinein. Ich aber, da man ſich mir immer mehr näherte, ſtieß die Thüre auf, an welcher ich ſtand, und kam da in ein Vorzimmer, wo ich ein Zelt bemerkte, hinter welches ich mich verſteckte. Alsbald aber näherte ſich mir ein dem Vollmonde gleiches Mädchen, welches mich bemerkt hatte, mit einem Licht in der Hand und redete mich alſo an:

— Wer iſt da? tritt hervor!

Ich trat hervor, und hörte das Mädchen ſagen: Wahrhaftig, er iſt ſchön! Und auch mir gefiel das Mädchen. Darauf ſagte ſie:

— Wie konnteſt du es wagen, zu uns hereinzukommen?

Dann näherte ſie ſich mir mit dem Licht, um mich genau zu beſehen und fragte darauf:

— Wer biſt du denn?

Ich küßte die Erde vor ihren Füßen und erwiederte:

— Um Gotteswillen! meine Gebieterin, verbirg mich und beug vor dem Vergießen meines Bluts, habe Erbarmen mit mir und erwirb dir um mich bei Gott, der gelobt und geprieſen ſey, ein Verdienſt!

Darauf weinte ich aus Furcht vor dem Tode.

Das Mädchen aber entgegnete:

— Es iſt kein Zweifel, daß du ein Dieb biſt.

Worauf ich:

— So wahr Gott lebt, ich bin kein Dieb! und ſiehſt du an mir Merkmale eines Diebs?

— Und wenn das nicht iſt, fuhr ſie fort, wer biſt du denn? Sage mir die reine Wahrheit und belüge mich nicht, ſo will ich dich in Schutz nehmen!

— Ich bin, erwiederte ich ihr, indem ich vor ihr niederfiel, ein Verliebter, ein Unwiſſender, ein Thor; Thorheit und Liebe hat mich zu dem gebracht, wovon du Zeuge biſt.

Sie hieß mich alsbald aufſtehen und ihr in ihr Zimmer folgen. Ich trat in daſſelbige ein, und ſie führte mich zu einem erhabenen Sitz,

welcher mit einem großen Teppich bedeckt war, indem ſie mich alſo anredete:

— Setze dich! es iſt mir nun kein Zweifel mehr, daß du der Geldwechsler Abul Haſan von Aberaſan biſt.

— Ja, der bin ich! war meine Antwort.

— So hat dich, entgegnete ſie, Gott bewahret, daß dein Blut nicht vergoſſen wurd. Wäreſt du aber ein Dieb, ſo würdeſt du ergriffen werden und ohne Frage den Tod finden, da du in des Khalifen Schmuck und Kleidung und parfümirt wie er gekommen biſt; dagegen wenn du wirklich der Freund der Schadſcharat Eddor, meiner Schweſter, biſt, ſo biſt du gerettet, denn ſie hält dich in ſtetem Andenken und iſt nicht anders geworden, und gedenket immerfort deſſen, wie ſie von dir das Spiel genommen, wie du ihr nachgefolgt biſt bis an das Ufer, und wie du dich vor ihr auf die Erde geneigt. Ihr Herz iſt in Liebe zu dir entbrannt. Nun ſage mir aber auch, biſt du wirklich ihretwegen hieher gekommen oder nicht, und warſt du dir all der Gefahren bewußt?

Ich erwiederte ihr:

— So wahr Gott lebt! meine Gebieterin,

ich beabsichtigte nichts anders, als sie zu sehen und zu sprechen, und Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht Lüge spreche.

— So hast du recht gehandelt, entgegnete sie, und so wird dich Gott, der Preiswürdige, erretten und mein Herz fühlet Mitleiden für dich.

Hierauf sagte sie zu ihrem Mädchen:

— Gehe doch zu meiner Schwester, der Schadscharat eddor und richte ihr folgendes aus:

„Deine Schwester entbietet dir ihren Gruß und beschwört dich, doch die Güte zu haben, wie sie dieselbe ja von dir gewohnt ist, zu mir zu kommen, denn meine Brust ist diese Nacht beengt, damit wir uns miteinander unterhalten und uns erheitern."

Die Schadscharat eddor ließ aber durch das Mädchen sagen:

„Gott lasse mich noch lange dein Leben genießen und er mache mich für Alles Böse zu deinem Ersatz! Bei Gott! hättest du einer andern Sache wegen, als zu deiner Aufheiterung, mich zu dir gebeten, so hätte ich mich eingestellt, so aber kann ich, trotz dem daß du Alles, wie du weißt, bei mir giltst, deinem Wunsch

nicht entsprechen, denn ich bin diese Nacht mit Schmerz heimgesucht und habe gar heftiges Kopfweh.“

Allein sie schickte das Mädchen zum zweiten Mal hin und ließ ihr sagen:

„Es hilft nichts, du mußt nothwendig kommen.“

Und siehe da! nach einer Weile kam sie, und ihr Antlitz glänzte wie ein leuchtender Stern. Ihre Schwester gieng ihr entgegen und umarmte sie; zu mir aber sagte dieselbe:

— Abul hasan komm hervor!

Da küßte ich ihr die Hand. Als mich aber meine Geliebte erblickte, Fürst der Gläubigen, warf sie sich an mich und drückte mich fest an ihre Brust, indem sie zu mir sagte:

— Du hast dich in die Kleider des Khalifen und seinen Schmuck geworfen!

Darauf setzte sie sich hin und verlangte von mir, daß ich ihr meine Geschichte erzählen sollte. Ich theilte ihr daher dieselbige mit und erzählte ihr, was ich von Angst und sonst ausgestanden.

— Deine Geschichte, sagte sie dann, erfüllt mein Herz mit Schmerz, und ich werde das, was du meinetwegen ausgestanden, wohl zu

ſchätzen wiſſen. Gott ſey aber gedankt, der dich aus ſolchen Gefahren unbeſchädigt entkommen ließ, und welch großes Glück war es für dich, daß du in die Wohnung meiner Schweſter und Herzensfreundin gekommen biſt!

Hierauf ſagte ſie:

— Stehe auf, wir wollen in mein Zimmer gehen!

Wir giengen alſo mit ihr nach ihrer Wohnung, und die Dienſtmädchen, welche ſie hatte, begrüßten mich und küßten mir die Hände. Da wandte ſie ſich an ihre Schweſter mit den Worten:

— Nicht wahr? wie ich ihn dir beſchrieben habe, ſo iſt er, er hat ſein Leben auf das Spiel geſetzt und ſich den größten Gefahren unterzogen, nun will ich aber auch ihm mit Leib und Seele mich ergeben!

Ihre Schweſter entgegnete darauf:

— In was kann ich dir noch zu Dienſten ſeyn? Ja, nur wegen ſeines grosmüthigen Entſchluſſes hat ihn Gott gerettet!

— Du wirſt es ſchon ſehen, antwortete ſie, was ich thun werde, um mit ihm, auf rechtmäßigem Wege, verbunden zu werden. Ich bin

bereit, mein Leben für ihn zu lassen, wie er es bereit war, damit ich auch ihm, wie er mir, eine Probe von Treue gebe.

Wie wir so im Gespräch waren, ließ sich ein gewaltiges Pochen an der Thüre vernehmen, und als ich nachsah, war es der Khalife, der meinem Mädchen, welches er sehr liebte, einen Besuch machen wollte. Da nahm sie mich, o Fürst der Gläubigen, steckte mich in eine Art von Keller und verschloß denselben; darauf gieng sie hinaus, um den Khalifen zu empfangen. Dieser setzte sich, und sie bediente ihn; er verlangte dann auch, daß man zu trinken bringen sollte.

Der Khalife liebte aber damals auch ein Mädchen, Namens Kabiba *); mit dieser war er uneins geworden; im Trotz auf ihre Schönheit und Reitze wollte sie ihm nicht nachgeben, und Mottawakkel wieder im Trotz auf seine Herrscher- und Khalifenwürde wollte ihr nicht nachgeben und sich ihr nicht unterwürfig zeigen; dabei war sein Herz von ihrer Liebe entflammt. Um sich zu zerstreuen, besuchte er daher andere

*) d. i. Ungestaltige.

Mädchen, und da er den Gesang der Schadscharat eddor liebte, kam er zu ihr und hieß sie singen. Sie ergriff also die Laute und sang folgendes Lied:

Zurück zu mir hielt die Liebe ich, als die Liebe schon
Zur Sonn mir gemacht die Reihe von ihr so wunderbar.
Die Welt wurde mir zu enge mit ihrer Lust und Freud'
Als sie sich entfernte, so daß ich wie im Kerker war.

Den Khalifen rührte dieses Lied, und auch ich wurde davon gerührt, o Fürst der Gläubigen, in meinem Keller, und wäre mir nicht Gott beigestanden, so hätte ich laut aufgeschrien und wir wären mit Schimpf und Schmach bedeckt worden. Darauf ergriff sie wieder die Laute und sang:

Wie lange noch soll entfernt ich seyn und getrennt von dir?
Der Trennung doch mach' ein Ende, denn sie zerreißt das Herz!
Sey ruhig und hab Geduld! die Zeit hat ja Kraft genug
Zu ein'gen was ist getrennt, zu heil'n deiner Seele Schmerz!

Der Khalife wurde wieder gerührt und ſagte:

— O Schadſcharat eddor, was wünſcheſt du, daß ich dir gebe?

— Meine Freiheit, o Fürſt der Gläubigen, erwiederte ſie, wenn dir ſolche Belohnung genehm iſt.

Er entgegnete:

— Du ſollſt frei ſeyn um Gottes willen!

Da küßte ſie die Erde vor ſeinen Füßen.

— Ergreife, ſagte er dann, die Laute und ſinge mir etwas in Bezug auf mein Mädchen, mit der ich uneins bin, denn mein Herz empfindet Liebe für ſie!

Da ergriff ſie wieder die Laute und ſang:

So lang von der Liebſten die Trennung dauert,
Weiß er nicht, wie ihm iſt zu Muth und zu Sinn.
So lang von der Liebſten die Trennung dauert,
Zieht wider Willen ihn das Herz zu ihr hin.

Nachdem der Khalife dieſes Lied angehört, ſagte er:

— Wahrhaftig! das iſt die Erklärung zu meinem Zuſtand, und wenn der Dichter deſſelben noch lebte, ſo würde ich ihn reichlich belohnen.

Dann ſaß er noch einige Zeit in Nachdenken

verſunken da und wiederholte immer das Ende des Liedes. Nachher brach er auf und gieng nach dem Zimmer jener ſeiner Geliebtin, indem er ein Mädchen voranſchickte, das derſelben ſeinen Beſuch melden mußte. Dieſelbe kam ihm ſodann entgegen und küßte ſeine Füße, und ſo verſöhnten ſie ſich. So viel von der Geſchichte des Khalifen.

Was aber die Schadſcharat eddor betrifft, ſo näherte ſie ſich mir ganz erfreuten Sinnes, indem ſie zu mir ſagte:

— Durch deine, des Beglückten, Ankunft bin ich frei geworden, möge mich Gott nun mit dir auf geſetzliche Weiſe vereinigen!

Ich entgegnete darauf:

— Gott ſey Dank geſagt!

Während dem wir aber ſo im Geſpräch waren, trat jener ihr Diener herein, dem wir ſofort Alles, was uns begegnet iſt, erzählten.

— Gott ſey Dank! ſagte er, daß er deiner Sache ſo guten Erfolg verlieben; wir wollen ihn nun bitten, daß er dich auch vollends unverſehrt aus dem Schloß möge kommen laſſen.

Zu uns gesellte sich dann auch noch die Schwester meiner Geliebtin, Namens Fatir *).

— Meine Schwester! redete dieselbe alsbald meine Geliebte an, wie machen wir es, daß wir ihn unversehrt aus dem Schloß hinausschaffen? Siehe! Gott hat über uns Segen ausgeschüttet, und ich bin frei geworden. Ich weiß aber kein anderes Mittel, um ihn gut hinauszubringen, als daß ich ihm Weiberkleider anlege.

So versuchte ich, o Fürst der Gläubigen, in Weibertracht aus dem Schloß zu entkommen. Wie ich aber schon halbwegs war, siehe da stieß ich auf den Khalifen, wie er von seinen Dienern umgeben da saß. Sobald er mich bemerkte, schöpfte er gleich starken Verdacht, ob ich wirklich ein Mädchen wäre, und sagte daher zu seinen Dienern:

— Laufet schnell diesem Mädchen, das da hinaus will, nach und bringet mir dieselbige her!

Da brachten sie mich vor den Khalifen,

*) d. i. Sanfte.

und hoben mir den Schleier auf. Da ward ich erkannt und verrathen. Auf die Fragen, die er sodann an mich richtete, gab ich ihm eine der Wahrheit getreue Erzählung meiner Geschichte, und verhehlte ihm gar nichts. Nachdem er dieselbige vernommen, dachte er eine Zeit lang über meine Sache nach, dann aber stand er plötzlich auf und gieng nach dem Zimmer der Schadscharat eddor.

— Du hast, redete er dieselbe an, einen Kaufmann dir auserwählt?

Sie küßte die Erde vor ihm und erzählte ihm ihre Geschichte von Anfang bis zu Ende ganz der Wahrheit gemäß. Als der Khalife diese ihre Erzählung vernommen, fühlte er Mitleiden mit ihr und sein Herz wurde weich für sie und er ließ ihr die Sache hingehen. Darauf sagte ihr Diener zu ihr:

— Sey frohen Muths von wegen deines Geliebten, denn als ihn der Khalife vor sich bringen ließ und ihn ausfragte, hat er ihm Alles so erzählt, wie du es ihm erzählt hast, Buchstabe für Buchstabe, was ich von ihm selbst weiß, da er nachher zu mir kam.

Der Khalife sagte aber zu mir:

— Was hat dich zu solcher Kühnheit veranlaßt?

Worauf ich antwortete:

— O Fürst der Gläubigen, mich hat meine Thorheit und die Liebe und das Vertrauen auf deine Nachsicht und Grosmuth dazu getrieben.

Darauf weinte ich und küßte die Erde vor seinen Füßen. Da sprach der Khalife:

— Ich habe euch beiden verziehen!

Darauf hieß er mich Platz nehmen und schickte sogleich nach dem Kadi Ibn Daoud, um meine Heirath richtig zu machen. Meine Geliebte aber hieß er alles mitnehmen, was sich bei ihr vorfinde und was sie besitze. So wurde sie mir in ihrem Zimmer als Braut zugeführt. Nach drei Tagen verließ sie das Schloß und nahm Alles das mit sich, was du da siehst, Fürst der Gläubigen.

Nach Verfluß einiger Zeit sagte dann meine Gattin einmal zu mir:

— Motawakkel ist ein ehrenwerther Mann, allein ich fürchte, daß einer unserer Neider uns bei ihm anschwärzen möchte, darum habe ich etwas vor.

Auf meine Frage: Was sie denn vorhabe? antwortete sie:

— Ich will ihn um die Erlaubniß zu einer Pilgerreise bitten und daß ich nicht mehr singen dürfe.

— Dieses dein Vorhaben ist gut, sagte ich.

Während dem wir aber so sprachen, siehe da kam ein Gesandter vom Khalifen, der sie zum Khalifen abholte, denn er hörte gern ihren Gesang. Sie gieng hin und that nach seinem Verlangen. Da sagte er zu ihr:

— Entferne dich doch nicht von uns!

Sie entgegnete in tiefster Ergebung:

— Hören und Geben!

Einige Zeit später hatte er wieder nach ihr geschickt nach seiner gewohnten Weise, aber ich erfuhr das nicht eher, als bis sie von ihm zurückkam mit zerrissenen Kleidern und weinend. Da erschrack ich und sprach:

— Siehe wir gehören Gott an und zu ihm kehren wir zurück!

Ich sprach aber die Vermuthung aus, daß er wohl Befehl gegeben habe, uns gefangen zu nehmen. Da entgegnete sie:

— Von wem vermuthest du das?

— Vom Motawakkel, war meine Antwort.

Da sagte sie:

— Ach des Motawakkels! Mit ihm ist's vorbei!

— Erzähle mir doch! fuhr ich fort.

Da sprach sie:

— Siehe! der Khalife saß hinter einem Zelt und trank, und in seiner Gesellschaft waren Alsat'ch Ibn Khakan und Elliwa der Mufti und Sadaka Ibn Sadaka, da stürzte sein Sohn Elmontaser mit einem Trupp von Türken auf ihn los, und tödtete ihn, und die Stätte ward mit Geschrei und Jammertönen erfüllt. Ich aber floh und Gott hat mich gerettet.

Da brach ich sogleich auf, Fürst der Gläubigen, und gieng nach Basra. Späterhin erfuhr ich dann, daß es zwischen Elmontaser und Elmosta'in zum Krieg gekommen sey. Ich habe aber all meine Habe und was meine Gattin auf rechtlichem Wege sich zu eigen gemacht, mitgenommen. Dies ist meine Geschichte, Fürst der Gläubigen, ich habe keinen Buchstaben hinzugethan und keinen hinweggenommen, und in Wahrheit, Fürst der Gläubigen, all mein Besitz und was du da erblickst, ist von deinem

Grosvater und rührt von deinen edlen Vorfahren her, und ihr seyd ein Volk von Edelmuth und eine Fundgrube von Grosmuth!

Ueber diese Erzählung war der Khalife Motathed billah hoch erfreut und sehr erstaunt. Darauf stellte der Kaufmann dem Khalifen seine Kinder vor von jener seiner Geliebten und sie küßten die Erde vor dessen Füßen. Der Khalife, der die Kinder ob ihrer Schönheit nicht genug bewundern konnte, verlangte hierauf ein Dintenfaß und fertigte denselben einen Erlaß der Abgaben von ihren Gütern, auf zwanzig Jahre, aus. Hie und da stattete er dann ihnen einen Besuch ab und blieb mit ihnen verbunden, bis daß die Zeit sie von einander trennte und sie ihre Schlösser mit Gräbern vertauschten. Gott aber sey Preis gesagt, dem gnädigen König!

Die Sängerin von Bagdad.

Aus dem Buche: Ausschmückung der Märkte in Schilderung der Gefühle der Verliebten.

Es war ein wohlhabender Mann in Bagdad, der verliebte sich in ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit und von außerordentlicher Kunstfertigkeit im Singen und im Lautenschlagen. Für diese opferte er all sein Vermögen auf, so daß er in Armuth gerieth. In seiner Noth fragte er dann einen seiner Freunde um Rath: was er nun beginnen solle? Dieser rieth ihm: er solle seinem Mädchen erlauben, daß sie vor den Leuten um's Geld singe, und da man sie gern höre, setzte jener Freund hinzu, so werde ihm dadurch ein mehr als hinlänglicher Erwerb zu Theil werden. Allein dieser Rath betrübte ihn sehr, und er erklärte seinem Mädchen, daß er lieber sterben wolle, als solches zugeben.

Da entgegnete ihm seine Geliebte:

— Das Beste wird seyn, daß du mich verkaufest; denn um meinen Kaufpreis wirst du wieder zu deinem Vermögen kommen und auch mir wird es an nichts fehlen, da eine Sängerin, wie ich bin, nur ein Reicher kaufen wird.

Da führte er sie auf den Markt, und es kaufte sie ein Haschemite aus Basra, um fünfzehnhundert Denare. Aber nachdem er das Geld eingezogen hatte und der Kauf abgemacht war, gieng ihm sowohl als seinem Mädchen die Sache so zu Herzen, daß sie in das heftigste Weinen und Seufzen ausbrachen, und daß er versuchte, den Kauf wieder rückgängig zu machen, wobei ihm aber nicht willfahren wurde.

Darauf gieng ich, fährt er selbst fort zu erzählen, weiter, ohne zu wissen, wohin ich gehen sollte, da es mir unmöglich war, das Haus wieder zu betreten, das von ihr nun verlassen war. Ich gerieth in eine Moschee, legte meine Börse unter mein Haupt und schlief ein, nachdem ich lange Zeit geweint hatte, und mein Schlaf war so gut, daß ich nicht früher auf-

wachte, als bis man mir die Börse unter meinem Haupte wegzog. Ich sprang auf, um dem Diebe nachzulaufen, aber siehe da! mein Fuß war mit einem Strick an einen Pfahl gebunden, und ich konnte den Strick nicht früher los kriegen, als bis der Dieb auf und davon war. Da übermannte mich der Jammer dergestalt, daß ich hingieng, mir das Gesicht verhüllte und mich in den Tigris warf, um zu sterben. Allein Leute, die in der Nähe waren, zogen mich wieder heraus, indem sie der Meinung waren, ich sey aus Unvorsichtigkeit in das Wasser gefallen. Ich erzählte ihnen darauf meine Geschichte, wo mich dann einige von ihnen schalten, andere dagegen bemitleideten. Ein bejahrter Mann aber aus ihrer Mitte nahm mich bei Seite und ermahnete mich also:

— Du bist nicht der Erste, der arm geworden, nachdem er reich gewesen, und nun genügt dir nicht der Verlust deines Vermögens? willst du auch noch dazu dein Leben verlieren und sterben als ein Verbrecher, als ein Selbstmörder und in die Hölle kommen?

Diese Worte beruhigten mich einigermaßen, aber bald kam die Unruhe und der Jammer

wieder über mich. Als ich darauf einem Freunde mein Elend klagte, rieth mir dieser, Bagdad zu verlassen, ich könne vielleicht, meinte er, unter den Ortspräfecten einen finden, der mich wegen meiner schönen Handschrift zu seinem Schreiber nehme. Zugleich gab er mir fünfzig Dirhem. Da faßte ich den Entschluß, mich nach Waseth einzuschiffen, weil ich daselbst unter den Schreibern einen Freund hatte. Als ich an das Gestade kam, erblickte ich ein Schiff, das zur Abfahrt bereit war. Auf meine Frage an die Schiffleute: ob ich mit ihnen fahren könnte? wurde mir zur Antwort:

— Wir wollen dich um zwei Dirhem mitnehmen, allein das Schiff gehört einem Haschemiten und der will keinen Fremden mit sich fahren lassen, deßhalb mußt du dich in unsere Tracht kleiden, damit du einem Schiffmann gleichest.

Da kam mir in Sinn, daß das Schiff gerade dem gehören möchte, welcher mein Mädchen gekauft hatte, und so könnte ich, sprach ich zu mir selbst, unter ihrem ergötzlichen Gesang nach Waseth kommen, wenn es wirklich jener Mann ist. Darauf kaufte ich eine Jacke

und zog sie an, daß ich einem Schiffmann gliech, und hielt mich zu den Schiffern. Nicht lange durfte ich warten, so erschien auch in der That mein Mädchen mit ihrem Herrn, und es wurde für sie ein Zelt aufgeschlagen. Bald darauf fuhr man ab, und wie es Abend geworden und man beim Essen und Trinken war, da sagte der Mann zu dem Mädchen:

— Wie lange noch soll diese Traurigkeit dauern und wie lange noch wirst du den Gesang verweigern? Bist denn du die Erste, die sich trennen mußte von ihrem Liebhaber?

Als man immer mehr in sie drang, ergriff sie die Laute und sang:

Fort ist der Freund mir der theure, sie gien-
gen aus des Nachts
Mit Mordgedanken im Herzen, und sie führ-
ten's aus.
Und es war mir, wie wenn da lägen auf mei-
ner Brust, ganz heiß,
Glühende Kohlen vom Ghadaholz, vor dem To-
desgraus.

Darauf überwältigten sie die Thränen, und sie warf die Laute weg und stand auf. Mich aber ergriff es so, daß ich in Ohnmacht fiel.

Da goßen sie mir Wasser über's Gesicht und schrieen mir ins Ohr, und ich kam wieder zu mir. Ihr aber sprachen sie mit freundlichen Worten also zu, daß sie die Laute wieder ergriff und sang:

Da stand gedenkend der Freunde ich, die ich liebete,
Und das Herz war mir wie von scharfen Messern durchgeschnitten.
Ich trat hinein in das Haus, und fragete nach den Freunden,
Allein das Haus war verödet, die Freunde nicht inmitten.

Darauf stieß sie einen Seufzer aus, als ob sie eben sterben wollte, und ich wurde abermals ohnmächtig. Da sprachen von den Schiffleuten die einen zu den andern:

— Wie konnter ihr doch einen Wahnsinnigen mit euch nehmen? werfet ihn ins Meer!

Diese Rede aber ergriff mich also, daß ich mit Gewalt mich zu fassen suchte.

Als man bald darauf zu einem Landungsplatz kam, stieg Alles aus, um sich auf dem Lande zu ergehen, so daß Niemand mehr im

Schiff war. Ich allein blieb darin zurück, machte mich heimlich an die Laute und stimmte dieselbe auf eine nur mir und meinem Mädchen bekannte Weise. Nachdem die Leute sodann wieder eingestiegen waren, und es war eine schöne mondhelle Nacht, machten sie viel freundliche Worte an das Mädchen und sagten zu ihr:

— Du siehst, wie es uns in dieser schönen Nacht zu Muthe ist, und bei Gott! willst du denn nicht auch mit uns heiter seyn?

Da ergriff sie die Laute, aber alsbald, nachdem sie die Saiten gerührt, um sie zu stimmen, that sie einen entsetzlichen Schrei. Dann sagte sie:

— Diese Laute ist gestimmt worden nach der Weise, wie sie mein früherer Herr liebte und die er immer von mir verlangte, er muß sich unter uns befinden!

— Bei Gott! antworteten sie ihr, wenn er unter uns wäre, so würden wir dir seine Gesellschaft nicht entziehen, daß er deinem gedrückten Herzen Erleichterung verschaffete.

Und dennoch, erwiederte sie, so wahr Gott lebt, er muß in unserer Mitte seyn, ohne Weiteres!

Der Schiffsherr fragte darauf seine Leute, ob sie denn Jemand mit auf das Schiff genommen hätten? Diese verneinten die Frage. Da befürchtete ich, daß der Herr nicht weiter nachfragen möchte, und rief daher:

— Doch! mein Herr!

Er hieß mich dann näher kommen und sagte mir, daß er mein Mädchen noch nicht berührt habe und daß er, als ein wohlhabender Mann, dieselbe nur genommen habe, um ihren Gesang zu hören, ich soll, fügte er hinzu, bei ihnen bleiben bis Basra, dort wolle er das Mädchen frei lassen und sie an mich, unter einer gewissen Bedingung, die ich eingehen müße, verehlichen. Auf meine Frage: Welches diese Bedingung sey? sagte er mir:

— Du mußt das Mädchen zu mir bringen jeglichen Abend, wo ich Lust habe, ihren Gesang, hinter einem Vorhang, zu hören; und wann ich genug habe, kannst du wieder mit ihr fortgehen, aber das darfst du mir nicht verweigern, so oft ich will.

Darauf antwortete ich:

— Wie könnte ich dir solches verweigern, dir, der du der Grund meines Lebens bist?

Dann fragte er auch das Mädchen, ob sie damit zufrieden sey? Sie bejahte die Frage und dankte ihm. In großer Freude fieng sie nun an zu singen, und zwar nach den von mir verlangten Weisen, worüber die Freude des Mannes verdoppelt wurde. So freudig gestimmt blieben wir, bis wir, gegen Abend, zu dem Fluß Nakel kamen. Wir hatten aber etwas zu viel getrunken. Hier wurde nun das Schiff angebunden, und ich stieg eines Bedürfnisses halber aus. Da übermannte mich die Trunkenheit, daß ich einschlief, und meine Reisegenossen bemerkten meine Abwesenheit nicht früher, als nachdem sie bereits wieder abgefahren waren, und ich kam nicht früher zu mir selbst, als bis die Sonne schon hoch am Tage stand. Mein Jammer, als ich das Schiff nicht mehr fand, ward nun größer als je.

Nach einiger Zeit sodann fuhr ein kleines Schiff an mir vorbei, und ich kam auf demselben nach Basra. Ich trat in die Stadt hinein, ohne irgend eine Stätte noch einen Menschen darin zu kennen, auch hatte ich jenen Mann weder nach Namen noch nach Wohnung gefragt. Wie ich so in der Irre umherlief, erblickte ich

einen Mann von Bagdad, den ich kannte. Um ihm meine Noth zu klagen gieng ich ihm nach, und folgte ihm, wiewohl er sehr schnell lief, bis daß ich seine Wohnung wußte. Ich kam zu einem Gemüsehändler. Ich nahm dann ein Blatt, um dem Mann schriftlich meine Umstände auseinanderzusetzen. Dem Gemüsehändler gefiel meine Handschrift und er bemitleidete meine Lage. Er fragte mich dann noch weiter nach meinen Verhältnissen und trug mir, als ich ihm erklärt, daß ich durchaus nichts mehr besitze, an, ob ich nicht sein Schreiber werden wolle und seines Vermögens Verwalter, er wolle mir täglich einen halben Dirhem, und dazu das Nöthige zu meiner Kleidung geben. Mit Vergnügen gieng ich auf diesen Antrag ein. Nach einem Monat bemerkte der Mann den Zuwachs seiner Einkünfte durch meine sorgfältige und treue Verwaltung, weshalb seine Achtung gegen mich wuchs, so daß er mir nach Verlauf eines Jahres seine Tochter zur Frau gab und die Hälfte seines Vermögens mit mir theilte. Ich blieb indeß bei alle dem niedergeschlagenen Herzens, abgestorben für alle Heiterkeit, unbekümmert um Alles, was um mich her vorfiel.

Eines Tages geſchah es dann, daß ich eine Menge Menſchen vorüberwandeln ſah mit allen möglichen Speiſe- und Trinkgeräthſchaften und mit Teppichen. Ich fragte: Was das zu bedeuten habe? und man ſagte mir, daß die Chriſten draußen das Feſt der Palmen feiern und daß jene Menge zuſehen wolle. Da kam mir in Sinn mich an dieſelbige anzuſchließen in der Hoffnung, vielleicht meine damaligen Reiſegenoſſen zu finden. Mein Herr gab mir gern dazu die Erlaubniß, und verſah mich auch mit dem Nöthigen von Speiſe und Trank. Ich machte mich alſo auf den Weg, und kaum war ich an das Waſſer gekommen, ſo erblickte ich ſchon das Schiff meiner Genoſſen mitten unter den Leuten. Wie im Flug eilte ich zu ihnen hin. Ihre Freude, als ſie mich erblickten, war groß, und ſie begrüßten und beglückwünſchten mich, indem ſie ſagten:

— Wir haben immer geglaubt, ſeitdem wir dich vermißten, du ſeyſt in den Wellen umgekommen.

Dann erzählten ſie mir, wie das Mädchen nach meinem Verſchwinden ihre Kleider von ſich

abgeworfen, ihr Geſicht ſich zerriſſen, ihre Laute zerbrochen und die Haare ſich zerrauft habe und wie ſie, nach der Ankunft in Basra, wo ihr freigeſtellt worden, zu beginnen was ſie wolle, ſich in Schwarz gekleidet und ein Grabmal ſich gewünſcht habe, um an demſelben weinend ihre Tage zuzubringen. Darauf nahmen ſie mich und brachten mich zu ihr. Als ſie mich aber erblickte, da that ſie einen gewaltigen Schrei und fiel ohnmächtig nieder. Da ſchüttete ich Waſſer über ſie. Ich hatte aber das Weinen nicht unterdrücken können und ob meinem Weinen fieng Alles an, zu weinen. Als ſie wieder zu ſich gekommen, wandte ſich ihr Herr an mich mit den Worten:

— Ich habe ſie dir bereits gegeben!

Ich ſagte:

— Nein! aber thue nun, was du verſprochen, rückſichtlich des Freilaſſens und der Verheirathung!

Er that es, und beſchenkte mich mit Kleidern, dazu räumte er für mich ein Haus ein, in welchem ſich alle nöthigen Geräthſchaften vorfanden und gab mir noch dazu fünfhundert Denare mit den Worten:

— Das iſt die Summe, die ich dir heute auszahle, und dieſelbige ſoll dir bleiben als jährliches Einkommen.

Da gieng ich hin zu dem Gemüſehändler, erzählte ihm das Vorgefallene, und gab ihm ſeine Tochter mit ihrer Mitgift zurück, und lebte nun mit meinem Mädchen in aller Freud und Glückſeligkeit.

Der ertappte Dieb.

Nuschirwan, der Gerechte, gab einmal an einem Festtag ein groſses Gastmahl, wozu sich die Angesehensten des Reiches einfanden. Nach beendigter Mahlzeit wurde zu trinken vorgesetzt und Früchte und würzhaftes Confect in goldenen und silbernen Gefäßen aufgestellt. Als aber sämmtliches Geschirr weggetragen wurde, da nahm einer der Gäste einen goldenen Becher, an Gewicht von tausend Drachmen, und verbarg denselben unter sein Kleid. Nuschirwan aber bemerkte solches. Als der Mundschenke den Becher vermißte, rief er mit lauter Stimme:

— Es gehe Niemand fort, bevor er durchsucht ist!

Als Nuschirwan den Grund hievon wissen wollte, erzählte ihm der Mundschenke das Vorgefallene. Aber Nuschirwan sagte:

— Es hat den Becher einer genommen, der ihn nicht wiedergeben wird, und es hat den Dieb einer gesehen, der ihn nicht angeben wird. Deshalb soll Niemand durchsucht werden!

Der Dieb aber gieng hin, machte den Be-

cher entzwei und kaufte ſich um das dafür erhaltene Geld einen Gürtel und einen Schmuck an ſein Schwerdt und ließ ſich ein prächtiges Kleid machen.

Nach einiger Zeit gab der König wieder ein Gaſtmahl, bei dem ſich auch jener Dieb, und zwar in ſeinem neuen Schmuck, einfand. Da ließ ihn der König vor ſich kommen und ſagte, auf ſeinen neuen Schmuck hindeutend, zu ihm:

— Das iſt von jenem!

Der betroffene Mann warf ſich auf die Erde hin, und der König ſagte zu ihm:

— Schon gut! Möge Gott, der Erhabene, dich beſſern!

Die Gewiſſenhaften.

Ibn Kharif berichtet, von ſeinem Vater folgende Geſchichte gehört zu haben:

— Ich gab, erzählte ihm dieſer, einem gewiſſen Ahmed, einem Mäkler, ein Kleid, mit dem Auftrag, es mir zu verkaufen, wobei ich ihm bemerkte, daß das Kleid einen Riß habe

und daß er den etwaigen Käufer auf denſelben aufmerkſam machen ſolle. Er gieng damit hin und brachte mir am Abend das für das Kleid, welches er an einen Fremden verkauft habe, erlöste Geld. Haſt du dem Manne aber auch, fragte ich, den Fehler des Kleides gezeigt?

— Nein, bei Gott! erwiederte er, das habe ich vergeſſen!

— Das lohne Gott dir übel! fuhr ich ihn an, und nun gehe mit mir, den Mann aufzuſuchen!

Wir giengen alſo nach dem Markte, fanden aber den Mann nicht, und als wir nach ihm nachfragten, wurde uns geſagt, daß er mit einer Pilgerkarawane nach Mecca abgereiſt ſey. Da ließ ich mir von dem Mäkler den Mann beſchreiben, beſtieg mein Thier, eilte der Karawane nach und erreichte ſie. Bald hatte ich den Mann erfragt, und ich redete ihn alſo an:

— Das Kleid, das du geſtern von einem gewiſſen Mann gekauft um ſo und ſo viel, hat einen Fehler, drum gib es zurück und nimm dafür wieder dein Geld!

Der Mann holte das Kleid hervor und beſah

es hin und her, bis daß er den Fehler daran fand. Dann ſagte er:

— Nun, mein Herr, gib mir auch das Geld wieder, daſſelbe, welches ich dafür gegeben!

Ich hatte aber jenes Geld nicht näher angeſehen und es eben in meine Börſe gethan zu dem übrigen. Als ich dem Mann daher all mein Geld zeigte, daß er ſich das ſeinige aufſuchete, erkannte er gleich ſein Geld und hieß es mich näher anſehen. Das that ich, und ſiehe da! es war falſches Geld, das gar nichts werth war. Da nahm der Mann jenes Geld und warf es weg, indem er ſagte:

— Ich kaufe von dir dieſes Kleid, trotz ſeines Fehlers, um denſelben Preis!

Und er gab mir für die falſchen Münzen eben ſo viel gute, und ich kehrte damit zurück.

Der wahre Grund.

Ein Geſandter des griechiſchen Kaiſers kam einmal zu dem Khalifen Motawakkel. Als Wein

vorgeſetzt wurde, wandte er ſich an einen der Verſammelten mit den Worten:

— Wie kommt es, daß ihr Mosleminen von den beiden Verboten des Weintrinkens und des Schweinefleiſch-Eſſens nur das eine beobachtet, das andere aber übertretet?

Jener erwiederte:

— Was mich betrifft, ſo trinke ich keinen Wein, du mußt dich alſo an einen wenden, der ſolchen trinkt.

— Wenn du willſt, verſetzte ihm der Geſandte, ſo will ich dir den Grund davon ſagen.

— Nun, laß hören! entgegnete jener.

Da ſagte der Geſandte:

— Als euch verboten ward das Eſſen von Schweinefleiſch, da habt ihr an deſſen Statt etwas aufgefunden, was beſſer iſt, als ſolches, nemlich: das Fleiſch von Geflügel. Was aber den Wein betrifft, ſo konntet ihr nichts auffinden, was ihm auch nur nahe käme. Deshalb gabet ihr das Weintrinken nicht auf.

Da war jener Mann beſchämt und wußte nicht, was er ihm erwiedern ſollte.

Der beſtrafte Geizhals.

Bei einem Geizhals ſtellte ſich einmal ein Gaſt ein, wie er gerade Brod und einen Topf mit Honig vor ſich hatte. Da that er das Brod weg, es war ihm aber um den Honig zu thun, denn er glaubte, daß der Gaſt nicht Honig eſſen würde ohne Brod. Dann ſagte er zu ihm:

— Du mußt eben Honig eſſen ohne Brod!

— Schadet nichts! erwiederte der Gaſt, und nahm eine Portion nach der andern.

Da ſprach zu ihm der Geizhals:

— Mein Bruder! ſolches drückt das Herz!

— Du haſt Recht, erwiederte jener, aber nur deines!

Der Dichter Abu Dulama.

Zu dem Dichter Abu Dulama ſagte einmal der Khalife El Manſur:

— Verlange von mir, was du haben möchteſt!

Der Dichter erwiederte:

— Ich möchte einen Hund auf die Jagd.

— Du ſollſt einen haben, entgegnete Manſur.

— Nun ſollte ich aber auch, fuhr der Dichter fort, ein Pferd haben auf die Jagd.

— Ich will dir eines geben, entgegnete der Khalif.

— Zu dem Hund, ſagte Abu Dulama weiter, brauche ich aber auch einen Hundsführer.

— Du ſollſt einen bekommen, erwiederte Manſur.

Der Dichter gieng noch weiter, indem er ſagte:

— Aber auch ein Mädchen ſollte ich haben, um mir das Erjagte zu braten und zum Eſſen fertig zu machen.

— Ich will dir ein Mädchen geben, entgegnete der Khalife.

Der Dichter fuhr fort:

— Dieſe Leute, o Fürſt der Gläubigen, ſind deine Untergebenen, aber ſie müßen nothwendig ein Haus haben, um drin zu wohnen.

— Du ſollſt ein Haus für ſie haben, entgegnete der Khalife.

— Aber, fuhr der Dichter fort, wenn ſie kein Feld haben, wovon ſollen ſie leben?

— Ich will dir, verſetzte der Khalif, hun-

dert Morgen bebautes Feld und hundert Morgen Brachfeld geben.

— Was iſt das, ein Brachfeld? fragte der Dichter.

— Ein Feld, antwortete der Khalif, welches keine Frucht hervorbringt.

Der Dichter verſetzte:

— Ich gebe dir, o Fürſt der Gläubigen, fünfmal hundert tauſend Morgen Brachfeld, von der Wüſte, welche die Aſaditen bewohnen.

Da lachte der Khalif und ſagte:

— Nun, man gebe ihm lauter bebautes Feld!

— Erlaube mir doch, fuhr der Dichter fort, daß ich deine Hand küſſe!

Der Khalif entgegnete:

— Was das betrifft, ſo laß das ſeyn!

— Bei Gott! verſetzte der Dichter, da haſt du mir etwas abgeſchlagen, was meine Familie am eheſten entbehren kann.

Mamun und Kosa'i.

Mamun las, wie er noch klein war, bei Kosa'i den Koran. Dieser sein Lehrer hatte die Gewohnheit, wenn Mamun bei ihm las, mit auf die Erde geheftetem Blick da zu sitzen. So wie aber Mamun falsch las, erhob er sein Haupt, sah seinen Schüler an, und dieser corrigirte sich dann. Eines Tages nun las Mamun die Sure der Ordnung. Als er aber an die Worte kam: O ihr, die ihr glaubet! Warum sprechet ihr, was ihr nicht thut? da erhob Kosa'i sein Haupt und sah seinen Schüler an. Mamun überlas den Vers nochmals, fand aber, daß er richtig gelesen. Da lief er erzürnt hinweg, wiewohl die Stunde noch nicht aus war, und Kosa'i gieng dann auch fort. Mamun gieng aber zu seinem Vater und redete ihn also an:

— O Fürst der Gläubigen! Wenn du dem Kosa'i etwas versprochen hast, so löse dein Versprechen!

Jener erwiederte:

— Ja! Er hat mich für deine Lesestunde

um etwas gebeten, und ich habe ihm was verſprochen. Aber hat er denn etwas zu dir geſagt?

— Nein! antwortete Mamun.

— Wie biſt du aber dann auf ſolches gekommen? fragte ihn ſein Vater.

Mamun erzählte dann ſeinem Vater das Vorgefallene. Da freute ſich der Vater über ſeines Sohnes Scharfſichtigkeit und Aufmerkſamkeit.

Die belohnte Gaſtfreundſchaft.

Abul Haſan von Medina erzählt:

— Haſan und Hoſein, Gottes Wohlgefallen ſey über ihnen, machten in Geſellſchaft des Abdallah ben Dſchafer, Gottes Wohlgefallen ſey über ihm, die Pilgerreiſe nach Mecca. Sie konnten die Karawane, welcher ſie ihre Geräthſchaften mitgegeben, nicht einholen, und litten daher an Hunger und Durſt. Sie kamen dann an einer Hütte vorbei, worin eine alte Frau ſaß. Dieſe redeten ſie alſo an.

— Haſt du uns nichts zu trinken?

— O ja! erwiederte die Frau.

Da kehrten sie bei ihr ein. Sie hatte aber nur ein einziges Schäfchen. Sie stand daher auf, molk ihr Schaaf und brachte ihren Gästen die Milch. Da tranken sie. Darauf sagten sie:

— Kannst du uns nichts zu essen geben?

Die Frau erwiederte ihnen:

— Ich erlaube euch, daß ihr dieses mein Schaaf schlachtet, es ist aber mein einziges.

Da erhob sich einer von ihnen, und schlachtete das Schaaf und zertheilte es. Die Frau aber bereitete ihnen davon eine Mahlzeit. Sie blieben bei derselben sitzen, bis der Abend kam. Als sie dann aufbrachen, um weiter zu gehen, sagten sie zu der Frau:

— Wir sind aus dem Stamm der Koreischiten, wollen jetzt nach Mecca, und wenn wir zurückkommen, zeige dich uns, aber gewiß, denn wir wollen dir Gutes erweisen, so Gott will, der Erhabene!

Darauf reisten sie ab. Bald nachher kam der Gatte jener Frau. Sie berichtete demselben das Vorgefallene und das von ihren Gästen er-

haltene Versprechen. Dieser aber gerieth hierüber in Zorn und sagte:

— Wehe dir! Du liessest unser einziges Schaaf schlachten für Leute, die wir nicht kennen!

Nach einiger Zeit sodann trieb sie die Noth, nach Medina zu gehen. Sie verkauften daselbst Kameelmist und lebten von dem dafür erlösten Geld. Da traf es sich, daß die Frau durch die Straße kam, in welcher Hasan wohnte, und er saß gerade vor der Thüre seines Hauses. Alsbald erkannte er die Frau, während sie ihn nicht erkannte, schickte dann seinen Diener nach ihr und ließ sie vor sich kommen, worauf er sie also anredete:

— O Magd Gottes! Kennst du mich nicht?

— Nein! antwortete sie.

— Ich war, fuhr er dann fort, einer deiner Gäste an dem Tage, wo du das Schaaf uns bereitet hast.

Das Weib versetzte:

— Ich verehre dich an Vaters und Mutter Statt!

Drauf hieß er ihr tausend Stück Schaafe geben als Almosen, dazu tausend Denare, und

ſchickte ſie mit ſeinem Diener zu ſeinem Bruder Hoſein, der ihr gleichfalls tauſend Schaafe und tauſend Denare gab, und ſie dann zu dem Abdallah ſchickte, der ſie nicht weniger beſchenkte. Dann kehrte die Frau mit dem Geld und den Schaafen zu ihrem Gatten zurück.

Der Wettſtreit.

Es erzählt Haitham ben Adi:

Drei Männer ſtritten ſich darüber, wer der gutthätigſte Mann ihres Zeitalters ſey? Der eine von ihnen ſagte:

— Der gutthätigſte Mann unſerer Zeit iſt: Kais ben Alkama.

Der andere:

— Der gutthätigſte Mann unſerer Zeit iſt: Dräba Elufi.

Der dritte endlich:

— Der gutthätigſte Mann unſerer Zeit iſt: Abdallah ben Dſchafer.

Lange ſtritten ſie über dieſe Sache. Da wurde ihnen geſagt:

— Jeder von euch gehe zu ſeinem Mann und

bitte ihn um etwas, auf daß wir ſehen, was er gibt, und darnach entſcheiden!

Da gieng zuerſt der letzte von den dreien, der den Abdallah für den gutthätigſten Mann ausgab, hin und traf denſelben, wie er eben im Begriff war, eine Reiſe anzutreten. Worauf er ihn alſo anredete:

— O Sohn des Oheims des Geſandten Gottes! — Segen und Heil Gottes über ihn! — Ich bin ein Reiſender, in großer Noth, der deine milde Hand um eine Gabe anſpricht.

Abdallah hatte aber bereits mit dem einen Fuß ſein Reitthier beſtiegen, da ſetzte er ſeinen Fuß wieder ab und wandte ſich an den Mann mit den Worten:

— Nimm das Thier mit dem, was auf ihm iſt!

Da nahm es der Mann, und ſiehe da! es waren darauf ſeidene Kleider und zweitauſend Denare.

Darauf gieng der zweite hin, der den Kais für den gutthätigſten Mann erklärt hatte und traf ihn ſchlafend. Er klopfte an die Thüre; da kam ein Mädchen zu ihm heraus und fragte ihn:

— Was begehreſt du? Siehe er (mein Herr) ſchläft.

Der Mann erwiederte:

— Ich bin ein Reiſender, in großer Noth und bin zu ihm gekommen, ihn um etwas auf den Weg zu bitten.

Da entgegnete ihm das Mädchen:

— Ich will dir lieber etwas geben, als daß wir ihn aufwecken.

Darauf brachte ſie ihm einen Beutel mit dreihundert Denaren und ſetzte hinzu:

— Gehe zu der Kameeltränke hin und ſuche dir dort ein Kameel aus! Dann beſteig es und reiſe glücklich!

So kehrte der Mann mit Geld und einem Kameel zurück. Als aber Kais von ſeinem Schlaf aufwachte, erzählte ihm das Mädchen das Vorgefallene. Da ſchenkte er ihr vor Freude darüber die Freiheit.

Zuletzt gieng der hin, der den Oraba für den gutthätigſten Mann hielt. Er fand ihn erblindet und eben auf dem Weg nach der Moſchee, von zwei Sklaven geführt. Da redete er ihn alſo an:

— O Oraba! ein Reisender und Dürftiger spricht deine Mildthätigkeit an.

Dieser erwiederte ihm:

— Leider haben, so wahr Gott lebt, die Unglücksfälle in dem Haus des Oraba auch nicht einen einzigen Dirhem gelassen, indeß, mein Freund, nimm diese beiden Sklaven!

Der Mann entgegnete ihm:

— Ich bin nicht der, der dir den Arm abschneiden will *).

Aber Oraba versetzte:

— Bei Gott! ich thue es nicht anders, und wenn du sie nicht nimmst, so laß ich sie doch frei.

Darauf zog er seine Hände zurück von den beiden Sklaven und kehrte um nach seiner Wohnung und stieß sich da und dort an einer Wand, bis er ganz wund war.

Als die drei Männer beisammen waren, wurde dem letztern, der den Oraba für den gutthätigsten Mann erklärt hatte, der Sieg zuerkannt.

*) d. i. ich will dich nicht deiner Stütze berauben.

Der Sklave und der Hund.

Abdallah ben Dschafer kam auf einer seiner Reisen an Palmen vorbei, zu deren Bewachung von den Eigenthümern derselben ein schwarzer Sklave aufgestellt war. Eben brachte man dem Sklaven sein Essen, bestehend in drei runden Stücken Brod. Abdallah setzte sich zu dem Sklaven hin. Da kam ein Hund angelaufen mit lechzender Zunge, er näherte sich dem Burschen und sah auf die Brode hin. Da warf ihm der Sklave ein Stück hin und er aß es. Drauf warf er das zweite hin und der Hund aß es, und so auch das dritte. So aß ihm also der Hund Alles weg. Da wandte sich Abdallah, der solches mit angesehen, an den Sklaven mit den Worten:

— Wie viel bekommst du, mein Sohn, täglich an diesem Ort zu essen?

Er antwortete:

— Drei Stücke Brod, und das waren sie!

— Warum hast du aber, fuhr Abdallah fort, diesen Hund damit gespeist?

— Mein Herr! erwiederte der Sklave, solche sind nicht auf dem Gebiet eines Hundes, und

ich zweifelte nicht, daß er von weit her gekommen und Hunger habe, und ich hatte eben keine andere.

— Was thuſt nun aber du? fragte Abdallah.

— Ich, erwiederte er, werde faſten bis morgen.

Da rief Abdallah aus:

— Herrlich, herrlich! dieſer Sklave iſt freigebiger als ich.

Abdallah brachte hierauf die Palmen und den Sklaven durch Kauf an ſich, ſchenkte dieſem die Freiheit und dazu die Palmen, und gieng dann ſeines Weges weiter.

Der Rebell.

Es empörte ſich ein Mann gegen Soleiman ben Abdalmelik. Soleiman gab ihm Gnade. Drauf empörte er ſich wieder zu einer andern Zeit. Der Fürſt verzieh ihm abermals. Drauf empörte er ſich wieder gegen Soleiman. Dieſer ließ ihn nochmals ungeſtraft. Drauf empörte

er sich aber wieder. Dreimal hatte ihm Soleiman verziehen. Dieses viertemal gab er Befehl, ihm den Hals abzuschneiden. Da rief der Mann:

— Ach Gott! ach Gott! o Fürst der Gläubigen!

Soleiman entgegnete ihm aber:

— Habe ich dir nicht verziehen, und dann wieder verziehen, und dann noch einmal verziehen?

Der Verbrecher versetzte:

— Und ließ ich dich nicht siegen über mich, und dann wieder siegen, und dann nochmals siegen?

— Gut! rief der Khalif, und Gott sey Dank gesagt!

Darauf ließ er ihn frei.

Der Graubart.

Es war ein Mann, der hatte schon etwas einen weißen Bart. Als er einmal ausgieng,

begegnete ihm ein ſchönes und reizendes Weib. Da ſagte er zu derſelben:

— Höre du! wenn du ohne Mann biſt, ſo möchte ich dich heirathen, und ich gäbe dir, was du dir wünſchteſt. Wenn du aber verheirathet biſt, ſo hat Gott deinen Mann durch dich beglückt.

Das Weib erwiederte ihm:

— Ich habe zwar keinen Mann, allein auf meinem Kopf ſind einige weiße Haare, und ich glaube, daß dir ſolches nicht lieb ſeyn wird.

— Da haſt du Recht, erwiederte er, und wandte ſich von ihr weg.

Da rief ihm das Weib nach:

— Nur langſam! o du! Ich bin, bei Gott! noch nicht zwanzig Jahre alt, und iſt kein weißes Haar auf meinem Haupt. Ich wollte dir aber nur zu wiſſen thun, daß mir nicht lieb iſt an dir, was dir nicht lieb iſt an mir.

Der Dieb.

Ein Böſewicht drang in das Haus des Khalaf ben Ajjub bei Nacht, und dieſer ſtand da und betete. Der Dieb raffte Alles zuſammen, was er in dem Hauſe fand von Geräthſchaften und ſonſtigen Sachen; dann that er das Geraubte in ein Bündel zuſammen und wollte es auf dem Kopf forttragen. Khalaf ſah dies Alles mit an, ſprach aber kein Wort. Als der Böſewicht an die Mauer kam, ſo konnte er wegen ſeines hohen Bündels auf dem Kopf nicht drüber hinweg ſteigen.

Da ſprach Khalaf zu ihm:

— Mein Freund! Nimm den Schlüſſel und öffne das Thor! Du haſt das wohl nöthig!

Da rief der Dieb:

— Deinesgleichen ſoll keinen Schaden leiden!

Und er ließ das Bündel liegen, und that Buße.

Wem zu gehorchen?

Es empörte sich gegen Harun ein Mann, der sich zu hoher Macht emporgeschwungen hatte. Harun schickte gegen denselben ein Heer, und dieses besiegte ihn und der Rebell wurde vor ihn gebracht. Da redete er denselben also an:

— Was wünschest du, daß ich an dir thue?

— Was, erwiederte dieser, du wünschest, daß Gott an dir thue, wenn er dich vor seinen Richterstuhl stellt!

Da schwieg Harun eine Weile. Dann sprach er:

— Laßt ihn frei!

Nachdem der Verbrecher von ihm weggegangen war, sagte einer der Versammelten zu Harun:

— O Fürst der Gläubigen! Du hast dein Vermögen daran gesetzt und deine Leute ermüdet, und nun! wegen eines einzigen Wortes lässest du ihn frei! Da wird sich am Ende jeder Schlechte Alles gegen den Fürsten der Gläubigen erlauben!

Auf diese Rede hin hieß Harun den Rebellen zurückbringen. Als dieser vor Harun wieder er-

schienen, merkte er gleich, daß man denselben seinetwegen eines Andern beredt habe, und sprach daher:

— O Fürst der Gläubigen! Willfahre nicht in der Sache deines Gefangenen einem Andern, denn wenn Gott, der Erhabene, in deiner Sache einem Andern willfahren wollte, so dürfte er dich keine einzige Stunde mehr Khalif seyn lassen!

Da rief Harun:

— Laßt ihn frei!

Und Niemand wagte mehr ein Wort über ihn zu sagen.

Der Bekehrte.

Als der persische König gefesselt stand vor dem Khalifen Omar, über dem Gottes Wohlgefallen, verlangte dieser von ihm, daß er den Islam annehmen solle. Er weigerte sich, und Omar gab Befehl, ihn zu tödten. Da wandte er sich an den Khalifen mit den Worten:

— Bevor du mich tödten lässest, laß mir

inen Trunk Waſſers reichen, und laß mich nicht im Durſt ſterben!

Omar ließ ihm einen mit Waſſer gefüllten Becher reichen. Als der König aber den Becher n ſeiner Hand hatte, da ſprach er:

— Bin ich, o Fürſt der Gläubigen, meines Lebens ſicher, bis daß ich den Becher geleert habe?

— Ja, erwiederte Omar, du biſt ſicher, bis daß du das Waſſer getrunken!

Da ſchüttete er das Waſſer aus. Drauf rief er:

— Worthalten, Worthalten! o Fürſt der Gläubigen!

Omar hieß die Mordvollſtrecker ihn laſſen, bis auf Weiteres. Sobald aber das Todesſchwerdt von ihm weggenommen war, rief er:

— Ich bekenne, daß kein Gott iſt außer dem einen Gott, und bekenne, daß Mohammed iſt der Prophet Gottes!

Omar verſetzte hierauf:

— Da haſt du das rechte Glaubensbekenntniß gethan! Was hat dich aber dazu bewogen?

— Ich wollte, erwiederte er, nicht, daß

man von mir sagte: Ich habe aus Furcht vor dem Schwerdt mich zum Islam bekehrt.

Da sprach Omar, über dem Gottes Wohlgefallen:

Wahrhaftig! das ist eine Weisheit, die ihn seines Königreiches würdig machte!

Der schöne Mantel.

Abulfaradsch Essalami erzählt folgende ihm von Omar ben Elala mitgetheilte Geschichte:

Noman ben Elmundhir saß eines Tages da, angethan mit einem prächtigen, mit Perlen gezierten Mantel, wie man vor diesem Tag noch keinen gesehen hatte, und gestattete an diesem Tage den Arabern freien Zutritt zu sich. Unter diesen Arabern befand sich auch Aus ben Haretha. Jeder aber, der sich dem Khalifen näherte, sah den prächtigen Mantel an und jeder gab seinem Nachbar zu verstehen, daß er noch nie einen solchen Mantel gesehen und noch nie gehört habe, daß irgend ein Fürst einen ähnlichen besitze. Aus ben Haretha aber verhielt sich

ganz ſchweigend und ſah den Mantel gar nicht an. Da wandte ſich Noman an ihn mit den Worten:

— Ich ſah doch keinen von allen denen, die ſich mir genähert, der nicht dieſen Mantel ſchön geheißen und darüber mit ſeinem Nachbar geſprochen hätte, nur an dir allein bemerkte ich, daß du den Mantel, wiewohl ich ihn eben nicht hoch anſchlage, nicht ſchön gefunden und ihn gar nicht angeſehen haſt!

Aus entgegnete:

— Es beglücke Gott den Fürſten! Man darf einen Mantel nur ſchön finden, wenn er in der Hand des Kaufmannes iſt; wenn aber damit der Fürſt angethan iſt und ſein Antlitz darin ſtrahlt, ſo iſt mein Blick einzig auf den Fürſten gerichtet und nicht auf den Mantel.

Noman bewunderte den Verſtand des Mannes und fand ſeine Rede trefflich. Wie er dann die Leute entließ, ſagte er zu ihnen:

— Verſammelt euch morgen wieder bei mir, wo ich den von euch, welcher der Herr der Araber iſt, mit dieſem Mantel bekleiden werde!

Da entfernten ſich von ihm die Araber. Jeglicher aber bildete ſich ein, daß er wohl mor-

gen den Mantel erhalten würde. Den Morgen darauf schmückten sie sich mit ihren prächtigsten Kleidern, gürteten sich ihre schönsten Schwerdter um, bestiegen ihre trefflichsten Pferde und zogen so zu Noman. Aus ben Haretha allein blieb zu Hause.

Da sagten seine Freunde zu ihm:

— Was ist dir denn? wirst du nicht auch mit den andern diesen Morgen in den Palast des Königs gehen, es wäre ja möglich, daß dir der Mantel gegeben würde?

Aus erwiederte ihnen:

— Wenn ich der Herr meiner Leute bin, so halte ich mich noch nicht für den Herrn der Araber. Und, wenn ich hingienge und den Mantel nicht bekäme, so müßte ich gedemüthigt heimkehren, bin ich aber der für denselben Bestimmte, so weiß der Fürst ja, wo ich wohne.

Da zogen sich seine Freunde von ihm zurück.

Noman sah die um ihn Versammelten alle an, erblickte aber keinen Aus ben Haretha unter ihnen. Da gab er einem seiner Vertrauten den Auftrag, hinzugehen und sich nach dem Aus zu erkundigen. Der Abgesandte Noman's gieng hin zu einem der Freunde des Aus, um über

denſelben Kunde einzuziehen, und nachdem er von jenem die Ausſprüche vernommen, die Aus gethan, kehrte er zu Noman zurück und berichtete ihm dieſelben. Da ſchickte Noman einen Geſandten zu Aus hin und ließ ihm ſagen:

— Stelle dich bei mir ein und ſey ohne Sorgen von wegen deſſen, was du fürchteſt!

Da erſchien Aus, in denſelbigen Kleidern, mit denen er den Tag zuvor angethan war. Die verſammelten Araber aber waren ganz froh, daß Aus nicht mit ihnen gegangen, denn ſie fürchteten, daß er den Mantel bekommen möchte.

Als Aus angekommen war und Platz genommen hatte, wandte ſich Noman an ihn mit den Worten:

— Ich ſehe, daß du heute deine Kleidung nicht gewechſelt haſt, drum thue dieſen Mantel um, daß du auch geſchmückt ſeyeſt!

Bei dieſen Worten nahm ſich Noman den Mantel ab und that ihn dem Aus um. Das war den verſammelten Arabern ſehr unlieb, und ſie faßten Neid gegen den Aus. Sie ſprachen aber zu einander:

— Es gibt für uns kein anderes Mittel, um den Aus zu demüthigen, als daß wir einen

Dichter gewinnen, der ein Spottgedicht auf ihn mache, denn nichts als ein solches Gedicht kann seine Erhebung herabsetzen.

Darauf brachten sie fünfhundert Kameele zusammen, giengen damit zu einem Dichter, Namens Dscharwal, und sprachen zu ihm:

— Nimm diese, und mache uns dafür ein Spottgedicht auf den Aus ben Haretha!

Dscharwal war aber damals der größte Dichter unter den Arabern und besonders ausgezeichnet im Spottgedicht. Er erwiederte ihnen:

— Wie könnte ich ein Spottgedicht machen auf einen so geachteten Mann, dessen Haus jedem Ehrenwerthen offen steht, dessen Freigebigkeit keinen Würdigen abweist, nach dessen Willen kein Tapferer beschimpft werden darf, an dem jeder Gast einen Gutthäter findet. Und was ich in meinem Haus sehe, das ist sein Geschenk!

Es hörte aber von dieser Sache ein anderer Dichter, Namens Bischr ben Hazim, der hätte sich gern die fünfhundert Kameele verdient und machte daher ein Spottgedicht auf Aus, worin er namentlich dessen Mutter So'dà angriff. Als Aus davon Nachricht erhielt, stellte er dem

Dichter nach. Dieſer aber entfloh und ließ die Kameele zurück, die man nun dem Aus brachte. Aus nahm dieſelben, ſtellte aber dem Dichter immer heftiger nach. Der Dichter zog in vielen Stämmen der Araber herum, einen Mächtigen zu ſuchen, der ihn gegen Aus in Schutz nähme. Allein jeder, zu dem er kam, ſagte ihm:

— Ich würde dich in Schutz nehmen, nur nicht gegen Aus ben Haretha, denn ich bin nicht im Stand, gegen ihn dich zu ſchützen.

Aus hatte aber viele Leute ausgeſchickt, um den Dichter aufzuſuchen. Da entdeckte ihn einer ſeiner Nachſteller, griff ihn und brachte ihn vor den Aus. Dieſer redete den Dichter dann alſo an:

— Du Elender! du greifſt meine Mutter an, und unſere Zeit hat keine wie ſie!

— Solches, erwiederte dieſer, iſt geſchehen, o Fürſt!

— Ich, fuhr Aus fort, werde dich einen Tod ſterben laſſen, durch den meine Mutter wieder aufleben ſoll!

Drauf führte er den Dichter zu ſeiner Mutter und redete dieſelbe alſo an:

— Da hab ich dir den Dichter, der dich

verspottet hat! und ich habe geschworen, ihn einen Tod sterben zu lassen, durch den du wieder auflebest.

Seine Mutter aber entgegnete ihm:

— Mein Sohn! Gibt es denn nichts besseres, als solches?

— Was soll das seyn? versetzte er.

Sie erwiederte:

— Siehe! Er hat keinen Retter vor dir und keinen Beschützer gegen dich gefunden, und wir sind Leute, die beim Ausüben der Wohlthätigkeit nicht darauf sehen, wer uns Unrecht gethan habe. Drum, bei dem Recht, das ich über dich habe! willst du ihn nicht frei lassen und ihm seine Kameele zurückgeben, dazu ihm von deinem Besitz eben so viel geben und von dem meinigen auch so? und gib ihn unverletzt seiner Familie zurück, denn sie sind seinetwegen in Verzweiflung!

Da gieng Aus zu ihm hinaus und redete ihn also an:

— Was sagst du, daß ich dir thun soll?

— Du sollst mich, erwiederte er, umbringen ohne Umstände!

— So haſt du alſo, fuhr Aus fort, den Tod verdient?

— Ja! erwiederte er.

— Aber, verſetzte Aus, meine Mutter, die du verſpottet haſt, will das und das haben!

Drauf ließ er ihm die Feſſeln abnehmen und ſetzte hinzu:

— Kehre zu den deinigen zurück und nimm, was meine Mutter dir geben will!

Da erhob Biſchr ſeine Hand zu dem Himmel und ſprach:

— Gott! du ſeyſt mein Zeuge, daß ich kein anderes Gedicht mehr machen will, als Lobgedichte auf Aus den Harethа!

Und wirklich machte er nach dem viele Preisgedichte auf ihn.